This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

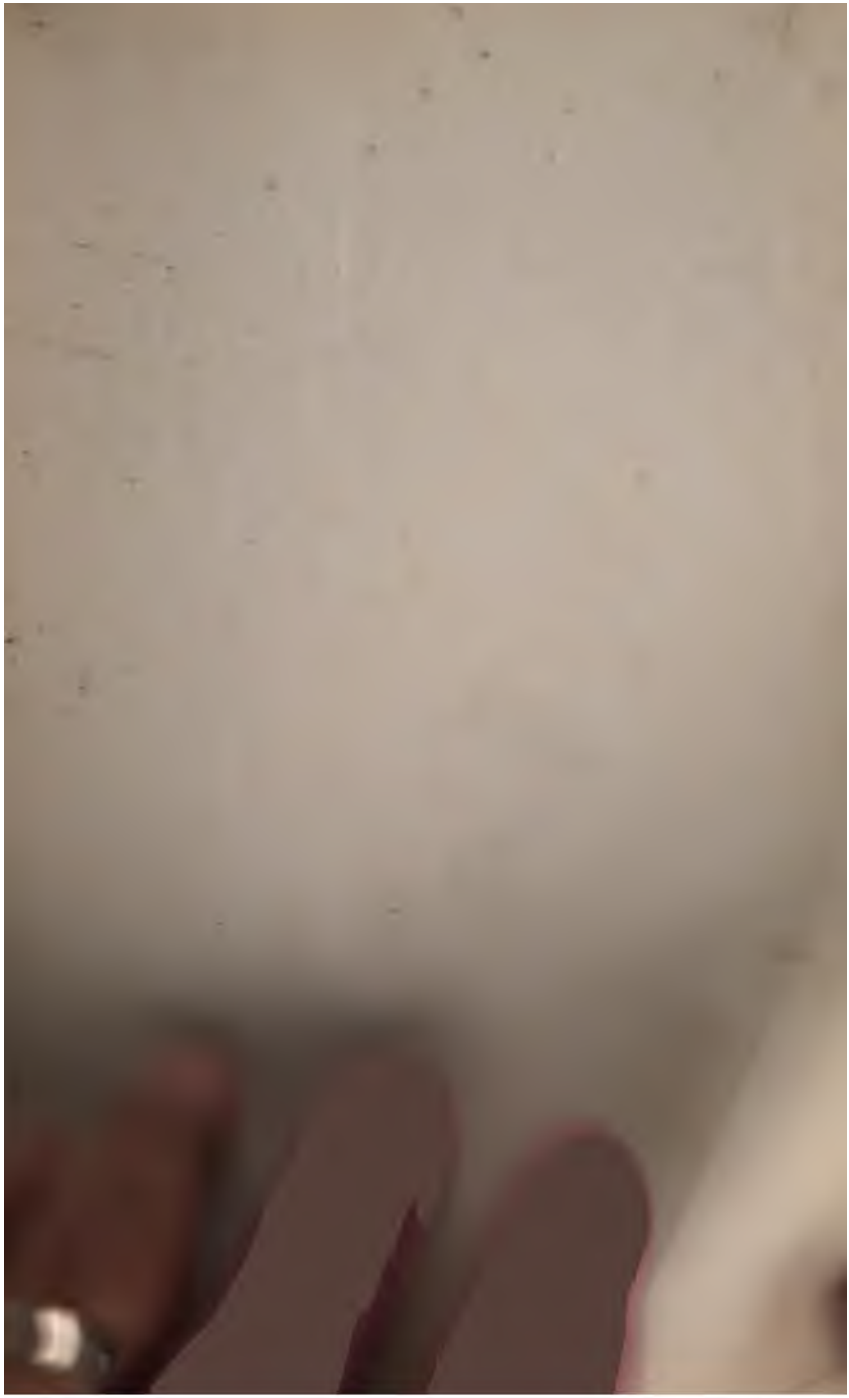
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

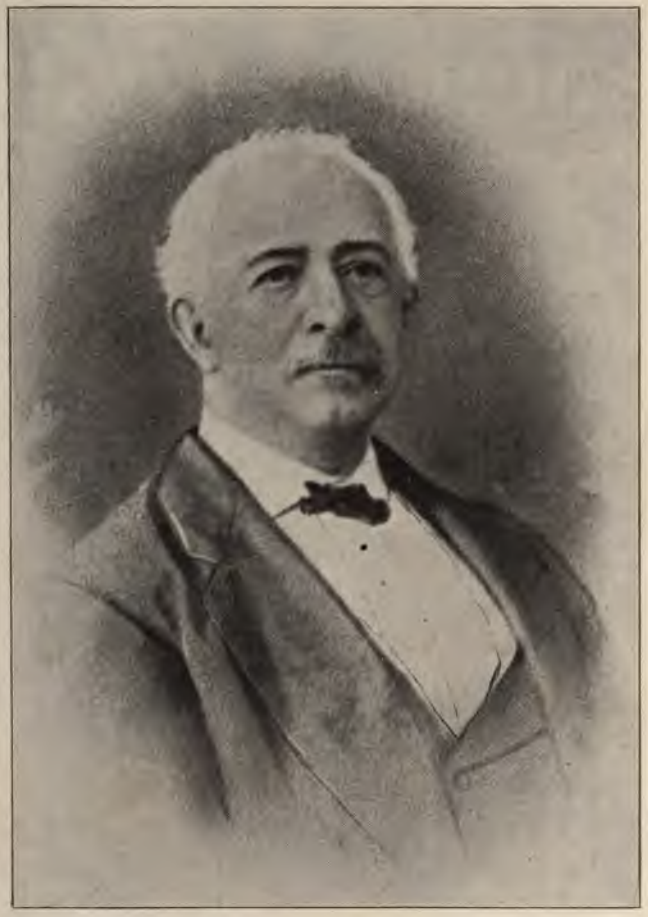
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

VII 143





Alex Buchner

# Das „tolle“ Jahr

## Vor, während und nach.

---

## Von einem der nicht mehr toll ist.

---

Erinnerungen

von

**Alex Büchner,**

Professeur honoraire à l'Université de Caen.

Gießen.

Verlag von Emil Roth.

1900.

Alex Büchner

# Das „tolle“ Jahr

## Vor, während und nach.

---

## Von einem der nicht mehr toll ist.

---

Erinnerungen

von

**Alex Büchner,**

Professeur honoraire à l'Université de Caen.

Gießen.
Verlag von Emil Roth.
1900.

I.

# Wunderliche Erinnerungen.

Als ich noch „im Flügelkleide“ nicht in die Mädchenschule ging, sondern in das großherzogliche Gymnasium einer wenig bekannten Stadt an dem fabelhaften Fluß Darm, da hatte ich eine weibliche Großmutter, welche alle Kennzeichen des reinsten Rokokostils an sich trug. Sie hätte mit Glanz am Hofe Ludwigs XV. erscheinen können. Über den letzteren waren freilich schon die große Staatsumwälzung von 1789, das erste Kaiserreich, die Restauration nebst den hundert Tagen und selbst die Julirevolution hingegangen. Das that aber nichts zur Sache. Meine weibliche Großmutter war und blieb dennoch Rokoko, obwohl das junge Deutschland schon mit vollen Backen in die Schwingen des Zeitgeistes hineinblies und Raum für den Flügelschlag einer freien Seele verlangte, aber nicht erhielt. Es gab nämlich noch gewisse geographische Breiten, unter welchen das Wehen des Jahrhunderts wenig oder gar nicht verspürt wurde, und zu diesen gehörte auch das Darmgebiet. Man saß da wie eine Melone unter ihrer Glasglocke. Man lebte in Arkadien, d. h. in der möglichst besten aller möglichen Welten, und betrachtete alle politischen und sonstigen Weltverbesserer als

Intriguanten oder Narren oder beides. Unter solchen Umständen aber halten sich eingemachtes Obst und weibliche Großmütter am allerbesten. Sie war eine große, schlanke, stolze Frau, welche nur noch in der Vergangenheit, an einem gewissen Pirmasenser Hof, irgendwo in der Rheinpfalz, lebte. Was ist für die Mitwelt Pirmasens? Der gebildete, mehrere Examen bestandenhabende Staatsbürger weiß aus Daniel (nicht dem Propheten, sondern dem Geographen, welcher nie ein Prophet war), daß man in Pirmasens die dauerhaftesten Pantoffeln verfertigt, und zwar namentlich diejenigen, welche in glücklichen Ehen nur bei jeder silbernen oder goldenen Hochzeit frisch versohlt werden. Aber in jener großmütterlichen Vergangenheit besaß Pirmasens nicht nur seine Pantoffeln, sondern auch einen Landgrafen mit Soldaten und sonstigem Zubehör, d. h. ein vorverfassungsmäßiges Regiment, dessen Verdienste von denen, die es an ihren Mitmenschen anwandten, gar nicht genug gewürdigt werden konnten. In solchen Erinnerungen nun schwelgte meine mütterliche Großmutter. Für alles übrige war sie blind — außer für uns, ihre Enkelkinder —, nämlich starblind, und tastete sich, an den Zimmermöbeln hinfühlend, durch die Reste ihres Daseins hindurch. Ich war noch ein kleiner Range, fast so klein wie Müllers kleiner Hydriot in den Griechenliedern; nur konnte ich noch viel weniger schwimmen, als ich es heute kann — ich kann es nämlich an und für sich nicht —, und habe niemals ein Silberstückchen, so klein es auch sein mochte, vom Grunde des Meeres heraufgeholt. Im Gegenteil! Wenn ich doch all das Geld wieder hätte, das ich im Laufe der Zeit ins Wasser geworfen habe! Alle Hydrioten der Welt könnten das nicht wieder heraufholen. Immerhin aber saß ich oft

als kleiner Bengel auf einem Schemel zu Füßen der blinden Rokokogroßmutter, während ihr meine Schwester Luise, die nachmalige Erziehungsschriftstellerin, damals aber nur ein Bündel wie ich selber, aus gedruckten Büchern sehr gebildete Lektüre vorlas. Freilich war es nicht die gebildete Lektüre, welche mich anzog, sondern die ganze pirmasenshafte, rokokoartige Umgebung, in welche sich die Erinnerung der Kinder- und Ammenmärchen — denn für mich war ja alles wirklich passiert! — mit wunderlicher Genauigkeit hineinpaßte. Da befanden sich absonderliche Möbel mit gewundenen Beinen und geschnitzten Säulchen, abgeblaßte Stickereien und Webereien und eine urnenförmige porzellanene gemalte Schlaguhr mit Glasglocke aus der Imperialzeit, welche mein Bruder Ludwig selig noch heute in seinem Salon stehen hat. Das alles war aber gar nichts gegen die Porzellanfiguren und Gruppen aus Meißen und Sèvres, die in der guten alten Zeit so manchen bürgerlichen Haushalt zierten, ohne daß man auch nur einen annähernden Begriff von dem künftigen Finanzwert aller dieser Schäfer und Marquisen, dieser Offizierchen und Soubretten, dieser Apollos und Dianas besaß. Sie galten für Babel und Tand und Kinderspielzeug, obwohl die blinde Großmutter viel darauf zu halten schien. Aber in dieser Hinsicht war die jüngere Generation viel blinder als die alte Frau. Durch die Zeit ging schon ein Zug von derber Düsseldorferei; das Rokoko wurde gemieden, gehaßt und verachtet. Wer doch jetzt jene Menagerien aus dem ancien régime wieder haben könnte! Ein Vermögen würde man damit machen bei einem Wiederverkäufer, und dieser letztere würde mehrere Vermögen damit machen bei kenntnisreichen Liebhabern. Je nun, was man im Alter wünscht, das hatte man in der Jugend die Fülle.

Dennoch ist mir aus jener mythologischen und pastoralen Porzellanwelt eine instinktive Vorliebe für das Rokoko verblieben — besonders für die Reifröcke, und ich kann nicht begreifen, warum die jetzige männliche und zum Teil auch weibliche Mitwelt sich so stark gegen jene Aufbauschung der schöneren Hälfte unseres Daseins spreizt. Aufgebauscht wird ja doch alles. Warum nicht dieses? Und wie sollte uns sonst in dieser Luftballonzeit das ewig Weibliche hinanziehen können?

Großmutter war übrigens nicht allein Rokoko. Außer ihren Porzellanfiguren hatte sie auch Freundinnen gleichen oder nur wenig jüngeren Datums, welche im Hause aus und ein gingen. Wäre doch nur ein spekulativer Grévin dagewesen, der sie in Wachsfiguren nachgebildet hätte! Das hätte ein Raritätenkabinett Nummer eins gegeben! Leider leben jene Kabinettsstücke nur noch in meiner Erinnerung statt in Wachs.

* * *

Als die Parzen jung waren, nannte man sie Grazien und Musen; als die Grazien und Musen alt wurden, hießen sie Parzen. So geschah es auch mit meiner weiblichen Großmutter. Bis zum Alter von sechzig Jahren ging sie geschminkt und geschnürt, gepudert und ausgeschnitten einher. Dann wurde sie blind und ließ sich von Schwester Luise gebildete Bücher vorlesen. Dennoch vereinsamte sie nicht, wie so viele abgelegte Schönheiten. Sie machte nämlich sozusagen ein Haus aus, und wer seine Mitmenschen auf Polsterstühle setzt mit Viktualien davor, der ist selten mit seinem Gott allein. Als Großmutter jung war, hatten solche Mitmenschen vorzugsweise derjenigen Species angehört, welche sich aus Bescheidenheit die Herrn der Schöpfung zu nennen pflegen; später-

hin wurde das anders, und der Kreis der Parzen war fertig. Ich war damals ebensowenig Rembrandt als heute, aber wenn ich es gewesen wäre, dann hätte ich mit — nicht bei — diesen Originälern Glück gemacht. Denn sitzen thaten sie, wie es nur ein Maler wünschen kann; sie waren nämlich alle sitzen geblieben. Jedoch ohne ihre Schuld. Ihre Grazien- und Musentage fielen in den Anfang des Jahrhunderts, d. h. in die sogenannte Franzosenzeit, und man muß bedenken, daß diese Franzosenzeit im südwestlichen Deutschland früher angefangen und später aufgehört hat als in den anderen Ecken der vaterländischen Landkarte. Vom ernsten, hochpolitischen Standpunkt aus waren das traurige Tage der Erniedrigung; aber es gab auch andere Standpunkte, auf welche sich diejenigen stellten, welche im Wallen durch das irdische Jammerthal eher die „breite Bahn" als den „steilen Pfad" verfolgten. Letzteres kann man ja immer noch als Parze thun. Grazien und Musen dagegen wollen lieber tanzen, wozu steile Pfade weniger geeignet sind. Das hatten denn auch die großmütterlichen Freundinnen zu ihrer Zeit reichlich geübt. Aber in den Franzosenzeiten wurde die männliche Tugend öfters als Zielscheibe vervollkommneter Wurfgeschosse benutzt, und so oder anders waren jenen Huldgöttinnen ihre natürlichen oder gesetzlichen Stützen abhanden gekommen. Sie stützten sich nun gegenseitig, wie sich z. B. zwei harterprobte Freunde in bedenklichen Lebenslagen mit den Rücken gegeneinander stellen, und bildeten so ein Bollwerk, gegen welches die berühmte russische Redoute in der Schlacht bei Borodino (1812) das reine Kinderspielzeug war. Ihr Hauptvereinigungspunkt, ein- oder zweimal die Woche, war meine feierliche Rokokogroßmutter, und, wie kleine Kinder eben immer unvor-

sichtig sind, so lernte ich sie in objektiver Nähe kennen. Da war vorerst Henne (Henriette) Traubenblatt, ein kleines, „verzwunzeltes," in unendlich viel Kattun gehülltes Wesen mit einem Gesichtchen wie ein Reinetteäpfelchen um Ostern, mit einem Wort, die verkleidete Fee im Märchen. Sie hatte ihre Jugend an einem der kleinen deutsch-französischen Höfchen verbracht und war mit Skandal- und Intriguengeschichten ausgelegt wie ein Raritätenkasten mit Perlmutterplättchen. Ihre Erlebnisse, welche sie den Eingeweihten und Teilnehmenden unter Gebärden der höchsten Verschwiegenheit in die Ohren flüsterte, gaben ihr großes Ansehen. Ihre Nebenbuhlerin war die Frau Hofkonditor Reinsilber. Freilich, die hatte ganz andere Rosinen im Sack! Henne kannte ja nur eine abseits liegende Vergangenheit, die Frau Hofkonditor dagegen war mit der nächstliegenden Gegenwart vertraut. Ihr Eheherr hatte den irdischen Beruf, die Alimentation Serenissimi und seines Hofs zu pfeffern, zu salzen, zu zuckern und sonst zu würzen.

„Du lieber Gott! was so ein Mann
Nicht alles, alles wissen kann!"

Unsereiner, der von jeher „Appetit auch ohne das" hatte, vermag die Tragweite einer solchen Stellung nicht in ihrem richtigen Wert zu schätzen, aber ein Hof ist ein Hof, und ein Hofkonditor ist ein Hofkonditor, und somit galt die Hofkonditorin für eine der wichtigsten Stützen des Parzenkreises, ganz abgesehen davon, daß sie ein „böses Stück" war, wie man sich verstohlen zuraunte. Deswegen war auch sie allein nicht sitzen geblieben. Nichtsdestoweniger schlug sie gelegentlich mit der Zunge um sich wie ein übergeschnappter Elefant mit dem Rüssel. Dennoch gab es eine, die neben ihr zu sitzen

wagte, eine große, hochbusige, überaus reckenhafte Person. Ihren Namen habe ich vergessen, er ähnelte aber dem des Gottes Apollo, was mir beträchtlich imponierte, nicht weniger als der gewaltige Titus oder aufwärts stehende Haarbusch — das gerade Gegenteil der gegenwärtigen Hundshaare —, welcher über ihrer Stirn emporragte. Sie war eine berühmte und selbst berüchtigte Altsängerin gewesen; jetzt war sie nur noch — alt. Dann gab es auch ein Fräulein Line Schmus, bei welchem die Bitterkeiten des Lebens nur als appetitreizende Aperitive, wie Absinth und amer Picon, gewirkt hatten — so groß und dick war sie geraten. Mit sonstigen irdischen Glücksgütern war sie freilich nicht gesegnet. Sie hatte zwar Dach und Fach, aber nichts zu nagen noch zu beißen, weshalb sie bei ihren Freunden die Woche durch in der Reihe herumaß, wie vordem die Schulmeister auf dem Lande. Schwester Luise nun war ein sehr gescheites Kind, weshalb sie auch nicht sehr alt geworden ist, und oft verbrannte sie sich die Zunge — aber nicht an der Suppe. Eines Tages gab dieselbe im engeren Familienkreise folgendes Rätsel auf: „Wer sät nicht? Wer erntet nicht? Und unser himmlischer Vater nährt sie doch?" Wie aus einem Munde riefen die älteren Kinder: „Das ist die Line Schmus!" Endlich knüpft sich noch eine besonders komische Erinnerung an ein Fräulein So und So, welches im Parzenkreis die Rolle des Reporters spielte und mit großer Lebendigkeit die jüngsten Ereignisse der Residenz zu kolportieren und zu amplifizieren wußte. Eines Tages hatte ein fürstliches Leichenbegängnis stattgefunden mit großem Gepränge — Viktor Hugo war nichts dagegen. Fräulein So und So machte ihren Bericht mit großer Emphase, und als sie mit der Beschreibung des

Leichenwagens fertig war, setzte sie hinzu: „Und hüben und drüben kam der Herr von Torcy geritten!“ Der Herr von Torcy war in der That ein schmucker und flinker Kavalier, wie er aber zugleich hüben und drüben reiten konnte, das blieb für meinen kindischen Unverstand ein unlösbares Rätsel. In späteren Jahren hatte ich mit diesem Fräulein So und So noch ein ganz besonderes Hühnchen zu pflücken. Dieselbe erlebte nämlich das furchtbare Jahr 1848. Ich war damals, in Gemäßheit meines immer noch anhaltenden kindischen Unverstands, ein schreckenerregender Demokrätzer und somit in den Augen aller wohldenkenden Residenzler jeder Schandthat fähig. Nun begegnete ich eines Tages in den, dem Publikum geöffneten Durchgängen des fürstlichen Schlosses dem Fräulein So und So, ohne daß mir diese Thatsache zum phänomenalen Bewußtsein gekommen wäre. Darüber berichtete das Fräulein, sie habe im Vorbeigehen ihr Schnupftuch fallen lassen, um zu sehen, ob ich, als wohlerzogener Mensch, dasselbe aufheben würde. Da ich nun gar nichts aufhob, so galt ich fortan für einen Bengel. Dafür hat mich seitdem Lecoqs Fille de Madame Angot getröstet. Sobald Amaranthe singt:

Malgré ses cinq cents femmes
Le Sultan, certain soir,
Brûlant de mille flammes,
Lui jeta son mouchoir, u. s. w.

erhebt mich das Bewußtsein, tugendhafter, wenn auch nicht besser erzogen zu sein als Madame Angot, welche bekanntlich das Schnupftuch nicht liegen ließ.

Unser Papa war ein vielgesuchter Arzt, und der Parzenkreis, mit seinem ewigen Weh und Ach, so tausendfach, mußte

ihm schon aus Familienrücksichten in seine Praxis fallen. Was thut man nicht um der Ehre willen? Wenn aber dem guten Mann alljährlich ein von schöner Hand selbst zusammengekleisterter pappendeckelner, sonst jedoch wohlgefüllter Fidibusbecher zu teil wurde, dann mußte er mit diesem Honorar schon recht zufrieden sein. Wir hatten ein ganzes Museum von Fidibusbechern im Hause, bis dasselbe eines schönen Morgens gelegentlich einer häuslichen Feuersbrunst in alle Winde zerflackerte. Wir Kinder wurden damals fast besser belohnt als Vater Medizinalrat. Sobald nämlich eine der alten Fregatten krankheitshalber eine Medizinschachtel leer gegessen hatte, erschien sie mit feierlichen Gebärden im Hause und überreichte dieselbe einem von uns Würmern. Das meiste blieb an Bruder Ludwig hängen. Der war, wie noch heute, der Liebling der Damen, denn er hatte einen schönen blonden Lockenkopf, nur etwas dick, weshalb er später von seinen Schul- und Universitätskameraden das Haupt genannt wurde, was der hochlöblichen Bundestagspolizei, im Gedanken an Geheimbünde, manche schlaflose Nacht verschaffte. Bisweilen aber war Brüderchen Ludwig unartig gewesen, und dann rückte die leere Medizinschachtel bis zu mir herab. Dafür bin ich den Parzen noch heute sehr dankbar.

* * *

Die periodischen Zusammenkünfte dieses Kreises verliefen nicht nur bei Essen und Trinken, sondern es wurde auch zum Schluß Pochbrett gespielt. Wer nicht weiß, was das ist, dem will ich es auch nicht zu erklären versuchen, denn es ist ein sehr komplizierter Vorgang. Aber wenn man als Kind die Parzen bei diesem Geschäft sah, dann konnte man sich einbilden, daß da die sämtlichen Fäden künftiger Geschicke ge-

sponnen würden. Ich war gerade daran, Lichtwers Fabel: Die Spieler, auswendig zu lernen:

„Sie sitzen oft am Tisch bis in die späte Nacht,
Der Tisch wird nie gedeckt, der Mund nie naß gemacht," u. s. w.

So saßen auch die Parzen und spannen Karten. Donnerkeile blitzten um sie her, d. h. was man heutzutage geflügelte Wörter nennt, und wie zwei oder mehrere Heere standen sie alle im Kampf. „Aber, Frau Hofkonditor, ich hatte den Buben!" hieß es da. — „Wie können Sie einen Buben haben, Fräulein Schmus?" entgegnete die mehr gesalzene als gezuckerte Hofkonditorin. „Und selbst wenn, dann sollten Sie ihn wenigstens nicht ansagen". — „Treff ist Trumpf!" sprach Großmutter dazwischen. Wie aber, wird man fragen, konnte die blinde Großmutter Karten spielen? I nun, fragen ist leichter, als antworten. Doch will ich letzteres versuchen. Entweder hatte Großmutter jenes angeborene Karteningenium mancher Spieler, welche die Farben, Zahlen und Bilder durch die Fingerspitzen wahrnehmen, oder aber eine wohlmeinende Gehilfin saß ihr zur Seite. Kurz, sie spielte eben wacker mit. „Machen Sie doch keinen Ambra!" würde sie dem Frager geantwortet haben. Was aber ist Ambra? Was ist Treff? fragt man weiter. Antwort: Das sind leidige Reste aus der Franzosenzeit für embarras und trèfle, denn nicht fürs Königreich Neapel mit dem Murat obendrein würden die Parzen eine Farbe bei ihrem deutschen Namen, Herz und Kreuz, oder gar Laub und Schelle gerufen haben: Nein, es hieß immer: Kör, Karoh, Treff und Bihk (pique). Zuweilen zischelten sie auch unter sich das Wort: Boddschamper oder Kiddebarih; aber obwohl ich in schwachen Stunden zuweilen moderner Philologe bin,

so habe ich dem Ursprung dieser Geheimlaute noch nicht nachzuspüren gewagt. Das Bild jener Spielabende, welchen man im Hintergrunde beiwohnen konnte, weil Großmutter die Bel-Etage des väterlichen Hauses bewohnte, ist mir unvergeßlich, und nicht eher, als „bis am Ende aller Tage blutend alles Volk verstummt," werden jene Staatsspitzenhauben mit bunten Bändern und gleichfalls spitzen und bunten Nasen aus meinem Gedächtnis entschwinden. Für die Parzen war ja der Tag gekommen,

„Wo der Lenz entflieht
Und der Wangen Rot in die Nase zieht,"

wo man, mit einem Wort, schwedischen Handel treibt: Spiritus ein, Kupfer aus! Uebrigens spielten sie auch nur um Kupfer oder vielmehr um messingene Rechenpfennige, Dandes genannt, die, je nach den Fingern, welche sie hielten, mehr oder weniger nach Grünspan rochen. Die Parzen sind verschwunden, aber die Dandes leben noch in der Familie. Sie sehen aus wie falsche ungarische Dukaten, und ihr Gepräge zeigt pietätvolle Erinnerungen an die Tage der heiligen Allianz. Nach meinem für die Mitte des nächsten Jahrhunderts bevorstehenden Tode sollen sie dem Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg einverleibt werden; das kann alles verdauen, selbst Grünspan.

Die oben erwähnte Szene war durch saubere Talglichter erleuchtet, denn nur vor Thron und Altar brannte man Wachs, und Stearin gab's überhaupt noch nicht. Neben jeder Kerze lag auf einem sauber lackiertem Blechschiffchen ein stahlblinkendes Mordinstrument, vorn wie eine Pike, in der Mitte wie eine Beißzange, hinten wie ein Seekrebs gestaltet und Lichtputze genannt. Vor nicht langer Zeit verehrte mir eine

wohlwollende Freundin eine solche Reliquie. Ich nahm dieselbe mit nach Frankreich und legte sie, ohne weiteren Kommentar, verschiedenen gelehrten Freunden vor. Seitdem sind mehrere archäologische Preis- und Streitschriften über den Ursprung und den Zweck meiner Lichtputze unternommen worden; es ist aber noch keine fertig. Nun, man kann ja warten.

Um auf die bewußten Dandes zurückzukommen, so lagen dieselben gleichfalls auf lackierten runden Schüsselchen, deren ich mich jetzt öfter — quelle décadence! — als Cigaretten-aschenbecher bediene. Dreißig Dandes galten einen Kreuzer, deren vierthalbe wiederum einem Silbergroschen entsprachen. Aber ist die Welt nicht schon um geringfügigere Dinge willen in Brand gerathen? z. B. wegen Roxolanens Stumpfnase: il pleut dedans, sagen die Franzosen. Was der Eris goldener Apfel für die Schönste bei dem bewußten Galadiner im Olymp ausrichtete, das vermochte hier ein gemeiner Kommiß-kreuzer. Um ein solches corpus vile wurde mit Wut gestritten wie um das Schloß Hougomont in der Bataille bei Waterloo, und zuweilen krähte doch nur der Hahn danach. Um diese vorgeschrittene Stunde freilich waren wir Kinder schon lange zu Bette, und erst am nächsten Morgen vernahmen wir aus dem Munde der Hausleute einen epischen Nachhall der von den Spitzenhauben, am grünen Tisch, mit den Lichtputzen verrichteten Heldenthaten.

II.

# Bilder aus Arkadien.

Wir bemerken sogleich, daß unser Arkadien nichts zu thun hat mit dem des alten Griechenlandes, worüber Niemand lacht als ein ewig heiterer Himmel. Einige grundgelehrte Geschichtsprofessoren und Altertumsforscher behaupten, es sei zwischen 1815 und 1848, sowie zwischen Rhein und Donau zu finden gewesen. Auch weiß man, daß die Haupt- und Residenzstadt Pensionopolis hieß, und daß die Philosophie der Verzweiflung dort unbekannt war. Im Gegenteil erachteten es seine Bewohner für eine süße Pflicht, wohlgenährt, gutgekleidet und mit zufriedenen Gesichtern durch dieses Leben zu wallen. Um das, was in der Zeiten Hintergrunde schnarchte, bekümmerte sich Niemand. Man lebte mit kindlicher Bescheidenheit in der süßen Gegenwart. Die Jugend insbesondere war damals jung, und darum ist es billig, daß wir uns zuerst mit ihr beschäftigten.

## I.

Die Bänke des Gymnasiums zu Pensionopolis waren schon lange blank gesessen, als die Zeitgenossen meiner Jugend, mich selbst mit inbegriffen, sich darauf niederließen. Wir

rutschten sie noch blanker, während uns die Beine unter dem Tisch fortwuchsen, bis die Hosen immer kürzer und die Gesichter der guten Eltern immer länger wurden. Die Bildung begann mit Latein und Griechisch und hörte mit Griechisch und Latein auf, und unsere Vertraulichkeit mit Satz- und Verbalbau dieser Sprachen wurde mit der Zeit immer größer, obwohl uns andere Vertraulichkeiten lieber gewesen wären. Wer jetzt von dem schwererklommenen Berg des Alters in die blaugrünen Thäler der Jugend zurückblickt, der fragt sich, wie er sich in den Jahren des Leichtsinns durch das dornige Gestrüpp der sogenannten klassischen Bildung durchzuwinden vermochte. In naturgeschichtlichen und pädagogischen Werken steht zwar zu lesen, der arkadische Jüngling habe die fraglichen Gegenstände um ihrer selbst willen, aus Liebhaberei und mit zwingender Notwendigkeit betrieben. Für manche studierthabende Staatsbürger mag dieses eine Wahrheit sein. Für andere dagegen trifft die Behauptung nicht mit vollgiltiger Richtigkeit zu. Selbst in Arkadien gab es Gemüter, welche meinten, die lateinische Syntax und die griechische Etymologie nähmen sich in schußfreier Entfernung oder gar aus der Vogelperspektive am allerbesten aus. Wenigstens für mich und manche meiner Altersgenossen muß ich mit Beschämung gestehen, daß wir bei unseren klassischen Bestrebungen mehr von eigensüchtigen Motiven geleitet wurden. Was uns auf dem Dulderpfad von einer Kreuzstation zur andern, von der Septima bis in die Selecta, aufrecht erhielt, das war weniger der Wissenstrieb als der unbändige Wunsch, den Knabenschuh mit dem Studentenstiefel zu vertauschen. Das Gymnasium nun war der Hirsenbrei, durch welchen man sich durchzuessen hatte, um in das Schlaraffenland des Burschentums zu ge-

langen. Oft hielt man überfüllt inne, aber gleichwie Richard III., Macbeth und Franz Moor, einmal in der Mitte des Blutstroms angelangt, bis an's jenseitige Ufer durchtappten, statt umzukehren, so fütterten auch wir uns durch die antike Speise hindurch, weil uns drüben frischere Nahrung und namentlich stärkende Getränke winkten. Ein solches Geständnis ist beschämend, aber es ist besser sich zu schämen als heucheln.

Übrigens gab es auch einzelne Lichtblicke in jener Zeit der Prüfung. Man übte sich nämlich, um bei der Ankunft auf der Universität nicht schon in der ersten Viertelstunde unter den Tisch zu fallen, vorläufig im Rauchen und Trinken. Das Nichtvorübergehen am Würzhaus — der wahren Würze des Lebens — war zwar bei Kerkerstrafe verboten, aber wozu wäre denn ein Verbot auf der Welt, wenn es nicht umgangen würde?

Um das Verbot gingen wir herum, um das Wirtshaus nicht, denn

Lust und Lieb' zu einem Ding
Macht alle Müh' und Arbeit gering,

sprach der Spanier, als er durch die Cactushecken zum Liebchen stieg.

Unser verehrter Herr Direktor, der sich ohnehin mehr mit Sanskrit, Prakrit und Pali beschäftigte als mit Disziplin, erfuhr selten etwas von unseren Versuchen, den Komment verstohlener Weise zu praktizieren. In der Familie dagegen merkte man es zuweilen, wenn verhärtete Katzenjämmer auftraten, oder der unverwüstliche Duft des Pfälzer Krauts in Haaren und Jacken stecken geblieben war. Doch das wurde meistens vertuscht, denn wer sich die Nase abschneidet, der verschändet sich das Gesicht, und so wuschen Mütter und

Schwestern die schmutzige bayrische Bier- und Pfälzer Tabakwäsche lieber im stillen Kämmerlein.

Ein schon eher erlaubtes Vergnügen war das Theater. Natürlich gingen wir nur auf's Paradies, so genannt, weil man daselbst Äpfel ißt. Ein gebildetes Benehmen wurde in dieser Umgebung nicht geduldet, denn gute Gesellschaft verdirbt schlechte Sitten. Dennoch übte die Schaubühne auch auf uns ihre volksbildende Wirkung nach Schiller. Wenn sich z. B. der Mohr Monostatos in der Zauberflöte fragte:

Ist denn Lieben ein Verbrechen?
Darf man denn nicht zärtlich sein?

so antworteten wir ganz keck mit Nein, als ob wir's am besten verstünden. Ohne einige Erfahrung in diesem Punkt war man allerdings nicht. Wir waren nämlich nach dem Naturgesetz in die Periode des zuweilen allein, zuweilen zu Zweien irrenden namenlosen Sehnens eingetreten. Dieser Empfindung entsprach die wohlthätige Einrichtung der Tanzstunde:

Menuet, Galopp und Walzer,
Wer weiß, wie das geschah?
Juchheirassassassa!
O tempo-tempora
Gelobet seist Du jederzeit
Frau Musika!

Wir waren zwar keine Krokodile am Nil, lernten aber doch tanzen. Die Sache hatte ihre Mißstände, das wußten Eltern und Lehrer am besten. Sie brauchten dazu ja nur in ihren eigenen, einst jugendlich bewegten Busen zu greifen. Aber ohne Tanzstunde keine Bildung! Man lernt sich dadurch unter seinen Mitmenschinnen bewegen, und Letzteres gilt immer für nützlich und angenehm, wenn auch kostspielig. Wir hatten

Wahl zwiſchen einem arkadiſchen und einem franzöſiſchen
zmeiſter, welche übrigens Beide auf Franzöſiſch ihr: „En
nt deux! chassez, croisez! Dame seule! Cavalier seul!
lle! Pastourelle!“ und „Ronde“ kommandierten. Aus
triotismus wählten wir den Arkadier, der uns aber oft
ýr wie ſpaniſch vorkam. Da wurde nun der Körper ge-
meidig gemacht durch allerlei wunderliche Geſtikulationen;
n wurde mit den verſchiedenen pas und révérences ver-
ut. Endlich kamen wir mit den „Damen“ zuſammen,
amen, welche ſich freilich oft „gänſig“ genug benahmen.
eute noch könnte ich zehnbändige Romane darüber ſchreiben,
ie zarte Sehnſucht und ſüßes Hoffen das En avant deux!
nd die Chaîne anglaise in balkanhalbinſelhafte Verwirrung
rachten. Doch ſeien wir lieber lakoniſch. Einen Monat
onnte das Erlernen der Française, wie man hier ſagt, welche
ber in ihrem Vaterland immer nur Quadrille heißt, dauern.
Dann kam die Mazurka, gleichfalls eine Quadrille, welche darin
beſteht, daß man ſich bald allein, bald mit ſeiner Partnerin
herumſchwenkt wie ſchwerbetrunkene Nürnberger Brummkreiſel,
und mit den Füßen dazu ſtampft wie Freiligrath's mutiger
Rapp. Der dritte und letzte Monat war dem Menuet ge-
widmet, was ſoviel heißt als einen Ladſtock verſchluckt habend
ſich angemeſſen zu benehmen. Walzer und Galopp wurden
nebenher erlernt in einer Art von Freiwilligendienſt. Polka
war noch nicht erfunden, und Cancan wurde überhaupt nicht
gelehrt, welche Lücke man ſich jedoch ſpäter durch eifriges
Selbſtſtudium auszufüllen vornahm. Ich ahnte damals frei-
lich nicht, daß mir durch langjährigen Aufenthalt in der Hei-
mat dieſer chorographiſchen Übung die ſchönſte Gelegenheit
dazu geboten werden ſollte. Alle vierzehn Tage war eine

sogenannte große Tanzstunde, welche zwischen Ball und Lämmerhupf die unrichtige Mitte hielt. Da spielten die Damen mit in Rundtänzen, wobei Jeder von uns in der Wahl seiner Partnerin den Eingebungen seines Herzens, seines Geschmacks oder seiner Interessen folgen durfte. Daß dies zu einem großartigen Rennen ohne Hindernisse nach allen Arten von Hutsimpeleien führte, braucht nicht versichert zu werden. Fensterparaden, Verse, Sträuße, abendliches Nachhausebegleiten und andere Galanterien erfüllten unsere Gemüter.

Man denke nur an die schon mehrfach angezogene Glocke: Und herrlich in der Jugend Prangen, ꝛc. Bei solchen feierlichen Gelegenheiten nahm der Tanzmeister einen alten Geiger zum Mitspieler, während er sonst die Violine allein bestrich. Der Letztere war natürlich Einer von uns're Leut' und hieß auch Herz. Gegen Ende des Bällchens hörte man jedesmal den Hausherrn rufen: „Jetzt kommt der Herzenstanz, meine Herrn!" Uneingeweihte mochten da glauben, es handle sich um einen zärtlichen Walzer nach Wahl. Im Gegenteil! Es mußte geblecht werden für den semitischen Meßhelfer Herz, und zwar hatte jedes zweibeinige Geschöpf starken Geschlechts sechs Kreuzer (sprich achtzehn Pfennige) zu entrichten. Dies war für die meisten von uns ein schon sehr in Betracht kommendes Vermögen, und bei der angeborenen Schläue des Lehrers und des Geigers hielt es schwer, der bitteren Notwendigkeit dieser Leistung zu entschlüpfen. Auch vollzog sich dieselbe ja unter den Augen der Damen. Da will man sich in so zartem Alter nicht blamieren, während dies je später je besser gelingt. Man zahlte also fast meistens. Nur wußten manche dem Sechser, welcher die tieferrötendste Münzsorte

war, die ich je kennen lernte, einen plattgeschlagenen Uniformknopf oder sonstige Falschmünzerprodukte unterzuschieben, um das vom Paterfamilias erhaltene, authentische Stück für andere Zwecke flüssiger Natur zu verwenden. An diesen Kniff waren die Interessenten schon gewöhnt, und weil allzu scharf nicht schneidet, so nahmen sie ihn, so lange es nicht über das Mittel hinausging, mit Gleichmut hin. Der Tanzmeister ließ die Sechser und die Knöpfe durch die Finger gleiten und sagte: „Meine Herren, ich finde wieder für dreißig Prozent Stücke von äußerst geringem Metallwert. Wer sich also geirrt hat, wird gebeten, dieselben umzutauschen."

Doch Alles stumm bleibt wie zuvor,

und kein Edelknecht, sanft und keck, meldete sich zu dem vorteilhaften Geschäftchen, obwohl der zarten Gestalten im Umkreis nicht wenige waren. „Geben Se's nur her!" sagte dann Herz: „Ich werd's schon unter die Leut' bringen." Und der Tanzmeister reichte ihm die Meppes hin, obwohl er lieber einen oder den anderen von den plattgeschlagenen Knöpfen noch platter geschlagen hätte.

Die Tanzübungen veranlaßten bei den Herrn wie den Damen häufig genug Gelenkschmerzen in der linken Brusthöhle. Doch hatte das gewöhnlich sonst weiter keinen Zweck. Einige Zeit nachher bezog man die Universität, und da bestätigte sich das alte französische Sprichwort: un clou chasse l'autre. Wir wollen damit die geliebten Gegenstände keineswegs als Nägel oder gar Schwären bezeichnet haben (clou heißt ja Beides) — alle Vergleichung hinkt. Doch thaten die geliebten Gegenstände dazu ihr Möglichstes, indem sie sich bei der ersten besten oder schlechtesten Gelegenheit verheirateten. Für die gleichaltrigen Jünglinge blieb diese Möglichkeit in

eine indigoblaue Ferne gerückt. Nichtsdestoweniger erlebte man Beispiele von toggenburgartiger Beharrlichkeit. Leute, die sich schon in der Tanzstunde mit einander verlobt hatten, heirateten sich zwanzig Jahre später; denn Schönheit vergeht, Dummheit besteht, wie der Humorist Saphir zu sagen pflegte. Andere blieben ein Dutzend Jährchen heimlich versprochen, und wenn sich dann am Ende das schmucke, schmeidige Pärchen nicht kriegte, so kam das daher, daß sich Beide binnen dieser Zeit einander mehr als hinreichend kennen gelernt hatten. Die betreffenden Gemüter wurden dann freilich durch Enttäuschung bitterer als Wermut. Wenn man das Eine oder Andere mit der indiskreten Frage anging: Was ist das Leben ohne der Liebe Glanz? so erhielt man die zwar grobe aber ständige Antwort: Ein abgenagter Hammelsschwanz! Wer also auf seinen Lebenspfad abgenagte Hammelsschwänze zu vermeiden wünscht, der gehe nur mit Vorsicht in die Tanzstunde!

Mit solchen bitteren oder süßen Erfahrungen schloß sich das holde Traumleben der blonden Jugendeselei ab, und man begann, mit der Vorbereitung eines nützlichen bürgerlichen Berufs voranzuschreiten. Mit der Jugend war's also aus. Gehen wir darum zu etwas anderem über.

## II.

Wenn der arkadische Jüngling harmlos dahin lebte, so war mit dem ausgewachsenen Menschen das Gleiche der Fall. Besonders in Pensionopolis, der Residenz, wo über allem, wie ein Gott in der Wolke, Serenissimus mit seinem Hofstaat und Hofadel thronte. Das war ein so guter Mann, der kein Unrecht thun noch leiden konnte. Kam aber doch zuweilen ein Mißgriff vor, so waren nur schlechte Ratgeber

daran schuld. Schon Lessing sagt ja: „Ist es nicht genug, daß Fürsten Menschen sind? Müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?“ Somit blieb das monarchische Prinzip unfehlbar. Übrigens waren jene Freunde, Minister genannt, keineswegs mephistopheliſcher Natur, wie Marinelli in der Emilia Galotti. Im Gegentheil! Einer von ihnen sagte einmal zu seinem Sohn: „Wenn ich nicht wäre, so wärst Du der dümmste Kerl in ganz Arkadien!“ Dies geflügelte Wort war freilich vieldeutig; doch wollte der Mann nur von der Erziehung sprechen, die er seiner Nachkommenschaft eingetrichtert hatte. Im Allgemeinen waren die Herren Minister unschädlich. Einmal im Jahr erschien Einer von ihnen bei dem, vom landwirtschaftlichen Verein veranstalteten sogenannten Ochsenfest und lächelte gnädig. Alsdann war Arkadien auf's Neue mit seiner Regierung zufrieden. Nach den Ministern kamen die übrigen Beamten. Was hatten die in Pensionopolis für gute Tage! Kein neidischer Blick drang in die Sphäre ihres Wirkungskreises. Wenn sie nach drei Jahren Dienst- und dreißig Jahren Pensionszeit an Überfettung starben, so waren sie die Opfer ihres schwierigen Berufs geworden, wurden ehrenvoll eingescharrt und auf dem Heimweg vom Kirchhof bitter beweint, bis die Hinterbliebenen an einen Pastetenkram kamen, in welchem sie den übrigen Schmerz mit einem Stück Torte hinunterschluckten. Die Söhne hatten mittlerweile Minister studiert oder von Kindesbeinen an die Hofkarrière vorbereitet. Andere, von Geburt weniger begünstigt, sonnten sich Jahre lang im Strahl der Ungunst ihrer hohen Vorgesetzten; schließlich mußte aber doch die Reihe auch an sie kommen.

Was das Publikum betrifft, so war dasselbe autoritäts-

gläubig aus Instinkt, Temperament und innerem Bedürfnis und quälte sich mit keinem Nachdenken über Dinge, von denen es ja doch nichts verstand. Die da droben mußten das besser wissen. Der Staatsbürger träumte zwar zuweilen, es müsse anders werden; aber was träumt man nicht alles? und wenn er seine Träume deuten wollte, so fuhr ihm seine Lenore um's Morgenrot dermaßen über's Maul, daß er schnell in seinen Schlafrock schlüpfte und nur noch an den Morgenkaffee und die lange Pfeife dachte. Denn, sagte Lenore, es ist nichts so schlecht, daß es nicht noch schlechter werden könnte. Arkadien besaß zwar, wie andere gebildete Staaten, eine politische Konstitution; aber das war nur ein Stück Papier, welches sich unberufener Weise zwischen den Fürsten und sein treues Volk gedrängt hatte. Es hatte auch eine Kammer mit Abgeordneten. Dieselben waren aber lauter in Pensionopolis ansässige Staatsdiener. Darum schrieb einmal bei nächtlicher Weile ein schlechter Spaßmacher auf die jungfräulich weißgewaschene Wand des Ständehauses mit roter Kreide und verruchter Hand die höhnischen Worte:

Eio, popeio, schlag's Gickelchen tot!
Es legt mir keine Eier und frißt mir mein Brot.

Gickelchen wurde aber keineswegs totgeschlagen, sondern fuhr tapfer fort, vom besten arkadischen Brot nebst Zuthat zu fressen.

Im Allgemeinen war leider wenig Geld vorhanden, und Leute aus den höheren und mittleren Ständen mußten sich bei Tag und Abends an wohlbeleuchteten Orten gebildet betragen. Dagegen litt man auch nicht unter den vertrackten Gleichheitsbegriffen vor dem Gesetz, die Einem heute das

Leben und das Bier so sauer machen. Der Pensionopolitaner zog den Hut vor jeder Haube, die innerhalb der Fenster des fürstlichen Palais sichtbar wurde. Dieselbe konnte ja einer Hofdame angehören. Er zog den Hut vor jedem Polizeidiener. Dann zeigte ihn der Mann nicht an, wenn um 9 Uhr Morgens noch nicht vor seiner Thür gekehrt worden war. Um diese Gemütlichkeit nicht zu stören, wurde Alles vermieden, was die Leute auf böse Gedanken bringen konnte. In der „Fahnenwacht," die man bei öffentlichen Gelegenheiten sang, war der anstößige siebente Vers also verändert:

Ich streite nur für — freies Holz und Licht.

Wenn im Hoftheater der Don Juan aufgeführt wurde, so lautete der Freiheitschor: Es lebe die Zufriedenheit! In der Zauberflöte pflegte die Liebe stets mit Hummer statt mit Kummer Hand in Hand zu gehen, obwohl die letztere Version auf zwei Violinisten gedeutet werden konnte, von welchen der Eine Liebe, der Andere Kummer hieß, und die obendrein dicke Freunde waren. Der Faust wurde nur selten gegeben, und dann kam im Exordium die Theologie zuerst und dann: leider auch die Philosophie! Schillers Tell kam gar nicht vor, dagegen wurde die Oper gleichen Namens von Rossini öfters gespielt. Dann ging aber die Sache so aus, daß Tell einen Fehlschuß that und gefangen abgeführt wurde. Daß der hohen Obrigkeit ein vierkantiger Bolzen in den Leib geschossen würde, das durfte doch auf einem Hoftheater nicht vorkommen. Selbst das Ballet war moralisch beruhigenden Rücksichten unterworfen. Die Tänzerinnen erschienen nämlich nur in grünen Trikots. Wer aber kann von grünen Waden träumen? Dennoch gedieh diese Kunstübung vortrefflich in Pensionopolis, und derjenige Teil

der Stadt, wo die leichtfüßige Bevölkerung am häufigsten auftauchte, hieß geradezu das Balletviertel.

Das friedliche Arkadien hatte natürlich auch sein zweierlei Tuch, denn ohne Krieg kein Friede. Das Militär war sogar der bevorzugte Stand.

Ah quel bonheur d'être soldat!

singt George Brown in der Weißen Dame; zu deutsch:

Schießen, Hauen, Stechen tot,
Ist das nicht ein schön Stück Brot?

Ersteres wurde freilich nur bildlich, letzteres dagegen im strengsten Wortsinn genommen. Jedenfalls aber spielte das Militär in allen Schichten der Gesellschaft, je nach dem Grad, die erste Rolle in den Salons, in den Boudoirs und im Theater, wie an dem Brunnen, in der Küche und unter matterleuchteten Thorbogen. Das Avancement war natürlich, außerordentliche Gelegenheiten abgerechnet, außerordentlich langsam. Denn es wurde nach Anciennetät vorgerückt, und niemals that der Vordermann dem Hintermann den Gefallen vor seiner Zeit zu sterben. Man war zwar stets bereit für's Vaterland in Kampf und Tod zu gehen, wenn dasselbe dieses Opfer verlangte. Aber das kam in Arkadien nicht vor. Thatendurstig waren die jüngeren Offiziere schon; aber an Thaten fehlte es viel mehr als an Durst.

Was konnte man dazu, daß der Himmel nicht einfiel? Ja, wenn sich der so etwas erlaubt hätte, dann hätte man sehen sollen! Aber er fiel eben nicht ein. So ein Leutnant hatte nur den Mund aufzuthun, um für einen offenen Kopf zu gelten, während in der That die Strohpreise heruntergingen, wenn der Zufall wollte, daß er sich ein Loch in den Kopf fiel. Wenn ja Einer theoretisch arbeitete, so wurde er

angestaunt wie ein dreibeiniges Krokodil, und er selbst ging herum, ernst und gemessen, mit gedrücktem Schädel, ein rechter Atlas. Die Anderen lebten flott dahin. Krieg führten sie nur mit ihren Lieferanten. Wenn die Ersteren Borg und die Letzteren Geld bekamen, so war dies ein Ereignis, das, ohne die Zensur, gewiß in die offizielle Zeitung, von Böswilligen Dreckmoniteur genannt, gesetzt worden wäre. Doch wurde es auch ohnehin schon bekannt genug. Bei solchen verzweifelten Ringkämpfen zwischen Soll und Haben gewann ein junger Kriegsmann die ganze Tücke des roten Indianers, was unter Umständen weit mehr wert ist, als alle Taktik und Strategie. Ein schönes Beispiel hiervon hatten wir an einem jungen Offizier, der bei uns im Hause wohnte.

Derselbe war was man so einen „verfluchten Kerl" nennt und lebte wesentlich von seinem Witz oder vielmehr von der Abwesenheit des Witzes bei Anderen. Als Mann, der immer zur rechten Zeit einen Spaß bei der Hand hatte, war er im Wirtshaus gern gesehen, obwohl er dort lieber Geist als Geld zeigte. Im sogenannten psychologischen Augenblick, wenn z. B. der Frühschoppen herausgeknöchelt wurde, that er nicht mit aus allgemeinen moralischen Gründen. Es war z. B. der Todestag seiner seligen Urgroßmutter. Da konnte er doch keine Würfel anrühren! Eines schönen Morgens trat er mit einem Kameraden in eine vielbesuchte Konditorei. Sie waren in einem lebhaften Wortstreit begriffen. „Rechts!" rief der Eine, „Links!" der Andere. — „Was gewettet?" — „Eine Flasche Champagner!" — „Es gilt!" — „Ich schlag' durch," rief herzueilend der dicke Konditor und legte seine feiste Kralle auf den Handschlag der Wettenden. Die Flasche wurde gebracht, und während man sie austrank, fragte der Wirt nach

dem Gegenstand der Wette. „Peter!“ sagte der lustige Leutnant, „Du siehst doch den weißen Turm über der Straße drüben?“ „Freilich, der steht mir ja das ganze Jahr vor der Nase!“ „Ohne auf sie abzufärben. Nun ist die Frage, ob er rechts oder links fällt, wenn er einmal umfällt. Ich habe für links gewettet.“ „Ich für rechts,“ sagte der Kamerad. „Und sobald das geschehen sein wird, weißt Du, Peter, — wer von uns die Flasche zu bezahlen hat.“ Einmal aber kam der Witzbold doch schlecht an. Er hatte einen Wortwechsel mit einem jungen Kaufherrn und fragte denselben mit der ganzen Würde seines bevorzugten Standes: „Wissen Sie nicht, was für ein Unterschied zwischen mir und Ihnen ist?“ „Allerdings,“ versetzte der Andere, „Sie tragen das Silber auf der Achsel und ich — in der Tasche.“

Als Kind hörte ich oft ein geheimnisvolles Wort, dessen Bedeutung mir erst später klar wurde. So oft nämlich der Leutnant von Leuten, die er nicht gern sah, um ein gewisses Etwas angegangen wurde, — und das kam täglich vor — so antwortete er mit einer Gönnermine: „Wenn die Gahsch kommt,“ „jetzt kommt bald die Gahsch.“ Ich zerbrach mein jugendliches unerwachsenes Gehirnchen mit der Frage: „Was ist die Gahsch und wann kommt sie? Vergeblich! Es gelang mir niemals diesem Ereignis beizuwohnen. Es mußte sich wohl am Abend vollziehen, wenn Unsereins schon im Bett lag und nicht mehr mucksen durfte. Dem Klange des Wortes nach stellte ich mir die Gahsch als etwas Umfang- und Inhaltreiches von imposanter, gemessener und schwerfälliger Bewegung vor, etwa wie ein wohlgefüllter Möbelwagen oder wie eine der alten Fregatten, welche im Sonntagsputz zu Großmuttern kamen. Schließlich fielen mir aber

die Schuppen von den Augen, und ich erfuhr, daß die Gahsch nichts war als der monatliche Sold des Offiziers, der wahrlich nicht in einem Möbelwagen oder in einer Fregatte angefahren zu werden brauchte. Auch war nichts mit der Schnelligkeit zu vergleichen, mit welcher die Gahsch wieder abfuhr, wenn sie einmal angekommen war. Öfters war sie, zum Entsetzen der Interessenten, schon fort, ehe sie überhaupt kam.

Einen besonderen Typus stellen die alten pensionierten Offiziere vor. Dieselben hatten wirklich Pulver gerochen in längst vergangenen Tagen, als alle Welt in allgemeine Kriege verwickelt war. Sie hatten brav gefochten und sich mit Wunden und Lorbeer bedeckt. Jetzt aber hielten sie sich noch besser als eingemachte Gemüse oder Hummer in der Zinnbüchse. So lange sie lebten, genossen diese Veteranen als ruhmreiche Trümmer großes Ansehen. Einige von ihnen waren sogar im aktiven Dienst geblieben. Einer dieser Braven, der in den erwähnten Völkerschlachten das linke Auge verloren hatte, wurde General und Kriegsminister. Krieg gab es zwar keinen, doch konnte ein Minister nicht schaden. Aber, bemerkte der Volkswitz, selbst sein Adjutant konnte es nie dazu bringen, mit ihm unter vier Augen zu sein. Ein anderer Kriegsmann, der ursprünglich im ausländischen Seedienst gestanden hatte, erzählte öfters, er habe dreimal die Linie passiert. Wenn ihm aber jemand bemerklich machen wollte, er befinde sich demnach noch jenseits des Äquators, so war er stets zu dem handgreiflichen Beweis seiner Gegenwart auf der nördlichen Halbkugel bereit. Der Dritte im Bunde war der Stadtkommandant von Pensionopolis, ein würdiger alter Herr, der sein Amt gewissenhaft verwaltete,

indem er während des Sommers aus dem Fenster auf die Straße guckte, so lang es Tag war, und im Winter die Mücken an der Wand mit der Fliegenklappe in einer virtuosenhaften Weise totschlug.

Dabei war er von einer sprüchwörtlichen Vergeßlichkeit. Eines Tages sah er einen Offizier an seinem Hause vorübergehen, der ordonnanzwidriger Weise seinen Degen zu Hause gelassen hatte. „Herr Leutnant," rief er ihn an, „kommen Sie doch mal herauf!" Der Leutnant roch natürlich Lunten, und da er die Gedächtnisschwäche des hohen Vorgesetzten kannte, so schnallte er, im Vorzimmer angekommen, dessen höchsteigenen Degen um die schlanke Hüfte und trat ein. „Exzellenz befehlen?" sagte er. Die Exzellenz brummte etwas in den Bart, als sie den Offizier in ordonnanzmäßigem Zustand erblickte, und setzte hinzu: „Schon wieder vergessen, was Ihnen fragen wollte! Können gehen!" Der Leutnant zog ab, brachte den angemaßten Degen an seinen Platz und erschien, ohne dieses Anhängsel, wieder auf der Straße, auf welche die Exzellenz auf's Neue hinausblickte. „Donnerwetter," murmelte sie in sich hinein, als sie den Offizier gewahr wurde. „Jetzt fällt mir's wieder ein, daß der verfluchte Kerl keinen Degen an sich hatte."

Das gelungenste jener Originale endlich war der pensionierte Hauptmann Müller, ein personifizierter Münchhausen, der übrigens allen Schnak, den er vorbrachte, selbst für bombenfeste Wahrheit hielt. Bei feierlichen Gelegenheiten erzählte dieser weitgereiste Mann, aber nur wenn keine Damen, dagegen pocula anwesend waren, wie er den Wasserbruch erworben habe, an dem er laborierte. Das hatte sich nämlich in Konstantinopel zugetragen, wohin ihn einst die Geschicke

des Krieges und der Liebe auf unbeschreiblich wirren Pfaden geführt hatten. „Eines Abends," so berichtete er, „spaziere ich gedankenreich am Gestade des Bosporus. Da klopft mir ein alter dicker Herr in Weiberkleidern — Ihr wißt ja! — auf die Schulter. Dudu, ein Cirkassierin vom reinsten Bergkrystall, die Nummer Eins der Odalisken aus Sultans Harem, hatte mich bemerkt und wünschte meine nähere Bekanntschaft zu machen. Nun, denke ich, die wird auch bald in den Sack gesteckt und ins Wasser geworfen werden! Ich will aber doch einstweilen einmal mitgehen, denn wer sich fürchtet, der ist selbst im Himmel nicht sicher. Ich verschweige manches und bemerke nur, daß ich gerade mit Dudu auf einer Ottomane sitze, als sie plötzlich aufspringt und schreit: „Herr Jeßes, lieber Müller, der Sultan kimmt." Da mir eine Audienz bei dem Nachfolger des Propheten in diesem Augenblick nicht zeitgemäß erschien, so begab ich mich unter das Sopha, wo gerade genug Raum war, daß ich ihn, flach auf dem Rücken liegend, vollkommen ausfüllte. Als sich aber der Beherrscher der Gläubigen nebst der Cirkassierin auf diesem Möbel niederließ, gab es etwas nach. Ich empfand einen starken Druck in der nach beiden Seiten vorspringenden Mittelregion meines Körpers, und das Zwergfell erlitt den betreffenden Schaden. Der Sultan begab sich bald hinweg, der Schaden aber blieb, und so konnte ich mit Dudu nur noch — brechen."

Brechen auch wir hier, um zu anderem überzugehen, ab, denn wenn wir den Hauptmann in dem unentwirrbaren Labyrinth seiner Lebenswege weiter verfolgen wollten, so würden wir aus Arkadien in das eigentlichste Utopien hineinkommen.

## III.

Nach dem bereits Gesagten dürfte sich der geehrte Leser

vielleicht der Vorstellung hingeben, daß in Arkadien nur die ordinärste Prosa gegolten habe. Dies war jedoch nicht der Fall. Nach dem Gesetze der Gegensätze herrschte vielmehr ein allgemeiner Drang der Gemüter nach dem Ungewöhnlichen, Außerordentlichen, Wunderbaren vor, vorausgesetzt, daß es nicht staatsgefährlich war. Enthusiastische Hochgefühle waren an der Tagesordnung und machten sich namentlich auf dem Gebiete der schönen Literatur und der Kunst Luft. Was wurde nicht alles geredet, geschrieben, gedichtet über Bilder und Bildsäulen, Monumente und Triumphbögen, Museen und Gallerien, und namentlich über das Theater! Viele meinen, wir lebten jetzt in dem goldenen Zeitalter der Mimik und der Musik, weil manche Darsteller, Komponisten, Komödienfabrikanten und Virtuosen knollig verdienen. Aber im Grunde ist uns das doch nur Nebensache und Zeitvertreib. Wir haben andere Katzen zu bürsten und bezahlen die Kunstgenüsse erträglich, weil wir sie gut bezahlen könnten, wenn wir nur wollten. In Arkadien dagegen galten die Vorgänge auf den weltbedeutenden Brettern für welterschütternde Ereignisse. Über die falsche Note einer Primadonna wurden Ohrfeigen gewechselt und Kartelle getragen. Pistolenduelle mit tragischem Ausgang, veranlaßt durch die Gunst oder Ungunst der Miminnen, waren an der Tagesordnung, und manche Leute wurden totgeschossen, bloß weil sie Einfaltspinsel waren, was heutzutage nicht mehr vorkommt, da sonst die Auswanderung nach unseren Kolonien stocken würde. Thalberg, Moscheles und Dreyschock, Rubini, Paganini und Liszt, die Malibran und die Catalani, die Taglioni und Fanny Elsler, später auch Lola Montez, der Jockey Franconi und der Thierbändiger van Aken besaßen eine unumschränkte Popularität. Die Baja-

deren wurden auf den Armen aus den Koulissen in ihre Kutschen getragen, an deren Deichsel sich die Verehrer anspannten. Dann trank man Nächte lang Champagner aus dem Schuh, welchen die Diva, mit oder ohne Absicht, im Gedränge verloren hatte. Kunstreiterinnen waren die Gestirne der Nacht und wurden von großen und kleinen Herren geheiratet, wenn's eben nicht anders gehen wollte. Dasselbe galt für die Koloratursängerinnen, die Tragödinnen, die Soubretten, die Solotänzerinnen. Ein Residenztheaterpersonal, wenn sich's nur halbwegs anständig betrug — und oft betrug es sich am alleranständigsten — kam in die beste Gesellschaft und organisierte daselbst Liebhabervorstellungen, Konzerte, Quadrillen und Maskeraden. Es gab eine eigene Hofkutsche, in welcher die Theaterdamen zu den Proben und Aufführungen gefahren wurden. Tag aus, Tag ein sah man das schwerfällige Ding über das cyklopische Straßenpflaster humpeln, und die kritischen Geister nannten es nur den Affenkasten. Doch das war der blasse Neid, welcher also sprach. Wie gern hätten die bösen Mäuler darin gesessen, besonders in den Stunden, wo der Affenkasten nicht leer war.

Man wollte und mußte eben für etwas schwärmen, und da sich das arkadische Vaterland hierfür nicht eignete, so enthusiasmierte sich der gefühlvolle Mensch für Theaterprinzessinnen, welche Millionen zu verdienen und sogar zu behalten wußten. Auch die arkadischen Mütter und Töchter thaten mit. Sie empfanden platonische Gefühle für den Tenor Triolini, den Bassisten Brumbo, den Heldenspieler Brustkasten und sogar für den Bösewicht Schwarzherz. Manche Damen sollen die Namen beliebter Darsteller aus dem Theaterzettel herausgeschnitten und die geliebten Schnitzel auf dem Butter-

brot gegessen haben. Dieselben sind jetzt, wenn Gott ihnen Männer gab, gewichtige Matronen und haben Töchter. Letztere aber essen lieber Lachs, Sardellen und Kaviar auf ihrem Butterbrot statt Löschpapier, welches mit Künstlernamen bedruckt ist. Auch schwören dieselben nicht mehr bei dem Sohn der Wildnis, wie ihre Mütter thaten, und lassen nur seine Maxime gelten, daß Liebe am reichsten ist, wenn sie giebt. Andere Zeiten, andere Sitten!

Eine, allerdings etwas saftige Anekdote photographiert jene arkadische Zeit ab, obwohl dieselbe kaum Daguerrotype kannte. Die schwedische Nachtigall Jenny Lind, spätere Goldschmidt, durchzog die Welt und allenthalben wuchs die Extase wild wie die Brennesseln am Wege. Sogar die Kinder in der Wiege schrieen mit der Sängerin um die Wette, und verlangten dieselbe als Norma oder als Regimentstochter zu hören. Unter den Anbetern der Göttlichen in Pensionopolis zeichnete sich ein dicker, schon etwas angejahrter Herr aus, welcher die Last des Daseins und einer Sinecure mit Gleichmut ertrug, indem er im Winter die Tempel der Musen und und im Sommer die Bierkeller mit ernstem Fleiß besuchte. Am Tag vor Jenny's Abreise begab sich derselbe in ihr Hotel und traf mit dem Oberkellner das wohlbezahlte Abkommen, daß er am nächsten Morgen möglichst schnell in das soeben von der Sängerin verlassene Schlafzimmer eingelassen werden solle, wo er sich barfuß bis an den Hals, in das vielleicht noch warme Lager hineintauchen wollte. Also geschah es; nur wurde, sei es Bosheit, sei es Zufall, hinsichtlich der Zimmer eine Verwechselung begangen, sodaß unser Kunstenthusiast auf die Matratze eines sich soeben verdustet habenden Weinreisenden geriet. Nach anderen Lesarten kam er in das echte Bett, nur hatte sich der

Hausknecht erst noch hineingesteckt, um es warm zu halten. Jedenfalls aber schien es dem dicken Theaterliebhaber so, als ob er alle Odeurs und Parfums des Paradieses einatme, und noch in späteren Jahren kehrte seine Phantasie gern zu jenen Gerüchen zurück. Ich muß über solche Geschichten hörbar erröten; sie sind deswegen aber doch wahr. Wer malen will, muß die nötigen Farben geben, wenn auch nicht so handgreiflich wie die französischen Naturalisten und die englischen Sensationalisten. Die Letzteren stecken Wasserlilien, Seerosen und Sonnenblumen in ihre Knopflöcher. Da war mir doch unser arkadischer Lokalpoet lieber, der Sonntagnachmittags, mit einer riesigen Hyazinthe am Busen, auf der Promenade herumging und mit lauter Stimme Romanzen nach Byron dichtete. Seine Ismelda Lambertazzi endet mit Selbstmord der Liebenden durch Kohlendampf und die Verse:

Die letzte Flamme sterbend kräuselt —
Zwei Seelen sind davongesäuselt.

Nichtsdestoweniger starb der Dichter später an der Rückenmarksdarre, obwohl er eigentlich Postbeamter war.

So und ähnlich waren die Phänomene des Kunstenthusiasmus beschaffen, die sich in Arkadien geltend machten. Dieselben verhinderten jedoch nicht, daß sich in Pensionopolis viel gesunder Witz und selbst etwas Galgenhumor kund gaben. Den niederen und mittleren Ständen der Residenz war eine gewisse Klarheit und Schneidigkeit der Begriffe eigen, die sich gern in derben Redensarten, zutreffenden Metaphern und ungezogenen Wortspielen erging. Davon sind mir einige Beispiele erinnerlich. Ein zwar mürber, aber reicher Bäcker, der gern vornehm that, hieß im bösen Volksmund nur Lord

Blechweck. Lord Kleister oder Papp nannte derselbe einen reichen Tapetenfabrikanten, der sich oft hoch zu Roß sehen ließ. Und nun thun die Pariser dick mit ihrem esprit, wenn sie den baumwollenen Waarenhändler, der sich ein Schloß am Meer mit Uhland'schen rosigen und goldigen Wolken darüber, bauen läßt, den Marquis de Calicot schelten! Und gar die Berliner mit ihrem Zirkus Hülsen! Alles schon dagewesen in Arkadien! In Pensionopolis steht auf einer Anhöhe eine runde Kuppelkirche, welche zum Teil an das Pantheon an der Tiber, zum Teil an die Hedwigskirche an der Spree erinnert und im Allgemeinen zwar einfach, aber doch geschmacklos genannt werden muß. Über dem Eingang ist das Wort: Deo zu lesen. Sollte man es nun für möglich halten, daß dieses Gebäude in den ungewaschenen Mäulern der Schulkinder (man bezeichnet sie heutzutage als Revolverschnuten) der Zirkus Deo hieß? Freilich nennt jetzt die katholische Bevölkerung des Rheingaues die Germania auf dem Niederwald die preußische Mutter Gottes! Aber Eines entschuldigt das Andere nicht.

Doch um auf den besagten Stadtwitz zurückzukommen, so begegnete an einem schönen Sonntagnachmittag Damon seinem Freunde Möros, der im Gefolge seiner Frau eine zwar waldige, aber doch wirtshausgekrönte Anhöhe erklomm. „Wohin?" fragte Damon — zum Schein. „Ich laß den Drachen steigen," erwiderte ‚hinter dem Rücken seiner besseren Hälfte' Möros, welcher den Dolch nicht im Gewande, sondern in der Gaumenhöhle führte.

Ein andermal sah ein sehr populärer Mann Gottes einen ihm bekannten Bierbrauer auf einem Karren sitzen, den ein großer Hund nicht ohne Anstrengung über die Straße

zog. „Aber Henzig," rief er ihn an, „hat euch denn unser Herrgott in seinem Zorn zum Tierquäler gemacht?" „Nein, Herr Pfarrer," entgegnete Henzig mit Demutsinn, indem er abstieg und zu Fuß weiterging. Einige Tage nachher trafen der Seelsorger und der Brauer wieder zusammen, nur mit dem Unterschied, daß der Letztere diesmal seinen Karren selbst schob. „Nun, Henzig," hieß es; „was macht der Phylax?" „Der Phylax?" war die Antwort, „der sitzt dahäm uf'm Kanape und raacht Zigarrn." Henzig und der Pfarrer wurden sofort zum ersten und zweiten Präsidenten des Tierschutzvereins gewählt. Wenn aber das gewöhnlich vortreffliche Bier einmal in der Güte etwas nachließ, dann interpellierten die Stammgäste den Brauer wegen Tierquälerei.

Die Hauptstraße der Stadt lief in der Richtung nach einem großen und berühmten vaterländischen Fluß, dessen Quellen und Mündungen jedoch im Ausland liegen. Sie hieß deshalb die Rheinstraße. In derselben war Platz für sehr viele Menschen, welche jedoch diese Gelegenheit nur spärlich benutzten. Eine Ausnahme hiervon machten die zahlreichen angehenden Staatsdiener, für deren Privatgebrauch man gerade einen geräumigen Wartesaal zu dem schon bestehenden Kanzleigebäude, einer ungeheuren Büreaukratenbude, mit zahlreichen Tintenfischen erster Güte, hinzugefügt hatte. Da ging denn der Spruchvers von Mund zu Mund:

So lang und breit die Rheinstraß' ist,
Es wimmelt drin — Ein Acceſſist.

Später kam der Bahnhof an das äußere Ende dieser Straße zu liegen, und von nun an hatte dieselbe ihren Namen darum, weil man auf ihr von der Eisenbahn reinkommt.

Auch in der städtischen Lokalliteratur kamen Belege des

pensionopolitaner Mutterwitzes vor. Der Himmel behüte uns, daß wir in Arkadien die Poesie und Ästhetik im Zusammenhang mit dem allgemeinen Kulturfortschritt der Menschheit darzustellen versuchten. So hoch wuchsen uns die Schwingen nicht, aber ein geflügeltes Wort sei doch gestattet. Wir hatten verschiedene treffliche und äußerst populäre Lokalpossen, von denen eine der Datterich hieß. Wie Manche wissen werden, bedeutet dieses Wort ein gewohnheitsmäßiges Zittern der Hände am Morgen bei Leuten, die sich abends mit dem Schuh zu kämmen, d. h. über den Durst zu trinken pflegen. Dieses Stück war für seinen Verleger einer der solidesten Artikel und kam gleich nach den Traum- und Kochbüchern, Blumensprachen, Komplimentierleitfaden und perfekten Briefstellern für Liebende. Eines Tages nun trat ein Kunde in den Laden und fragte den Buchhändler, ob er den Datterich habe. „Persönlich nicht, aber im Verlag!“ versetzte der stets schlagfertige Mann. Der Dichter, sowie das Original seines Stückes haben in unserer arkadischen Wirklichkeit existiert, und Letzterer, da er sich als Lump und Wirtshauspfeiler abkonterfeit sah, ging in sich und besserte sich. Der Verfasser aber — o Jammer! — wurde selbst Datterich. Er war guter Leute Kind, hatte auch studiert, aber ihm fehlte das nötige Betriebskapital, um Jahre lang in dem oben erwähnten Wartesaal ausharren zu können. Er wartete lieber in der Kneipe und grub oder vielmehr trank sich ein frühes Grab.

Solche Begebenheiten warfen auf das arkadische Erdenglück eine etwas trübe Beleuchtung. Das lag aber im Prinzip der Gegensätze. Wer hätte das viele Licht ertragen können, wenn nicht mitunter ein kräftiger Schlagschatten da-

zwischen gefahren wäre? Dennoch — aber dazu müssen wir einen Absatz machen —

## IV.

Dennoch wären wir keine Menschen gewesen, wenn es nicht selbst in Arkadien mißvergnügte Geister gegeben hätte. Alles Bestehende war freilich, nach Hegel, höchst vernünftig, aber man will auch einmal unvernünftig sein. Dulce est desipere in loco. Einer von den kritischen Geistern, welche meinten, nichts sei so gut, daß es nicht noch besser werden könne, war sogar der Thronfolger des Fürsten, welchem — ich meine den Thronfolger — die Natur des Orts ein gutes Stück Mutterwitz verliehen hatte. Hier und da machte sich dieser Witz in den treffendsten Epigrammen Luft, von denen wir nur ein Beispiel anführen wollen. Im Schloß war zuweilen Hoftafel, zu welcher besonders Herren von Stand und vom Militär eingeladen wurden. Da war es nun herkömmlich, daß dieselben beim Nachtisch das reichlich vorhandene Konfekt zum Teil aufaßen, zum Teil in die Tasche steckten, Letzteres zu Nutz und Frommen der Familie oder sonstiger Freundschaften. Eines Tages aber blieb ein kleines Stückchen Marzipan aus Versehen einsam auf einem Teller liegen. Der Thronfolger ließ sich sofort einen Hammer und Nägel bringen und heftete eigenhändig die Reliquie an die Wand des Speisesaals zum ewigen Angedenken, ære perennius.

Einem so großen Herrn mußte man das hingehen lassen, seitdem sich Philipp II. in Schillers Don Carlos durch sein Verfahren gegen seinen Erben ein so böses Renommé gemacht hatte. Die anderen Arkadier aber, welche freilich in geringer Zahl, nicht davon überzeugt waren, daß sie in der möglichst besten aller möglichen Welten lebten, behandelte

man weniger glimpflich. Freilich war ihre Opposition auch ganz haustierartig zahm. Einen äußerst häufig vorkommenden Orden für Zivilverdienst, nach einem der Ahnen des regierenden Hauses Heinrich der Großmütige betitelt, nannten sie z. B. Heinrich den Unvermeidlichen. Oder sie zeichneten anonymer Weise ein Landkärtchen des Stäätchens, welches eine rechtsrheinische und eine linksrheinische Provinz hatte. Auf demselben stand eine Kuh, welche drüben graste und hüben gemolken wurde, was soviel sagen wollte, als daß die Staatsgelder wesentlich aus der einen Provinz eingingen und eher für die andere, in welcher die Residenz Pensionopolis lag, ausgegeben würden. Selbst eine so harmlose Opposition wurde jedoch übel vermerkt. Unser schon erwähnter Stadtkommandant, als energischer Soldat, war immer für Zwangsmaßregeln kurzer Hand gegen Mißvergnügte. „Die Karbatsch (cravache) müssen die Kerls haben, die Karbatsch!" rief er öfters aus, indem er seine unfehlbare Fliegenklappe drohend durch die Luft schwang. Die hochweise Staatsregierung aber teilte solche Ansichten keineswegs. In ihrer mütterlichen Güte mißbilligte sie die Prügelstrafe als etwas roh Gewaltsames. Dagegen setzte sie Kommissionen ein, welche dem Staatsbürger seine Unzufriedenheit durch noch größeres Mißbehagen homöopathisch zu vertreiben wußten. Denn, wo nichts herauszuuntersuchen war, da untersuchten jene Gerichtshöfe hinein, und das cynegetische Sprichwort: „Wenn der Hund Schläge haben soll, muß er Leder gefressen haben," fand sich auf's Neue gerechtfertigt. Im Allgemeinen aber war man kluger Weise mehr für Ableitung als für Eindämmung jeder mißvergnügten Strömung. Die Sonne selbst hat ja ihre Flecken, und wen dieselben diesseits des Ozeans

genierten, der mochte sie von jenseits betrachten. Mit einem Wort, dem Verdrießlichen standen Thür und Thor nach dem großen, freien Land im Westen offen. Die Sympathien für die transatlantische Republik waren polizeilich geduldet, umsomehr als man sicher war, daß Manche mit zerrissenen Hosen von dort zurückkommen und erklären würden, das wahre Eldorado sei doch eigentlich nur in Arkadien gelegen. Die Anderen — nun, die war man eben los. Somit wurde die Gelegenheit, „hinüberzugehen," wacker benutzt. Eines Tages vernahm man nämlich, von der Republik Mexiko habe sich ein Stück Land von großer Ausdehnung und entsprechender Fruchtbarkeit abgebröckelt und als selbständiger Freistaat aufgethan. Dieses Land hieß Texas. Welch schöner, vielversprechender Name! Selbst unser Arkadien war Nichts im Vergleich mit diesem Reich der Zukunft. Der komprimierte Unabhängigkeitsdrang der arkadischen Jugend hatte ein Feld für seine Thätigkeit gefunden. Dort brauchte man nur auf die Büffeljagd zu gehen und gelegentlich einige Indianer oder Spanier abzumurksen, um in der hellsten Freude zu leben. Es bildete sich ein Verein, um eine Massenauswanderung ins Werk zu setzen, und es waren nicht eben schlechte Männer, die auf den texanischen Leim gingen. Angehende Staatsdiener aus den besten Familien, ehemalige Korpsstudenten, wohlvertraut mit der blanken Waffe, worunter mein Busenfreund „Gummi" und der forsche „Thedel" (Theodor S.) schöne, kräftige Leute, lieferten den Hauptstock; Waffen und Munition wurden alsbald angeschafft, Karten studiert, und jeden Abend kam man in einem neuen Hotel zusammen, welches in Voraussicht der demnächst zu eröffnenden Eisenbahn am westlichen Ende der Stadt errichtet worden war. Westen! Eisenbahn! das

schmeckte alles schon nach amerikanischer Lokalfarbe. Was aber noch mehr darnach schmeckte, das war der Grog, dessen Trinken allabendlich mit Feuereifer geübt wurde. Grog trinken zu können, war ja eines der Haupterfordernisse des Daseins im freien Westen. Die Gelehrigkeit unserer Texaner in diesem Punkt war staunenerregend, aber, trotz aller Fortschritte, blieben sie öfters Nachts in der Trinkstube des Westhotels liegen. Sie nannten das eine Vorbereitung zum Leben im camp, und damit war die Sache abgethan.

Auch hatten sie vor, ein Fäßchen Rum und ein großes Faß kochendes Wasser mit auf die Reise zu nehmen. Die Expedition ging in der That nicht nur ab, sondern auch sehr schlecht aus. Büffel, Indianer, Freiheit, Gleichheit, Grog — Alles wurde zu Wasser, welches nicht einmal kochte. Im jungfräulichen Urwald angekommen, veruneinigten sich die Männer der Zukunft, zankten sich, bedrohten sich mit ihren großen Bowiemessern, schossen ihre Rifles auf einander ab, und dann strebte Jeder auf individuellem Wege wieder in gebildete Gesellschaft zu kommen. Einige yankeesierten sich und sind heute als reiche Leute gestorben. Das kann ihnen aber nichts helfen, weil sie tot sind. Die Übrigen zogen Jahre lang den Teufel am Schwanz herum, ohne letzteren ausreißen zu können. Manche wurden von den Wilden menschgefressen. Der Sohn eines hohen und reichen Justizbeamten schätzte sich als Kellner auf einem Mississippidampfer glücklich; auf dem Vater der Ströme ein freies Volk zu bedienen, ist das nicht ein beneidenswertes Loos? Einige kamen wieder nach Arkadien und machten Gesichter wie begossene — mit dem bewußten kochenden Wasser begossene Hunde. Darüber hohnneckten dann die daheimgebliebenen Schlaumeier und

Biederknüppel und übten sich in der Tonart: Bleib' im Land und nähr dich' redlich! Warum sollten auch die Wilden bessere Menschen sein, als die Arkadier? Nichtsdestoweniger währte die Auswanderung fort und reinigte alljährlich das Land von den störrischen Gemütern, welchen man nichts recht machen kann.

Kaum war die texanische Diversion zu Ende, als eine andere, religiöse auftrat, nämlich die deutsch-katholische. In betreff der in Arkadien vorherrschenden Religion war man von oben bis unten rationalistisch gesinnt und konnte, von Polizeiwegen, sogar ein Freidenker sein, ohne darum wie ein Brandstifter behandelt zu werden. Von allen Kathedern und Kanzeln hörte man den kirchlichen Wunderglauben in einer natürlichen Weise erklären, und wer heute in Herrn Renans ecclesiastischen Romanen etwas Neues zu finden glaubt, der ist eben in jenen aufgeklärten Tagen weder in die Kirche noch ins Kolleg gegangen. Die heilige Schrift, so sagten die Gelehrten und die Prediger, ist im Orient für Orientalen geschrieben; dieselben sind wie die Kinder und die Frauen; sie haben Lust an Gleichnissen, Bildern und ähnlichen Scherzen. Aber comparaison n'est pas raison. In unserem kühleren Klima fassen wir das kühler auf und entkleiden das Gleichnis, ohne Rücksicht auf die Temperatur. Unser Heiland z. B. war in die ägyptischen Tempelgeheimnisse eingeweiht, und seine Heilungen erschienen nur dem Uneingeweihten wunderbar. Er verstand es, Wasser zu treten, Scheintote ins Leben zu kitzeln, und konnte sich als ein gescheiter Mann wohl denken, daß eine so aufrührerische Stadt wie Jerusalem, von den Römern, die in solchen Sachen nicht für drei Achtel Spaß verstanden, über kurz oder lang zerstört werden würde. Die

Weinfabrikation bei der Hochzeit von Cana gilt für jeden des Geschäfts Beflissenen für ein reines Kinderspiel. Josua's Sonnenstillstand und Demoliertrompeten waren nur Mittel, den Mut der Truppen anzufeuern, denn Jedermann weiß, daß ein glückliches Wort des Heerführers wie „Als d'ruff!" und eine gute Regimentsmusik mit Schnaps im entscheidenden Augenblick viel wirken. Das maritime Abenteuer des Jonas hat gleichfalls durch Scheffel's schwarzen Walfisch zu Askalon genügende Erklärung gefunden. Solche Ketzereien wurden uns eingetrichtert, und was Einem in der Jugend weiß gemacht wird, das glaubt man im Alter. Bei einer so aufgeklärten Bevölkerung und einer so toleranten Regierung hatten die neuen Apostel leichtes Spiel. Im Grunde waren ja die Deutschkatholiken nur eine neue Rationalistenspezies. Nun geschah es, daß der Stifter der Sekte eine feierliche Rundfahrt durch Arkadien machte. Er war ein noch junger und sehr hübscher Mann, was man ihm heute nicht mehr ansieht, weil er, nach einem langen Aufenthalt, bei uns selig verstorben ist. Zu dem Zweck der Reise hatte er sich mit einigen gleichfalls jungen und ziemlich wohlgebauten Gesellen umgeben. Überall, wo diese heilige Schar anlangte, wurde sie im Triumph eingeholt, und dann wurde bankettiert und festgegessen, geredet und gepredigt, daß es nur so knallte. Die neuen Propheten hatten den alten Satz:

Vor Allem lernt die Weiber führen,

keineswegs vergessen, und somit vertrauten ihnen auch gleich die anderen Seelen. Darum verweilten die Gäste auch mehrere Tage in unsern Mauern, obwohl wir eigentlich gar keine Mauern hatten, um im Kriegsfall nicht bombardiert werden zu können. Sie gründeten sogar eine deutschkatholische Gemeinde, die sich

zuerſt im Strahl der Volks- und Fürſtengunſt ſonnte, dann aber mißliebig wurde, jedoch noch heute ein freilich etwas anemiſches Daſein führt. Manches Komiſche iſt mir aus jener Zeit erinnerlich. Jeder Kenner der deutſchen Literaturgeſchichte weiß, daß Jean Paul Richters Schädel ſowie das Fell ſeines weißen Pudels kahl wurden unter den Scheeren ihrer Verehrerinnen. Ebenſo erging es unſerem Reformator, nur daß er keinen Pudel zur Hülfe zu nehmen brauchte, da er ſelbſt Haare genug auf dem Kopf wie auf den Zähnen hatte. Nötigenfalls leiſteten auch die ſtarkumwallten Jünger an Stelle des Meiſters ganz gerne Zahlung. Weniger glaublich erſcheint der hämiſche Bericht der kritiſchen Geiſter, das ſchöne Geſchlecht habe nach den Mahlzeiten die Kerne der von dem Verehrten verſpeiſten Zwetſchen geſammelt, inſoweit er dieſelben nicht verſchluckt hatte, oder bei der Wäſcherin die Bindbänder ſeiner Unterbeinkleider abgeſchnitten, um dieſe Reliquien in Medaillons am Buſen aufzubewahren. Das ginge denn doch noch über die ſchon beſprochenen dramatiſchen Butterbröter, welche bereits an die Grenze antediluvianiſcher Jagdgeſchichten ſtreifen.

III.

# Die graue Puppe.

Am ersten August 1845 war auf dem „Mühlchen," einem ländlichen Belustigungsort in der Nähe einer kleinen, mitteldeutschen Universitätsstadt, eine vergnügte, halb bürgerliche, halb akademische Gesellschaft beisammen. Daß so entgegengesetzte und oft feindliche Elemente sich binden wollten, da doch zu allen Zeiten der „Philister" der Antipode des Professoren und der Studenten, und die Letzteren die Verächter Jenes zu sein pflegten? Die Liebe hatte, ohne alle politische Zuthat, die Gegensätze vermittelt, und zwar durch die Person der mehr reizenden als schönen, schwarzlockigen und blauäugigen Nanni, Tochter des wohlhabenden Ortsbürgers und Sattlermeisters Heinrich Junkel. Dieses junge Mädchen war schon seit einigen Jahren die unbestrittene Königin aller Bürgerbälle und der denselben verwandten Tanz- und anderen Kränzchen, ohne daß Einer ihrer zahlreichen „Kurmacher" unter den jungen Kaufleuten und Industriellen, welche in den betreffenden Kreisen die Hauptrolle spielten, sich irgend eines Vorzugs bei ihr hätte berühmen können. Zwar galten in dieser Gesellschaft verschiedene Gunstbezeugungen, welche besonders auf dem gemeinschaftlichen Nachhauseweg von den

erwähnten Vergnügungen erlangt zu werden pflegten, und selbst Küsse vor Zeugen und insgeheim, durchaus nicht für verpönt; allein Nanni hatte, selbst bis in die so gern entschuldigten Vertraulichkeiten des Pfänderspiels hinein, ihre eigene, nicht abstoßende aber doch wenig zugängliche Art, welche ihr bald als übertriebene Sittsamkeit, bald aber auch als eine Einbildung, welche höher hinauswollte als sie solle, nämlich bis zu Absichten auf studierende oder „studierte" Leute, ausgelegt wurde. Obwohl sich „der Student," welcher Sammelausdruck die ganze akademische Jugend umfassen will, den „Philisterbesen" gegenüber stets mehr zum Betrieb von Liebschaften, als zum Beleg solider Absichten aufgelegt gezeigt hatte, so kam es doch hier und da vor, daß zwischen diesen bevorzugten Individuen einer- und Bürgermädchen andererseits feste Brautschaften abgeschlossen wurden, und auch, nach verschiedenen Jahren bangen Harrens, zu wirklichem ehelichem Vollzug gelangten. Eine Schneiderstochter war Oberförsterin geworden, ein Bierbrauerfräulein sollte alsbald mit einem Arzt kopuliert werden und den Namen: Frau Doktor, führen, so daß Böswillige annehmen wollten, die reizende Nanni passe auf ein ähnliches Schicksal und sei deshalb so knapp gegen alle „unstudierten Leute." Das Fräulein Junkel — denn Fräulein ließ sich, zur Empörung der Professorentöchter, alles Weibliche nennen, was nicht den kurzen Stutzrock der ländlichen Umgegend trug — das Fräulein Junkel dachte in Wirklichkeit nicht so weit, und dennoch sollte der Erfolg jenen Voraussetzungen Recht geben.

Zur Zeit unserer Geschichte hatte die kleine Universität durch mehrere, daselbst als Lehrer wirkende wissenschaftliche Größen ersten Rangs die höchste Höhe ihres Glanzes erreicht.

Namentlich zog ein berühmter Chemiker Scharen von Einheimischen wie Fremden an, und die Letzteren nicht allein aus allen Teilen von Europa, sondern der ganzen Welt, insbesondere aus den Vereinigten Staaten und den südamerikanischen Republiken. Unter diesen Fremden war ein junger, hübscher französischer Schweizer, welcher, mit guten sprachlichen Vorkenntnissen nach Deutschland gekommen, in den studentischen Umgebungen, in welche er sich mit Eifer hineinwarf, alsbald genug Deutsch lernte, um, mit Hilfe seiner lebhaften Gestikulation, dem schönen Geschlecht, besonders wo er demselben den Hof machte, hinreichend verständlich zu werden. Nur sein Familienname war und blieb etwas wunderlich, denn ein Monsieur Démon schmeckte so direkt nach Allem, was zwischen Fastnacht und Walpurgis auf Besen und anderswie nach dem Blocksberg reitet, daß selbst die Studien- und Verbindungsgenossen des jungen Mannes diesen ominösen Namen vermieden und sich lieber an seinen Vornamen Joseph hielten, der jedoch seine rheinische Umbildung in Seppel erleiden mußte. Dieser ausländische Studiosus an der philosophischen Fakultät, zu welcher bekanntlich die Chemie gehört, hatte aus seinem Vaterland über das gegenseitige Verhältnis des Regierten und der burschikosen Puppe des zukünftigen Regierers andere und freiere Ansichten mitgebracht als die, welche an der Hochschule verbreitet waren. Für Joseph waren diejenigen Menschen, welche die Nase mitten im Gesicht und außerdem ein decentes Ein- und Auskommen hatten, so ziemlich einerlei, und was Einer in den verschiedenen Fakultäten lernte oder nicht lernte, erhöhte in seinen Augen den Wert des betreffenden Individuums, dem weniger gelehrten oder nicht „angestellten“ Rest der Menschheit gegenüber, weiter nicht. Unter

der Leitung solcher Ansichten hatte er sich, trotz aller gesellschaftlichen Scheidung des „Burschen“ von dem Bürgertum, mit großer Leichtigkeit allüberall eingeführt, wo es ihm überhaupt gefiel, und den Maßstab dieses Gefallens bildete nur die größere oder geringere Quantität schöner Frauenzimmer, welche er vorzufinden erwarten konnte. Eine solche Richtung ließ sich in einer kleinen Stadt nicht lange verfolgen, ohne in die Nähe der reizenden Nanni zu führen. Und zwar verwandelte sich in dieser Nähe der seitherige unstete Schmetterling plötzlich in eine emsige, häusliche Ameise. Daß der Seppel „verschossen“ sei, das war eine schnell verbreitete Neuigkeit und erregte um so weniger Erstaunen, als der betreffende Gegenstand, selbst nach dem Urteil der immer mürrischen und unbefriedigten „bemosten Häupter,“ den Akt des „sich Verschießens“ vollständig rechtfertigte. Erstaunen und selbst Entrüstung aber wurden „auf der Kneipe“ und dann auch in weiteren Kreisen laut, als man, bald nach jener harmlosen Kunde, die bedeutsamere Nachricht vernahm, der studiosus philosophiae Joseph Démon gedenke des Sattlers Junkel Nanni nicht allein zu lieben, sondern auch, und das bald, zu heiraten. Im Bereich der Professoren- und sonstigen Honoratiorenwelt, namentlich da, wo die Mütter heiratsfähiger Töchter das Wort führten, wurde dieser Schritt als eine grobe Unsittlichkeit, welcher auf manches herannahende Unheil hindeute, gebrandmarkt. In der bürgerlichen Gesellschaft leitete ein mehr offenherziger Neid die Unterhaltung, und wenn es an sich auch löblich erschien, daß ein gebildeter junger Mann sich über veraltete Standesvorurteile hinaussetzen wollte, so hätte er doch, gerade innerhalb dieser bürgerlichen Mitte, besser wählen können und sollen. Übrigens war es auch noch

nicht aller Tage Abend, denn „der Student“ pflegte ja mit Eheversprechen nicht zärtlicher umzugehen, als mit allen anderen bürgerlichen Schulden. Ähnliches setzte anfänglich, wenn auch nicht die reizende Nanni selbst, so doch ihre verwandtschaftliche Umgebung, bestehend aus Vater, Stiefmutter und dem Onkel und abgelegten Gewürzkrämer Querner, voraus. Aber Josephs Verhalten war ganz dazu angethan, selbst einen Verdacht, wie den des Universitätsrichters, wenn derselbe auf geheime politische Verbindungen fahndete, zu entkräften. Er war nicht lange, wie die Katze um den heißen Brei, um das hübsche Mädchen herumgegangen, hatte nicht erst eine Liebschaft anzuknüpfen versucht und dann in Ermangelung einer solchen die ernstlichen Absichten ins Feld rücken lassen, sondern er kannte Nanni kaum, als er auch schon von Heiraten sprach, seine Lebensaussichten, sowie Stellung und Wohnort seiner Eltern und die beträchtliche Ziffre seines zukünftigen Vermögens klar benannte und sich in Allem so entschieden und diskret zugleich benahm, daß selbst der brummige und höchst studentenfeindliche reiche Hagestolz Querner zugab, wenn sich das Alles wirklich so verhalte und erfüll, so habe seiner Nichte kein größeres Glück blühen können. Kaum war die Brautschaft im Reinen, so zeigte sich Joseph, als eine Ausnahme von den anderen jungen Leuten, nicht geneigt, im Genuß erlaubter Süßigkeiten eine kostbare Zeit zu vertrödeln und dadurch der ganzen Sache müde zu werden, sondern er bereitete sich zu einer schnellen Ab- und Heimreise vor. Der Zweck dieser Reise war der, die Einwilligung der Eltern, welche schon brieflich in Aussicht gestellt war, zu erlangen, die nötigen Papiere zu beschaffen, auf den Flügeln der Liebe zurückzueilen, zu heiraten und die junge Gattin nach ihrer

neuen Heimat zu führen. Von Ausstudieren und Examenmachen brauchte bei ihm, dem Sohn reicher Kaufleute, der nur zum Zweck seiner allgemeinen Ausbildung nach Deutschland geschickt worden war, keine Rede zu sein — das junge Paar würde, bis an sein seliges Ende, von seinen Renten leben, welche mühelose und ehrenvolle Beschäftigung Joseph, zum Entsetzen seiner, nach Ämtern und Bedienungen begierigen akademischen Freunde, für die zweckmäßigste aller Anstellungen erklärte.

Die erwähnte Vereinigung nun auf dem „Mühlchen" war ein kleines Fest vor der auf den folgenden Morgen bevorstehenden Heimreise des Bräutigams, und die Zusammensetzung der Gesellschaft aus bürgerlichen und akademischen Bestandteilen erklärte sich dadurch, das Joseph die ihm zunächst befreundeten Glieder seiner „Verbindung" mit in den versammelten Familienkreis seiner Nanni gebracht hatte.

Unter Scherzen und Spielen, Essen und Trinken waren der Nachmittag und ein Teil des Abends vergangen. Mit einbrechender Dämmerung machte der Onkel Querner den Vorschlag zum Aufbruch; derselbe ging, nicht ohne einigen Widerspruch von Seiten der jüngeren Leute, durch und man füllte zum letzten Male die Gläser. Eine bessere Gelegenheit zu einem extemporierten Toast als diese konnte es nicht geben. Auch ging dieselbe nicht ungenützt vorüber. Einer der nächsten Freunde und Genossen Joseph's, wegen ihrer Stubennachbarschaft von diesem und dann allmählich auch von den Anderen mit dem, dieses Näheverhältnis bezeichnenden akademischen Kunstausdrucke „das Kamisol" benannt, erhob sich mit den lakonischen Worten: „Ohne Vorrede und captatio benevolentiae kommen wir von dem Anfang des Gesprächs gleich zum Ende: Vivat hoch die graue Puppe!"

Ein allgemeiner Ruf: „Es lebe die graue Puppe!“ ertönte, die Gläser klangen und wurden geleert, und Alles wandte sich zum Weggehen. Die sogenannte „graue Puppe“ selbst aber war niemand geringeres als Joseph's Zukünftige, Nanni Junkel. Aus eigener Erfindung hatte er ihr diesen wunderlichen Namen gegeben, als ihm eines schönen Tages das zierliche Mädchen in einem neuen, faltig und fein gearbeiteten grauen Merinokleidchen so anmutig und puppenhaft erschienen war, daß er sie kaum noch in einem andern Anzug sehen mochte. In Gemäßheit der alten und allgemeinen akademischen Gewohnheit, welche kein Ding mit seinem gewöhnlichen Namen zu bezeichnen pflegt, sondern überall Spitznamen und umschreibende Ausdrücke verwendet, machte jene Benennung in dem ganzen Umgangskreise des Mädchens Glück und ward alsbald angenommen und verbreitet.

Im Augenblick, da die Gesellschaft der „grauen Puppe“ die Laube verließ, in welcher man zuletzt gesessen hatte, entstand plötzlich eine Stockung in ihrer Bewegung, indem eine andere Gruppe von Gästen, welche in einem entfernteren Teile des Gartens Platz gefunden hatten, den Ausweg versperrte. Diese Gesellschaft bestand aus etlichen der ersten Elemente unserer Universitätsstadt. Es waren einige Professoren und höhere Beamten nebst ihren Familien, gefolgt von einem halben Dutzend solcher Studenten, welche, mit guten Empfehlungen versehen, in diesen und ähnlichen Kreisen eingeführt waren und nur mit denselben Verkehr pflegten. Die beiden Gruppen begegneten sich in diesem kurzen Zusammentreffen mit einer affektierten Nichtbeachtung, welche von der einen Seite wie Spott und Unwille über eine ungehörige Selbstüberhebung des Bürgers, von der andern wie Trotz

und Empörung gegen eine ungerechte Standesanmaßung auszulegen sein mochte, und nur zwischen den jungen Akademikern wurden herüber und hinüber einige flüchtige Grüße gewechselt.

Als eine der letzten in der Professorengesellschaft schritt, von mehreren Studenten umdrängt, ein junges Mädchen von imposanter Erscheinung daher. Sie war eine große und schlanke Brünette mit feinen, obwohl stark gezeichneten Zügen, und besaß neben all ihrer stolzen und freien Haltung etwas Zartes und Weibliches, welches ihrem Namen Ninna (Mädchen) vollständige Ehre machte. Der verschiedenartigen Ansprache, mit der sich die sie Umgebenden um sie bemühten, schien Ninna nur geringe Aufmerksamkeit und nichts als kurze Antworten zu schenken. Als sie vor der Laube vorbeischritt, warf sie auf die dort Versammelten einen flüchtigen Blick, der, so kurz er war, doch aus seinem anfänglichen Ausdruck gleichgültiger Kälte in den der Verlegenheit und des unangenehmen Empfindens überging, als Ninna den jungen Franzosen an der Seite der „grauen Puppe" und nur mit dieser beschäftigt gewahrte.

Nachdem die „Honoratioren" vorbei waren, setzten sich die Bürgerlichen ihrerseits in Bewegung, und so kam es, daß ein einzelner und eiliger Nachzügler der ersten „Partie" plötzlich mitten unter die zweite geriet. Dieser Nachzügler war ein langer, schmaler und magerer, im Gesicht aschfarbiger Mann von mittleren Jahren, steifer, ja selbst ängstlicher Haltung, und in einer weder neuen, noch neumodischen, noch geschmackvollen Kleidung. Er suchte sich in einer ziemlich linkischen Weise durch diejenigen, welche ihn von seiner Gesellschaft trennten, durchzudrängen, als ihn der Onkel Querner

plötzlich derb am Arme faßte und mit seiner starken und barschen Stimme rief:

„Ei was da! halt, Freund Phemel! Woher und wohin?“

Der Angeredete mußte wohl oder übel stehen bleiben, stierte den ehemaligen Gewürzkrämer einen Augenblick gedankenlos an und sagte dann wie Einer, der aus dem Schlaf erwacht und sich besinnt:

„Sieh, sieh! Freund Querner! Schön, daß ich Dich sehe!“

— „Was zum Teufel,“ rief Querner, „hast Du denn hier zu bestellen und wie kommst Du auf einmal aus Deinem Hinterland in die Stadt geschneit?“

„Ich bin ja,“ entgegnete Phemel, „der neue, an euer Stadtgericht versetzte Registrator, und da muß ich doch wohl hier sein! Aber jetzt muß ich weiter, und ich komme morgen zu Dir, denn es ist mir eben eingefallen, daß ich der Fräulein Ninna Zeiner etwas Pressantes ausrichten soll, was mir eine ihrer Freundinnen, welche im Hinterland verheiratet ist, vor drei Wochen an sie aufgetragen hat.“

— „Du machst Dir am Ende gar Hoffnung auf die schöne Ninna, alter Junggeselle,“ neckte Querner.

„Und wenn,“ — versetzte Phemel naiv. „Ich bin ein unverheirateter angestellter Mann, der sich nicht schon auf der Universität 'verplempert' hat.“ Damit machte er sich los und schoß auf seinen langen Beinen davon, seiner Gesellschaft nach, mit einem Schritt, der, so eilig er war, so steif blieb als er sein konnte.

Eine Schaar von Epigrammen ergoß sich über den Dahineilenden, so lange man ihn überhaupt sehen konnte, aus dem Munde der Studenten und der jungen Mädchen, und namentlich die letzteren hatten alsbald in dem pittoresken

Wörterbuch ihrer Umgangssprache diejenige Bezeichnung gefunden, welche den Registrator vollständig malte: sie nannten ihn den Staches. So treffend dieser Spitzname sein mochte, so würde er doch die meisten dieser Besitzerinnen böser Zungen nicht verhindert haben, dem unverheirateten und angestellten Mann vor dem Altar ihre Hand zu reichen. Allein der Registrator strebte ja offenbar einer der stolzesten Professorentöchter, dem ersten „Florbesen" der Klub- und Studentenbälle, nach, und so mußte, als der „Staches" in einer Wendung des Wegs verschwunden war, der ehemalige Gewürzkrämer für die geschmackvolle Auswahl seiner Freunde herhalten.

„Ach was!" sagte Querner zu seiner Entschuldigung. „Wir haben uns schon gekannt zur Zeit, da der Teufel noch ein kleiner Bub' war. Schön ist er freilich nicht, aber der beste Kerl von der Welt, und nur so zerstreut, daß er am hellen Tage einen Schlagbaum für ein Reitpferd ansieht."

— „Wie aber," warf das 'Kamisol' ein, welches seit zwei Jahren Jurisprudenz studierte und infolgedessen schon einige nicht ganz unklare Begriffe von der Natur seines zukünftigen Berufs hatte, „wie aber kann ein so zerstreuter Mensch Registrator sein? Gewürzkrämer — das ginge noch an, denn wenn man auch Pfeffer mit Salz und Essig mit Öl verwechselt, so hat das nichts zu sagen, denn zusammen kommt ja zuletzt doch Alles — aber Registrator! Wenn dem die Akten durch einander geraten, dann wird geköpft wer seinen Prozeß gewonnen hat, und der Gläubiger gepfändet statt des Schuldners."

„Studierte Leute!" antwortete höhnisch der studentenfeindliche und durch die Anspielung auf seine vormalige Be-

schäftigung mit pikanten Waren gereizte Querner. „Kann bei studierten Leuten 'was Verkehrtes vorkommen? Sie finden in drei Sekunden im Schlaf, worauf ein anderer gewöhnlicher Mensch mit gesundem Verstand in Jahren nicht kommt! Aber was den Phemel angeht — im Dienst ist er nicht zerstreut, sondern ein vortrefflicher, genauer Beamter. Er lebt nur in seinen Akten, kennt alle seine Fascikel persönlich, wenn er sie nur im Umschlag und mit der 'Kordel' von ferne sieht, und hält immer Alles am richtigen Platz. Ist er dagegen einmal aus der Amtsstube heraus, dann wird Alles verkehrt: wenn er ins Wirtshaus will, gerät er in die Kirche, und einen Mann mit einem Husarenschnurrbart redet er für ein Fräulein an. Bei so einem, der die Hosen für den Rock anzieht, möchte es eine Frau gut haben, denn sie wäre Herr im Haus. Was meinen sie zu dem Allen, Frau Euphrasia?

Diese letzteren Worte richtete Querner mit besonders starker Stimme an eine ältliche und altmodisch, aber doch mit einer gewissen Wahl gekleidete Frau, welche höchst gravitätisch und weder nach rechts noch links blickend am Arm des Sattlermeisters Junkel dahinschritt. Die also angeredete Stiefmutter der „grauen Puppe“ war in ihrer Art nicht weniger ein Original, als der „Staches“, und wenn sich die Lachlust ihrer jugendlichen Umgebung nicht ebenso viel gegen sie wie gegen jenen richtete, so kam dies daher, daß man schon allzu sehr an ihre Art und Weise gewöhnt war. Sie war die Tochter eines niederrheinischen Schulmeisters, hatte ihre Lebenszeit zwischen fünfundzwanzig und vierzig als Gesellschafterin und mitunter selbst Erzieherin in verschiedenen großen Häusern einer großen Stadt verbracht und endlich den schon bejahrten und ihr einigermaßen ver-

wandten Witwer Junkel, welcher „wieder eine Frau im Hause haben wollte," ohne irgend welche Leidenschaftlichkeitsrücksichten auf beiden Seiten, geehelicht. Von einigen damals schon erwachsenen und seither in die Entfernung verheirateten Kindern erster Ehe, welche sich nur der Form nach unter das Joch einer Stiefmutter beugen wollten, hatte sie sogleich die Bezeichnung Frau Maman erhalten, und dieselbe war ihr geblieben, um sich allmählich auf den ganzen Verwandtschafts- und Bekanntschaftskreis auszudehnen. Onkel Querner nannte sie auch gern Euphrasia, welcher Vornamen ihm das ganze Wesen dieser steifgestärkten Persönlichkeit treffend auszudrücken schien. Die Maman war eine Person von mittelmäßigen Geistes- und Gemütsgaben, eher gut- als bösartig, dennoch aber mit einem beträchtlichen Teil Schlauheit ausgerüstet, von oberflächlicher Bildung und stets geneigt, in ihrem gesellschaftlichen Auftreten die Erinnerung dessen, was sie als Gesellschafterin und Erzieherin gehört und gesehen hatte, geltend zu machen. In Gemäßheit dieser letzteren Absicht sprach sie über die gewöhnlichsten Dinge in Ausdrücken, welche für das, was sie sagen wollte, allzu gewählt und darum stets unpassend, oft sinnlos waren. Ferner pflegte sie, bei einer gänzlichen Armut an eigenen Ideen, in der Unterhaltung mit Andern dasjenige, was diese vorbrachten, nur zu wiederholen, zu erweitern und mit Beispielen zu belegen. Namentlich aber liebte sie es, lange Geschichten aus ihren eigenen oder fremden Erfahrungen in einer endlos detaillierten Weise zu erzählen, sowie manche pathetische Stellen vaterländischer Dichter bei passenden und unpassenden Gelegenheiten, namentlich aber bei Tische, vorzutragen. Selten blieben diese Deklamationen ohne sinnstörende Abänderungen des Textes durch Mißverständnis

oder durch Gedächtnisfehler. In letzterer Hinsicht behauptete „auf großes und kleines Cerevis“ Joseph's Hausgenosse, welchen Euphrasia unerschütterlich Herr Kamisol nannte, weil sie diese Bezeichnung für seinen offiziellen Zunamen im Zivilstandsregister hielt, sie habe ihm eines Tages, bei Erörterung einer Liebesangelegenheit, den großen Schiller zitiert mit den Worten:

Liebe ist die alte Leier,
Die das Herz dem Himmel geigt.

Was nach dem Allem das Komische ihrer Persönlichkeit noch erhöhte, war ihre halbe Taubheit. Ohne dieselbe jemals einzugestehen, gab sie sich die Miene, Alles erfaßt zu haben, was in ihrer Gegenwart gesprochen wurde, ergänzte sich das Unverstandene durch glückliche oder unglückliche Vermutungen und gab dann häufig Antworten, welche auf das Gesagte paßten, wie der Totengräber zur Hochzeit. Wollte man sie ärgern, so brauchte man nur die Delikatesse zu haben, mit etwas erhobener Stimme, wie zu einem Harthörigen, mit ihr zu reden, und dieses Resultat gewann jetzt auch die Ansprache des abgelegten Gewürzkrämers.

„Ich bin nicht taub, Herr Schwager, weil Sie so schreien,“ sagte sie spitz, „und was den Herrn 'Regulator' angeht, so ist er ein so feiner Mann, als ich je einen in der 'Solidität' der alten Fräulein von Hahnenbrech in Frankfurt aus- und eingehen sah. Ich kannte dort sogar einen Kavalier, der ihm sehr ähnlich sah, und dieser heiratete später eine sanfte, duldende, adelige Witwe aus Düsseldorf, von welcher alles nach der Mode enchantiert war, denn eine sanfte, duldende Miene zeigt immer das Lockende doppelt.“

Und, einmal losgelassen, ergoß sich Euphrasias Rede-

ſtrom in langen Sätzen, von meiſt falſcher Konſtruktion, über die Urſachen der „Kombination“ des feinen Herrn aus der „Solidität“ der alten Fräulein von Hahnenbrech in Frankfurt mit der ſanften, duldenden, adeligen Witwe aus Düſſeldorf, ſo daß allen Anweſenden die Geduld ausging, andere Unterhaltungsgegenſtände aufgebracht wurden, und endlich nur noch der alte Junkel ſelbſt die unerſchütterte Zuhörerſchaft der unerbittlich fortfahrenden Maman ausmachte.

Der Weg von dem „Mühlchen“ nach der Stadt war weder weit noch beſchwerlich, ſo daß man bei guter Zeit vor dem Hauſe des ehrenwerten Sattlermeiſters ankam, woſelbſt die Geſellſchaft ſich trennte und nur Joſeph mit der Maman und Nanni eintrat, um den letzten Abend mit denſelben zu verbringen, während Junkel ſelbſt „ſeinem Bier nachging.“

Der Abſchied des liebenden Paares ſetzte ſich ganz in der gewöhnlichen Weiſe aus vielen Thränen von der einen, und vielen Küſſen von der anderen Seite, dem Verſprechen ewiger Treue und eifrigen Briefſchreibens und der Hoffnung auf ſchnelles Wiederſehen und eine gänzliche Vereinigung zuſammen. Mehr Originalität hatte die Troſtrede der Maman, welche ſie bei dieſer Gelegenheit ihrer aufrichtig geliebten, jüngſten Stieftochter nicht entgehen laſſen zu dürfen glaubte. Sie begann mit der Schilderung verſchiedener troſtbedürftiger Ereigniſſe aus ihrem eigenen Leben und der Mittel, deren Anwendung ſich gegen den Sieg der Verzweiflung als geeignet erwieſen hatten. Dieſem hiſtoriſch praktiſchen Teil folgte der theoretiſche und rein rhetoriſche. „Diejenige 'Sentimentalität',“ ſprach ſie, „welche den Menſchen gegen alle Widerwärtigkeiten aufrecht ſtehen läßt, iſt die Hoffnung. Schon der Dichter ſagt:

„Die Hoffnung führt uns ins Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Dem Jüngling leuchtet ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Kreuz nicht begraben!"

„Sie, lieber Joseph, und Du, mein Kind, Ihr habt die Hoffnung des Wiedersehens, und mein Vater sagte mir oft, als wir im traulichen Familienkreis noch Kinder waren, das Schönste an einer Trennung sei das Wiedersehen mit einer Freundin, deren holde Gegenwart man lange entbehrt hat und dann wieder zusammenkommt. Auch bleibt Nannichen nicht ohne 'Konsultation' zurück, wegen ihrer sie treu liebenden zweiten Mutter bis in den Tod. Zwar geht der Vater viel ins Wirtshaus, so aber liebe ich doch meinen Haushalt über Alles, weil ja doch eine Frau in ihr Haus gehört, was auch Du, mein Kind, erfahren wirst, wenn Du einmal Deinen trefflichen Mann zum Gefährten für dieses irdische Leben haben wirst, wovon er Alles mit Dir teilt, denn

Sei Du im Glücke oder Leide,
Das Herz verlangt ein zweites Herz,
Geteilte Freude ist halbe Freude,
Geteilter Schmerz ist doppelt Schmerz.

Ich selbst zwar habe noch wenig Freude an der Seite meines Mannes genossen, weil ihm sein Bier über Alles geht, und wenn einmal Nannichen fort ist, dann hören alle meine Lebensfreuden ganz auf, aber so eilt in raschem Fluge die edle Zeit hinweg, und die Tage fliehen dahin wie flüchtige Schatten, um nie wiederzukehren. Aber meine Blicke trügen mich nie, und als ich zum ersten Mal die Augen Deines Josephs mit Liebe und den feineren Trieben auf Dich gerichtet sah, sagte ich mir, der Mann müsse Absichten haben, denn was das Herz denkt, davon gehen die Augen über, und

Ihr waret nur ein Herz und eine Seligkeit. Nun verläßt der Sprößling im Jugendflug, dem Nichts gleichkommt, das alte wohnliche Nest, und da werde ich Deine Räume leer sehen, mein Kind. Aber dennoch wirst du nicht allein stehen, denn die schwache Ulme muß stets eine starke Stütze haben, weil Alles einem ewigen Wechsel und Mystifikation unterworfen ist. Kommen dann aber auch trübe Stürme oder die Schreckniſſe und Gefahren des verheerenden Krieges, so nimmt man sich zusammen, und die Vernunft kann alles wieder auf die geebnete Bahn zurückführen, weil Deine lichte Seite in dem köstlichen Verein und Glück Deines Mannes stets obenan steht.

„Liebe, Liebe lächelt nur
Aus dem Auge der Natur
Wie aus einem Spiegel,
Liebe ruft der Silberbach.
Liebe läßt und Sanftmut wallen,
Liebe lehren auf dem Dach
Alle Nachtigallen,
Liebe, Liebe lispelt nur
Laut die herrliche Natur!“

Durch diese Troſtgründe wesentlich gestärkt, gelangte das Brautpaar endlich zu dem entscheidenden Akte des Scheidens und Joseph reiste am folgenden Morgen ab.

Während nun die „graue Puppe“ einem befriedigenden Ende ihrer Liebesangelegenheit entgegenharrte, ergab sich für die uns schon bekannte, schöne Ninna gleichfalls eine glänzende, obwohl nicht in ähnlicher Weise nur von Herzenswünschen begleitete Heiratsgelegenheit. Von dem Regiſtrator Phemel nicht zu reden, denn derselbe konnte sich bald überzeugen, daß die „dicke Freundschaft,“ welcher er mit dem Vater des Mäd-

chens, dem Professor Zeiner, und dessen Familie obzuliegen gedacht hatte, eine Chimäre gewesen war. In seiner Naivetät hatte er den übrigens weitverbreiteten Irrtum geteilt, daß ein unverheirateter und angestellter Mann lediglich in dieser Eigenschaft den unabweisbarsten aller Freierstitel besitze; allein das Verhalten der schönen Ninna gegen seine unzweideutigen Versuche, ihr den Hof zu machen, belehrte ihn eines Besseren. Er stand mit stummer Resignation ab und wandte sich mehr nach bürgerlichen Kreisen unter dem Einfluß seines Jugendfreundes Querner, der ihn in seiner erwachsenden Abneigung gegen die Professoren- und ganze Honoratiorenwelt auf das Lebhafteste bestärkte. Dagegen tauchte, immer um dieselbe Zeit, in unserer Universitätsstadt ein anderes Licht auf, welches sich mit besserem Erfolg jener Sonne des vornehmen Kreises nähern zu sollen schien.

Eines schönen Morgens kam nämlich im ersten Hotel der Stadt ein sehr elegant gekleideter, feiner und schöner junger Mann an, welcher sich unter dem Namen eines Herrn Alexander Neusilber aus Wien in das Fremdenbuch eintrug und alsbald einen, des Studiums der Jurisprudenz beflissenen und aus der Landeshauptstadt heimischen Vetter aufsuchte, bei dem er sich vermittelst eines Empfehlungsbriefes einführte. Der Letztere präsentierte den Ankömmling sowohl in seinen studentischen, als auch in den höheren Gesellschaftskreisen, woselbst dieser alsbald keine geringe Rolle zu spielen begann. Denn wenn Herr Alexander Neusilber auch kein „studierter" oder angestellter Mann und weder Adeliger noch Offizier war, so gehörte er doch zu jener Klasse, welche damals mit Macht in die sich vergeblich abschließende Gesellschaft der Geburt, des Amtes und der Intelligenz einzudringen

begann, zu der großen und reichen Kaufmannswelt nämlich. Der junge Herr Neusilber reiste im Auftrag des alten Herrn Neusilber und Cie. in Wien, aber nicht wie gewöhnlich gereist wird, in Wein oder Calicot, die Mustertasche unterm Arm, sondern im großen Styl, in Bankgeschäften, um bedeutende Summen einzukassieren, und industrielle Statistik aufzunehmen, besonders aber, damit der junge Mann, gut unterrichtet und wohlerzogen, wie er schon war, sich noch weiter bilden und mit alten Geschäftsfreunden persönliche Bekanntschaft machen möge. In der kleinen Universitätsstadt war freilich das Bedürfnis nach großen Bankgeschäften sehr gering, und Herr Neusilber hätte wohl schwerlich jemals eines seiner glänzenden Lackstiefelchen in Straßen gesetzt, welche so schlecht gepflastert und schmutzig wie die nur irgend einer deutschen Hochschule waren, hätte es sich nicht um einen Besuch bei dem Vetter gehandelt, dessen Abstattung Neusilber, Vater und Sohn, aus verschiedenen Gründen wünschten. Die äußere Eleganz des jungen Mannes erregte anfänglich bei jenem studiosus juris utriusque und seinen Kommilitonen einige Antipathie. Zwar lebte man schon lange nicht mehr in der Zeit jenes Liedes, nach welchem sich „der flotte Bursch von altem Schrot und Korn“ wenig darum bekümmert, „ob auch ein Loch der Ellenbogen zeigt“ und den „im parfümierten Rock“ als einen „Pommadenhengst“ mit dem Stock abfertigt; allein die Zivilisation der allgemeinen Kleidermoden war doch noch nicht in die akademische Jugend eingedrungen, und alles mit Absicht „patente“ Wesen blieb wenigstens unpopulär. Eine solche Antipathie aber wußte Herr Neusilber schnell und gründlich zu beseitigen. Schon in den ersten Tagen fand er sich mit Leichtigkeit in die Ungebundenheit des Tons und der

Manieren der Hochschüler, trank „auf die Kneipe“ zwar weniger „kommentmäßig,“ aber der Quantität nach gerade so viel wie die Anderen, und zeigte sich namentlich sehr aufgelegt zum „Ponieren“ aller Arten von Getränken, welch letztere kostbare Eigenschaft ihm schon in den ersten Tagen seines Aufenthalts den ehrenden Beinamen des „Champagnervetters“ eintrug. Galt der junge Wiener unter diesen Umständen bei den Studenten, obwohl „Schwung,“ für „einen ganz guten Kerl,“ so war er auch alsbald in der feinen Welt des Ortes gern gesehen, und erschien selbst als ein Mann, der die nötigen Voraussetzungen eines erfolgreichen Freiers bei der schönen Ninna Zeiner haben möge. Allzu wählerisch durfte dieselbe nämlich auch nicht sein. Ihr Vater war in der akademischen Welt ein ausgezeichneter Mann von bedeutendem jährlichem Einkommen, allein da er gar kein eigenes Vermögen besaß, zwei Söhne studieren ließ und ein verhältnismäßig großes Haus machte, so pflegte ihm am Ende des Jahres von Gehalt, Kollegiengeldern und Buchhändlerhonoraren wenig oder nichts übrig zu bleiben. Für seine einzige Tochter mußte er demnach nicht bloß auf eine Verbindung nach Herzenswahl, sondern auch von entsprechenden äußeren Verhältnissen bedacht sein, und Ninna, die durch Geist und Schönheit gefeierte erste weibliche Größe der Stadt, hatte beständig zwar zwischen enthusiastischen Anbetern, selten dagegen zwischen ernsthaften und angemessenen Freiern zu wählen. Für einige Jahre voll von geräuschvollen Vergnügungen, Gesellschaften und Bällen, Land- und Eispartien, mochte dies wohl hingegen, zuletzt aber mußte doch an ein ernsthaftes Ende gedacht werden. Ninna besaß bei all ihrem hochfahrenden, aber mehr durch die Umstände anerzogenen als natürlichen Wesen ein offenes und

heiteres, allem Zwange feindliches Gemüt von einer hellen, fast heidnischen Lebensfreudigkeit. Sie war eine jener unmittelbaren und mit sich selbst nicht weniger als mit der Außenwelt aufrichtigen Naturen, welche große Leidenschaften weder empfinden noch erregen, das Gute vom Leben nehmen und lassen, wie es kommt und geht, und zur Aufopferung ihrer selbst für das Beste Anderer stets bereit sind. Demgemäß betrachtete sie die Frage ihrer Verheiratung mit jener souveränen Gleichgültigkeit, welche ihren Besitzern gerade durch die Abwesenheit störender Anstrengungen und Aufregungen meist ein in vollkommener Ruhe blühendes Lebensglück zu sichern pflegt. So zeigte sie denn weder Neigung noch Widerwillen, als der so wohl empfohlene Herr Neusilber sich ihr zu nähern suchte und von ihrem Vater, welcher der Nützlichkeitsrücksicht nur unter Voraussetzung einer freien Herzenszustimmung seiner Tochter huldigte, mit aller passenden Zurückhaltung begünstigt wurde. Auch verstand es der junge Mann, sich bei dem schönen Mädchen in einer viel rascheren und gewandteren Weise geltend zu machen, als „der Student," welcher nur vor dem „Philisterbesen" „Courage zu haben" wußte, bei „feinen Frauenzimmern" aber voll Ehrfurcht und Bescheidenheit war und nur aus der Entfernung und in der Blume zu „poussieren" wagte. Herr Alexander Neusilber machte sich in einer ganz neuen Weise angenehm, indem er von seinen Reisen oder den Merkwürdigkeiten und der Leichtlebigkeit seiner heiteren Vaterstadt erzählte, die Sitten der Universitätsstadt und das Treiben ihrer jugendlichen Bewohner, welche er sich „Studierens halber" in den Wirtshäusern aufhalten sah, nicht ohne Humor kritisierte und den Wunsch und die Hoffnung aussprach, sein Vater möge ihm einen

längeren Aufenthalt in dieser pittoresken Umgebung verstatten.

Während in dieser Weise mit einbrechendem Winter der Waizen des jungen Wieners zur Blüte gedeihen zu wollen schien, standen die Aussichten der „grauen Puppe" weniger günstig. Zwar kam Joseph's erster Brief bald, allein er lautete weniger befriedigend, als man erwarten konnte. Die Eltern des jungen Mannes waren zwar im Allgemeinen mit seinem Heiratsprojekt und dem Aufgeben seiner Studien einverstanden, allein vorher war noch manches Andere zu thun. Der Sohn sollte nach einer Seite hin eine wichtige, dringende und weite Geschäftsreise abmachen, nach einer andern einen reichen Erbonkel, der ihn zu sehen wünschte, besuchen, und seine so bald erhoffte Rückkunft stand somit „in weiten Feldern." Nanni und die Maman suchten sich in Geduld zu fassen, allein der alte Junkel und namentlich der Onkel Querner waren mit dem, was sie jetzt gleich wieder eine zweck- und ziellose Studentenliebschaft nannten, weniger zufrieden.

„Student und Professor! Professor und Student! sonst gilt hier nichts, selbst nicht die 'studierten Leute', und kein Hund kann sich auf das verlassen, was diese Herren mit großen Worten in Aussicht stellen," äußerte der ehemalige Gewürzkrämer in Gegenwart der ganzen Familie gegen den zerstreuten Phemel, welcher, von der Maman unerschütterlich 'der Herr Regulator' genannt, seine alte Freundschaft mit Querner auf's Neue und fester als je knüpfte, und mit diesem allmählich immer mehr in Euphrasias 'gemütliche Häuslichkeit' kam. „Halt' es mit der Universität wer will, ich nicht, denn in unserem 'Philisterium', wie sie's heißen, ist Alles anders und besser. Wärst Du nur ein wenig früher hierher

gekommen, ich hätte Dich auf bessere Gedanken gebracht als den an den hochnäsigen 'Florbesen' ohne Geld und mit Ansprüchen für drei Millionen. Ich gratuliere Dir ernstlich dazu, daß Du bei der Ninna 'abgefahren' bist, denn sonst hättest Du nur Eitelkeit und Schwarzbrot zum Frühstück, Wassersuppe mit Eitelkeit zu Mittag und Eitelkeit mit gar nichts zum Nachtessen bekommen. Da sieh zum Beispiel meine Nichte, ein Mädchen, das nichts verlangt aber viel hat und noch mehr bekommt, wenn einmal die 'alten Katzen'" — und unter den 'alten Katzen' pflegte der Onkel Querner zu Euphrasia's gerechtem Entsetzen sich selbst und seinen Schwager Junkel zu verstehen — „tot sind! Wäre uns der Studentenkram nicht ins Haus gefallen — doch, wer weiß? Versprochen ist noch nicht geheiratet!"

Eine Ideenfolge wie diese konnte auf die Dauer nicht umhin, den Onkel Querner und seine Umgebung, den „Regulator" ein- und die „graue Puppe" ausgeschlossen, von dem bloßen Gedanken auf den Wunsch zu bringen, die Sache mit dem Schweizer möge aus- und die mit dem angestellten Mann möge angehen. Die Maman hatte darin, wie immer, diejenige Ansicht, welche sie am nachdrücklichsten aussprechen hörte. Sie zankte mit dem abgelegten Gewürzkrämer auf den „Flapch" von Studenten und spottete mit Nanni über den possierlichen „Staches."

Schlimmer als dies Alles war aber, daß auf Joseph's erstes Schreiben kein zweites folgte. Nanni schrieb den ersten, sie schrieb den zweiten „Brandbrief," allein keine Antwort kam, und die ganze Familie begann ernstlich an den aufrichtigen Absichten des jungen Mannes zu zweifeln. Nur Nanni blieb unerschüttert, aber ohne Beistand, denn selbst die

Freunde Joseph's, die gerade erst aus den großen Ferien, welche die Hochschüler nach allen Richtungen aus einander gestreut hatten, zurückkamen, konnten keine Auskunft über ihn geben. Nachdem die Dinge einige Wochen lang so gestanden hatten, berief der Onkel Querner, welcher in allen Stücken das treibende Element in seinem Verwandtschaftskreis vorstellte, eines Tages einen Familienrat, in welchem er der Indolenz des Sattlermeisters und der Unselbständigkeit der Maman steuern wollte. Er entwickelte dort die offenbare Unredlichkeit des jungen Mannes, die Unmöglichkeit, auf seine Versprechungen zu bauen, und die Verpflichtung der Eltern, sich nach einer anderen und besseren Heiratsgelegenheit für Nanni umzusehen. Diese Gelegenheit biete sich, besser als man sie habe hoffen dürfen, in der Person des Registrators Phemel. Der Mann sei zwar weder schön noch jung, dagegen brav und angestellt und ein „Studierter" wie Einer. Niemand versuchte gegen so schlüssige Argumente auch nur eine Widerrede, aber die „graue Puppe" empörte sich auf's äußerste gegen den Familienbeschluß. Für sie war Joseph entweder krank oder sehr weit verreist, oder Briefe waren verloren gegangen, oder seine Eltern benahmen sich anders, als sie sollten, und das einzige Heil in der Sache bestehe im Abwarten.

„Einfältiges Ding!" fuhr sie der Onkel Querner darauf an. „Wir Alle kennen die Späße dieser Herrn besser als Du, weil sie uns öfter vorgekommen sind! Versprechen um eine Liebschaft zu haben, und nicht halten, sobald sie auf und davon sind, das ist ihre Sache! Und ein Mädchen muß dann schon zufrieden sein, wenn es, wie Du, mit einem blauen Auge davonkommt und noch eine anständige Partie macht, statt, wie

man das meistens sieht, von Allem nur das zu haben, was sie nicht haben sollte, statt eines Mannes nämlich ein ...."

— „Herr Schwager," unterbrach Euphrasia mit Würde, „zwingen Sie uns nicht, schamrötlich zu werden. Die nötige Decidenz sollte man, aus Achtung für die Respektation der Frauen, nie verletzen!"

„Nun ja," brummte Querner, „ich meine nur, man hat 'Beispiele von Exempeln'. Es sind ja doch kaum fünfundzwanzig Jahre her, daß die Geschichte mit der schönen Elle passierte, welche ich Dir" — und der Onkel wandte sich an die Nichte — „erzählen will, weil Du nichts davon zu wissen scheinst."

Mit diesen Worten setzte sich Querner in das, was Euphrasia eine „imponierte Tenor" nannte, und begann seine Lieblingsgeschichte von studentenfeindlicher Tendenz zu erzählen.

„Vor fünfundzwanzig Jahren also," sagte er, „lebte hier eine arme Krämerswitwe, welche sich und ihre einzige Tochter durch fleißige Handarbeit ernährte. Die letztere war unter dem Namen der schönen Elle, was eine Abkürzung des 'lateinischen' Taufnamens Helene ist, wegen ihrer Schönheit sowohl als Ehrbarkeit unter Alt und Jung, bei Bürgern und Studenten berühmt. Allerdings war man damals noch nicht so 'zimperlich' wie heutzutage, und ein Mädchen nahm nicht jedes im Scherz gesprochene Wort auf wie etwas Verfängliches, um es, wie die Professorentöchter, brühwarm der Frau Mama zu hinterbringen. Schnippige Mienen und Redensarten waren verpönt. Niemand fand 'was dabei, wenn bei sonntäglichen Zusammenkünften nach Absingen einiger Lieder ein Pfänderspiel begann, dessen Absicht auf ein Abküssen der Mädchen durch die jungen Leute hinauslief, wenn sich ein

Mädchen beim Heimweg durch die einsamen Straßen oder auf dunkeln Waldwegen die Hand drücken oder um die Taille fassen ließ, oder beim Tanz von ihrem eigentlichen Anbeter mit Kuchen und Wein regaliert wurde. Kein Mensch, selbst kein Student wagte etwas über die schöne Elle zu sagen, weil sie es machte wie die Anderen, und Studenten, vor deren Streichen man damals weniger als heutzutage gewarnt und gewitzigt war, gehörten ebenso wie einige junge Bürger zu der kleinen Gesellschaft, welche das schöne Mädchen und ihre Freundinnen zu umgeben pflegte. Auch die schöne Elle dachte gar nichts bei allem und hatte bis in ihr zwanzigstes Jahr manchen Händedruck und manchen Kuß in Ehren hingenommen, ohne darum zu wissen, was eigentlich an der Sache ist. Unter solchen Umständen hätte sie, so arm sie war, doch eine der besten bürgerlichen Partien machen können — und nach dem Bericht der Fama war unter dieser guten Partie der damals mit Jugendkraft in seinem Geschäft thätige Gewürzkrämer selbst zu verstehen — ja, es wäre wohl dazu gekommen, allein da mischte sich in ihre Umgebung ein 'Suitier', der Alles quer und ins Schlimme trieb. Es war ein angeblicher Mediziner und selbst schon Doktor, ein deutscher Ausländer aus der benachbarten großen Handelsstadt, welcher sich auf unserer Klinik für die ärztliche Praxis noch weiter ausbilden wollte. Sein Äußeres war vorteilhaft, sein Betragen angenehm und gewinnend, voll Unterhaltungsgabe, und wo es ein gemeinschaftliches Vergnügen galt, kam es ihm auf einen Thaler mehr oder weniger gar nicht an. So war er in der Gesellschaft der schönen Elle bald gern gesehen, diese selbst erfreute sich seiner besonderen Aufmerksamkeit, und als sie bei verschiedenen Gelegenheiten gezeigt hatte, daß auch sie

ihm durchaus nicht abgeneigt sei, erklärte er eines Abends, als alle Welt bei ihrer Mutter beisammen war, er müsse und wolle sie heiraten, sobald er, und das müsse bald werden, in seiner Vaterstadt als Arzt etabliert sei. Niemand fand gegen einen so offenen und anständigen Antrag etwas einzuwenden, am wenigsten das Mädchen selbst, und einige festliche, mit Vergnügen aller Art erfüllte Wochen folgten der Verlobung. Dann reiste der Bräutigam nach Hause, natürlich um, wie er sagte, Alles ins Reine zu bringen und dann wieder zu kommen; allein wer weder eine Zeile schrieb noch wiederkam, das war er. Die ihm befreundeten Studenten gerieten für ihn in Verlegenheit und entschlossen sich zuletzt, einige Wertobjekte den Händen des 'Manichäers' zu überliefern, mit den erlösten Thalern einen Einspänner zu mieten und in demselben dem ausgeflogenen Vogel in seine Vaterstadt nachzukutschieren. In einer der Hauptstraßen suchten sie ihn umsonst in seiner angeblichen Wohnung. Sie dachten, er sei ausgezogen, um mehr Platz für seine neue Haushaltung zu haben, aber zu ihrer Entrüstung vernahmen sie auf nähere Erkundigung, der Gesuchte habe nicht allein nie hier gewohnt, sondern der Name, den er genannt, existiere überhaupt in der ganzen Stadt nicht. Nun fluchten sie bei Jupiter und Plato, der Kerl müsse ein verdammter Betrüger sein, trotz seiner glatten Manieren und blanken Thaler, gar nicht wie sie sich die Schurken vorgestellt hatten. Sie gaben sich das Wort, daß derjenige, der dem Spitzbuben zuerst begegne, ihm den Hirnkasten einschlagen oder ihn zur Heirat mit der schönen Elle nötigen müsse, bestiegen dann ihren Einspänner wieder und rappelten sehr mißmutig nach Hause. Als sie ins Haus der Witwe kamen und ihren traurigen Bericht abstatteten, da

wollte das Mädchen verzweifeln, die Alte aber sagte ganz resigniert: 'Besser ledig gestorben als mit einem Gauner verdorben!' Wie sie jedoch von ihrer Tochter den eigentlichen Stand der Sache ...."

— „Herr Schwager, die Decidenz nicht zu vergessen!" unterbrach die Maman.

„Nun ja," sagte Querner, „es war wie es war, und als das die Mutter erfuhr, da brach bei der guten Frau ein Brustübel, an dem sie schon lange laborierte, mit verdoppelter Heftigkeit los, und wenige Tage darnach lag sie vor der verzweifelnden Elle tot auf dem Stroh. Das Mädchen heulte und schrie, die Mutter aber wurde begraben, und als Arzt, Apotheker und Totengräber ihren Anteil an dem Erlös der versteigerten Habseligkeiten erhalten hatten, da blieb kaum genug übrig, daß die schöne Elle, welche nachgerade durch ihr leichtsinniges Betragen und ihr unglückliches Schicksal etwas am Glanz ihrer Jugend und Schönheit und an der Zuneigung ihrer Freunde und Freundinnen verloren hatte, einige Tage leben konnte, ohne betteln zu gehen. Wie nun eben die verliebten und betrogenen Leute sind, so wollte sie an den Verrat ihres Verführers nicht glauben, sondern machte sich selbst zu Fuß auf den Weg nach der angeblichen Vaterstadt desselben. Müd und matt kam sie gegen Abend daselbst an und wankte, ohne Zweck, halb bewußtlos durch die Straßen, als sie plötzlich durch den Peitschenknall einer vorüberfahrenden Equipage aufgeschreckt wurde. Sie sieht auf, und in dem vorüberrollenden Wagen erblickt sie in einer reichen Ziviluniform ihren verlorenen Bräutigam, der nach einem Fenster eines großen Hauses grüßt. Mit einem Schrei sucht sie der Karosse nachzueilen, allein dieselbe wäre ihr schnell aus dem

Gesicht entschwunden, hätte sie nicht in einer geringen Entfernung angehalten. Ihr Liebster steigt aus, tritt in die elegante Wohnung, vor welcher der Wagen angefahren ist, und Elle, herankommend, fragt den Kutscher, wer der Herr ist, den er fährt. 'Der gnädige Herr Legationssekretär von Hangenstein', entgegnete der Gefragte, ihr unverschämt ins Gesicht schauend. 'Haben Sie die Ehre, von ihm gekannt zu sein, Töchterchen?' Elle stand einen Augenblick sprachlos, dann eilte sie durch die offengebliebene Thüre in das Haus. Durch mehrere leere Gemächter drang sie bis in ein Kabinet, wo sie den falschen Doktor im Gespräch mit einem Diener vorfand. Bei ihrem Anblick wurde er blaß, trat einen Schritt zurück, faßte sich aber rasch und fragte in barschem Ton: 'Wie kommt die Person hierher? Ist denn der Kammerdiener nicht im Vorzimmer?' — 'Muß soeben weggegangen sein, Herr Graf,' versetzte der Lakai, 'ich will aber gleich ....' — 'Bleib', Jean!' sagte der Graf, und fuhr, zu Elle gewandt, fort: 'Was will Sie?' — 'Was ich will, Eduard?' rief Elle. 'Was ich will?' wiederholte sie mit gellender Stimme und in die Kniee sinkend. 'Willst Du mich denn nicht heiraten, Eduard?' — 'Ist die Person verrückt?' sagte der Graf gleichgiltig. 'Doch nein, Sie weiß es wohl noch nicht, daß hier zu Lande, seit der Franzosenzeit, die Fornikationsklagen abgeschafft sind, durch welche vormals anständige Leute durch die Furcht vor Skandal von ehrlosen Weibspersonen zur Ernährung von Kindern gezwungen wurden, welche dieselben nie hatten! Bringe die Person auf die Straße, Jean!' — 'Eduard!' schrie Elle, allein schon hatte sie der Bediente unter dem Arme gefaßt und nach der Thür geschleppt, wo er sie zwei anderen Lakaien übergab mit den richtig interpretierten Worten seines Herrn: 'Schmeißt die ....'"

— „Herr Schwager!“ rief Euphrasia, „die Decidenz!“

„Nun ja, 'schmeißt sie auf die Gasse!' Elle war im Nu die Treppe hinuntergestoßen, und lag, am Kopf blutend, vor den Pferden, die an ihr schnoberten, während der Kutscher vom Bock herab die Bewußtlose anspottete mit den Worten: 'He, Töchterchen, der gnädige Herr Graf scheint Sie doch nicht zu kennen!'“

Hier hielt der Onkel Querner, Atem schöpfend, in seiner pathetischen Erzählung inne, und der sonst höchst wortkarge alte Junkel ergänzte langsam und feierlich den Rest.

„Das Ende vom Lied,“ sagte er, „war, daß das Mädchen durch die Polizei in ein Spital gebracht wurde, wo sie am nächsten Tag an den Folgen einer verfrühten Niederkunft starb.“

— „Dies Alles,“ resumierte der ehemalige Gewürzkrämer, „soll nur beweisen, daß auf einen 'Luftikus' von Studenten kein Verlaß ist, und daß, Wer 'was Besseres haben kann, wie dies für die Nanni glücklicherweise der Fall ist, dieses Bessere nehmen soll.“

Obwohl die Maman und der alte Junkel die Lieblingsgeschichte des Studentenfeindes nicht minder genau kannten, als dieser selbst, so hatte dieselbe ihren abermaligen Eindruck auf sie nicht verfehlt, und sie wiederholten gegen Joseph und zu Gunsten Phemels alles Vernünftige und Unvernünftige, was überhaupt gesagt werden konnte. Nanni dagegen, erfüllt von dem Glauben an ihre Liebe, gab die Echtheit dieses wie aller anderen abschreckenden Beispiele nur darum zu, weil sie bei ihrem Bräutigam einer großen und schönen Ausnahme sicher war. Einer solchen Halsstarrigkeit gegenüber wollte der Onkel Querner auf den freien Willen des jungen Mädchens

keine Rücksicht mehr genommen wissen. Auch der Sattlermeister, ein Mann von schwerem Begriff und langsamem Entschluß, aber endlich auch von unerschütterlicher Festigkeit und Energie, trat, zum Schrecken der „grauen Puppe," dieser Ansicht bei. Euphrasia ihrerseits entwickelte jetzt, zu Gunsten des „Regulators" ähnliche Trostgründe wie die, welche sie früher bei Joseph's Abschied zu finden gewußt hatte.

„Des Lebens unvermischte Freude,
Wird keinem Irrenden zu Teil,"

meinte sie unter Anderem. Wenn eine Frau einen braven angestellten Mann habe, der jeden Tag liebevoll vom Amt nach Hause komme, so müsse sie zufrieden sein. Das Wort (unter welchem Wort ein Muß zu verstehen war) das Wort ist zwar ein hartes Kraut, aber wenn Du gesund und glücklich in einer freundlichen Wohnung bei Deinem treuen Mann leben wirst, dann wird auch Deine alte Gemütsruhe wieder eingekehrt sein, und mithin wird auch Dein Seelenleiden wieder schwinden, welches Dir jetzt durch seine Trennung so schweren Kummer bereitet. Doch Dein Finale wird glücklich sein, denn

„Selig durch die Liebe,
Götter durch die Liebe,
Menschen Göttern gleich,
Liebe macht den Himmel
Himmlischer die Erde
Und das Himmelreich!"

„Und was sollen Deine Freundinnen sagen, wenn sie Dich auf einmal mit gar nichts dasitzen sehen, nachdem sie doch ehemals mit Jalousität nach Dir emporgeblickt hatten, aber jetzt vor Dir in den Hafen der Ehe laufen? Auch die Professorentöchter, besonders die prätendente Ninna Zeiner, lachen nun über Diejenige, welche den schönen französischen

jungen Mann bekommen wollte. Darum attakiere Dich an den studierten und angestellten Mann, der Dich in seinen Armen zu seinem hohen Rang hinaufträgt, und nimm das Glück der Häuslichkeit, das er Dir bietet!

„Nur Ein Glück, nur Eines gibt's hienieden,
Fast für diese Welt zu gut, zu groß,
Häuslichkeit und Deines Glückes Frieden
Und der Menschheit großes Los!"

Von allen diesen Argumenten machten nur eines, die Aussicht nämlich, sich von den andern Mädchen der Stadt verspottet und dieselben vor sich verheiratet zu sehen, einigen Eindruck auf die arme Nanni; allein auch dieses war nicht hinreichend, sie in dem unternommenen Kampf gegen den Willen ihrer älteren Anverwandten sogleich unterliegen zu lassen.

So verliefen die ersten Wintermonate. Mit denselben wurde der „Staches" ein immer vertrauterer Freund Querner's, ein immer eifrigerer Besucher der „gemütlichen Häuslichkeit" Euphrasia's, so daß die „graue Puppe," wenn sie auch ihre anfängliche Abneigung gegen denselben beibehielt, sich doch allmählich an seine wunderliche Art und Weise gewöhnte. In der That war die wachsende Anhänglichkeit des Hagestolzen zu der ganzen Familie und insbesondere zu Nanni rührend anzusehen; dagegen war er der Mann nicht, der es verstanden hätte, seine Sache durch ein geschicktes Andrängen bei dem Mädchen oder bei den Eltern zu fördern. So hätte sich seine Werbung wohl noch monatelang ohne bestimmten Erfolg „fortleiern" können, wäre ihm nicht in der Person des Onkels Querner ein treibendes Element zu Hilfe gekommen. Allein dieser wiederholte eines Tages seine Vorstellungen in einer

so lebhaften Weise, daß der alte Junkel endlich zu Gunsten des Registrators sein entscheidendes Machtwort sprach, welches zwar nicht vor der Gesetzgebung, wohl aber in den Augen aller Beteiligten eine unbezweifelte, zwingende Gewalt hatte. Alles Sträuben und Klagen Nanni's gewann nur ein sehr geringes Resultat, den Abschluß einer Art von Vergleich nämlich, demzufolge noch einmal an Joseph geschrieben, dann noch vier Wochen gewartet und nach fruchtlosem Ablauf dieser Frist die Verlobung mit Phemel abgeschlossen werden sollte.

Während des nun verlaufenden Monats schrieb Nanni nicht ein- sondern dreimal, von acht zu acht Tagen, die rührendsten und verzweifelndsten Briefe an den, welchen sie immer noch ihren Bräutigam nannte. Aber ein Tag verging um den andern in fruchtlosem Harren. Als der letzte Sonntag, der dritte im Januar, erschien, begab sich der abgelegte Gewürzkrämer Morgens bei guter Zeit zu dem Registrator. Der letztere pflegte sich an diesem Tage, dem einzigen der Woche, der ihm einen ungestörten Genuß seiner Morgenstunden zu Hause gestattete, in einer gewissen feierlichen Stimmung zu befinden und mit Ernst und Langsamkeit der Beschäftigung mit seiner langen Pfeife und der eigenhändigen Zubereitung seines Kaffee's obzuliegen. Mit freudiger Gravität begrüßten sich die beiden Junggesellen als Onkel und Neffe. Der zurückgezogene Gewürzkrämer übermachte dem angestellten und unverheirateten Manne das feierliche Jawort seiner Zukünftigen und deren ganzer Familie, lud ihn dorthin zu Tisch und empfahl ihm, sich eine halbe Stunde vor Mittag in festlicher Kleidung und mit einem wohlgewählten Blumenstrauß bewaffnet, in Euphrasia's „gemütlicher Häuslichkeit" einzufinden. Dann ging er mit behaglichen Gefühlen weg, um im Hause

des Schwagers die letzten, etwa noch möglichen Hindernisse zu beseitigen.

Er war an der Ecke der Straße, in welcher das Ziel seines Ganges lag, angelangt, als er gerade vor demselben auf den alten Postboten des Quartiers traf. Unter der wenig ceremoniösen Namensbezeichnung der Schummel war derselbe bei Alt und Jung so bekannt und durch ein langjähriges Aus- und Eingehen in jedem Hause überall dermaßen eingebürgert, daß, wer ihn nur kurzweg nannte, damit selbstverständlicher Weise von Post und Briefen reden wollte. „Der Schummel kommt!“ oder: „der Schummel war da!“ bedeutete, daß man ein Schreiben erhalten werde oder habe. Die Intimität zwischen dem Überbringer, dem Überbrachten und dem Empfänger ging so weit, daß die Ankunft eines Briefes nie ohne einige Unterhaltung über den möglichen Inhalt desselben und die damit verknüpften Interessen unter möglichster Diskretion und Eile von Seiten des Schummel ablief. So ging es auch jetzt.

„Brief für Fräulein Nichte!“ rief Schummel in der lakonischen Redeweise, die er, dem „es immer pressieren“ mußte, in seinen Unterhaltungen mit den Adressaten anzuwenden pflegte. „Frei! Eilt! Poststempel Genf! Angenehme Neuigkeit für Fräulein — hoffe!“

Querner erbleichte.

„Geben den Brief gefällig an Fräulein Nichte, da Sie hinaufgehen,“ fuhr Schummel fort, indem er das Schreiben hinstreckte.

Der ehemalige Gewürzkrämer nahm den Brief in einer mechanischen Weise und überlieferte den ordnungsmäßigen Trägerkreuzer dem Postboten, welcher verschwand. Allein er

war so in Gedanken, daß er, als er sich wieder in Bewegung setzte, an der Thür seines Schwagers vorbei statt hineinging und immer weiter und weiter kam, die Straße hinunter, zum Thor hinaus und auf die Promenade, welche sich der vollen Einsamkeit eines Sonntag- und kalten Wintermorgens erfreute.

„Ich bin blamiert!" war das erste Wort, welches sich ihm dort als Resultat seiner tiefen Abstraktion zwischen die festgeschlossenen Zähne drängte. „Blamiert vor dem Registrator und der ganzen Stadt!" Letzteres stand wie Ersteres vollständig richtig, denn nicht allein hatte, wie wir sahen, Querner dem Registrator sein Wort gegeben, sondern auch am Abend vorher, im Wirtshaus den Triumph seiner Sache vor mehreren Freunden laut verkündigt. Den Seelenkampf, der sich in Folge dieser Betrachtung in dem tugendhaften Busen des Besitzers des Briefes erhob, versuchen wir nicht zu beschreiben, sondern stellen nur die Resultate desselben vor. Zunächst wollte es dem Onkel Querner scheinen, als müsse dieses verhängnisvolle Schreiben, welches nur von Joseph kommen konnte, eine definitive, abschlägige und wahrscheinlich grobe Antwort auf die vielfachen Mahnungen Nanni's enthalten. Denn wenn Alles noch beim Alten wäre, so hätte der junge Mann ja schon längst vorher geschrieben. Das Kränkende einer solchen Nachricht konnte der Nichte erspart bleiben, welche sonst krank werden und dem Registrator wenigstens auf einige Zeit hinaus entgehen würde. Sollte der Brief aber dennoch die Kunde bringen, welche Nanni erwartete, so mochte es ihr einerlei sein, ob sie ihn offen oder geschlossen erhielt, wenn nur ihre Hoffnung nicht getäuscht wurde, und die Entschuldigung einer Indiskretion lag für einen so nahe beteiligten

Interessenten, wie der Erbonkel war, nahe genug. Die Eröffnung des Briefes wurde somit beschlossen und vollführt, allein die Lektüre steigerte die Verlegenheit und Beklommenheit des zurückgezogenen Gewürzkrämers. Auf der einen Seite entschuldigte sich das Schweigen des jungen Mannes, der noch immer auf seinen Absichten bestand, durch eine Krankheit, eine weite Reise und durch Verlegen und mangelhaftes Besorgen von Briefen in genügender Weise; auf der anderen Seite aber waren seine Heiratsaussichten weder nahe noch glänzend. Die Eltern Joseph's hatten in ihren Geschäften Verluste erlitten, und dieselben sollten, natürlich unter Mitthätigkeit des Sohnes, erst gedeckt werden, ehe an dessen eigene Etablierung, welche sich mithin noch auf Jahre hinausschob, gedacht werden konnte. Joseph hoffte über kurz oder lang einmal auf Besuch zu kommen — das war aller Trost, den er sich und Anderen unter diesen Umständen vorerst geben konnte.

Ein neuer Seelenkampf, heftiger aber kürzer als der vorige, entwickelte sich aus dieser Lektüre in dem Onkel Querner. Er liebte seine Nichte aufrichtig, und gerade darum war es ihm, dem lebenserfahrenen Schöpfer seiner Renten, klar, daß das wahre Glück des Mädchens nicht in einem betrübten, zweifelvollen und unsicheren Abwarten und Verblühen, sondern nur in der soliden und augenblicklichen Verbindung mit dem Registrator bestehen könne. Dagegen rief ihm jene Stimme der reiflichen Überlegung und der fadengeraden Redlichkeit, welche ihn in den langen Jahren seines Gewürzkrämertums unfehlbar geleitet hatte, gebieterisch zu: „Mische Dich nicht in anderer Leute Angelegenheiten! Unterschlage keine Briefe! Laß Jeden für sich selbst sorgen!“ Der Kampf war wie gesagt kurz aber hart, und die Entscheidung kam aus der Ab-

neigung Querner's gegen „den Studenten" nicht minder als aus seiner Furcht sich zu „blamieren" vor dem Registrator und der Stadt. Er zerriß Joseph's Brief in kleine Stücke, streute dieselben langsam in ein vorbeifließendes rasches Wässerchen und eilte dann mit festem Schritt in das Haus seines Schwagers.

Daselbst fand er die „graue Puppe" weinend, die Maman trostredend, den Papa Junkel polternd, den „Staches" geputzt und seinen wohlgewählten Strauß schwingend. Ein Strahl von Reue stahl sich in des abgelegten Gewürzkrämers Herz. Einen Augenblick lang wollte er seine Indiskretion bekennen und den Inhalt des vernichteten Briefes offenbaren, allein die freudige Zuversicht, die ihm bei seinem Erscheinen aus Phemel's verstörten Zügen entgegenleuchtete, verhärtete seinen erweichten Busen wieder. In das entgegengesetzte Extrem verfallend, um desto sicherer Meister seiner selbst zu sein, wurde er barsch und erinnerte an die Übereinkunft. So ging es unter mannigfaltigen Gefühlen der Anwesenden zu Tisch, und die ruhige Haltung Nanni's dabei zeigte, daß ihre Hoffnung erloschen und ihr Herz resigniert war. Die Kosten der Unterhaltung bestritten sich hauptsächlich durch den Onkel Querner, welcher einige Flaschen „feinen Weins stiftete" und ein über das andere Mal auf alles Mögliche in Stadt und Umgebung anstoßen ließ, und durch Euphrasia, die in langen und verwickelten Sätzen, alten Geschichten und öfters in Versen redete. Das Wichtigste aber war, daß nach überstandener Mahlzeit und eingenommenem Kaffee der rechtsverbindende Akt eines offiziellen Brautspaziergangs nach der jetzt ebenso belebten wie am Morgen einsamen Promenade begangen wurde.

Auf dem glatten, hartgefrorenen Weg schritt Phemel mit der „grauen Puppe“ am Arm voran. Die Maman, gravitätischer als je, folgte mit dem alten Junkel. Der ehemalige Gewürzkrämer aber begleitete die Expedition wie ein flinker Adjutant den Marsch einer Kolonne, war bald bei dem einen, bald bei dem anderen Paar, jetzt rechts und dann links, und sein ganzes geschäftiges, zufriedenes und selbstgefälliges Wesen zeigte den umherwandelnden Universitätsbewohnern zur Genüge an, daß das neue Begebnis, dessen Resultat sie mit großen Augen betrachteten, im Grunde nur das Werk seiner Kombinationsgabe war.

Man hatte das Ende der Promenade erreicht und kehrte um, als plötzlich eine ganz ähnliche Bewegung stattfand, wie die vor einigen Monaten auf dem „Mühlchen,“ nur mit dem Personenunterschied, daß der Registrator von der aristokratischen auf die bürgerliche Seite übergegangen war, wo er den fehlenden „Seppel“ ersetzte, während dort eine neue Persönlichkeit, Herr Alexander Neusilber nämlich, mit keiner geringeren Beute als der schönen Ninna Zeiner selbst am Arm, auftauchte. Bei der Letzteren wurde, wie damals, ein ebenso starker wie flüchtiger Eindruck bemerklich, als sie in Nanni die unverkennbare Braut des Registrators erblickte. In einem bloßen Nu war sie wieder ganz die stolze, abstoßende Professorentochter von früher geworden. Mit einer ebenso feinen als entschiedenen Geberde, deren äußere Anständigkeit kaum das Verletzende ihres inneren Sinnes verbarg, ließ sie plötzlich den Arm ihres Begleiters los, um sich nach den Damen, welche ihr in Gesellschaft ihres Vaters und anderer Herren folgten, umzukehren. Sie geriet mit denselben in ein lebhaftes Gespräch, welches die verschiedenen Versuche des jungen Kauf-

manns, sich ihr wieder zu nähern, vereitelte, und als man die Promenade verließ, hatte sie den Arm ihres früheren Führers nicht wieder angenommen.

Das einmal entschiedene Schicksal der grauen Puppe nahte nun mit raschen Schritten seiner Vollendung. Zwar vergingen sechs Wochen über die Zeit, welche die Vorbereitungen ihrer Verbindung mit dem Registrator, die Beschaffung der nötigen Papiere, die gerichtlichen Akte, das Ausrufen in der Kirche, die Wahl einer Wohnung, die Herrichtung der Ausstattung und die Verwandtschafts- und Bekanntschaftsbesuche erheischten; allein diese Zeit verlief ohne das Eintreten einer plötzlichen Wendung. Nämlich auf eine solche hoffte Nanni immer noch, ohne darum nach Ablauf aller Fristen, welche die Verhältnisse gestatteten, nicht in das, was sie nicht lassen konnte, ergeben zu sein. Denn der Wille ihrer Verwandten, ihre eigenen entsagenden Versprechungen und ihre Lage als verlassene Braut waren Umstände von einer so schwierigen Natur, daß ihnen selbst eine größere Festigkeit als die ihrige nicht widerstanden haben würde. So kam denn mit anfang März, kaum sieben Monate nach Joseph's so schön gefeiertem Abschiedsfest, der Tag der Verbindung der „grauen Puppe" mit dem zerstreuten Registrator heran. Wir ersparen uns die Beschreibung dieser im gewöhnlichen Styl verlaufenden Festlichkeit, und bemerken nur, daß der zum ersten Brautführer erkorene Onkel und alte Junggesell strahlend war wie ein Bräutigam selbst, daß Euphrasia all' den feinen Anstand, all' die schönen Gespräche und alle die passenden Zitate, welche sie sich in dem Hause des alten Fräulein von Hahnenbrech zu Frankfurt angeeignet hatte, mehr als je zur Schau trug, und daß endlich der Registrator vor lauter Vergnügen

den Gipfel der Zerstreutheit nicht verließ und verschiedene Male Hand und Arm der Maman statt derer seiner nunmehrigen schöneren Hälfte erfaßte.

Da eine „Schamreise“ weder zu der Jahreszeit noch in die allgemeine Lebensanschauung der in Rede stehenden Personen paßte, so folgte der Trauung nur eine ausführliche, mit kalten und warmen Getränken reichlich beträufelte Mahlzeit, welche sich für manche Beteiligte, wie z. B. den zurückgezogenen Gewürzkrämer, bis in die späte Nacht hinein fortsetzte und schließlich beträchtliche Störungen in den körperlichen wie geistigen Richtigkeitsverhältnissen zur Folge hatte. Andere, worunter auch das junge Ehepaar selbst, hatten sich bei Zeiten zurückgezogen.

In der Nacht nach dieser Hochzeit trat nach einem strengen und an Schneefall reichen Winter plötzliches und starkes Tauwetter ein. Unsere Universitätsstadt war in einem breiten und tiefeingeschnittenen Thal an einem Flüßchen gelegen. Unbedeutend und noch nicht einmal schiffbar wie dasselbe war, besaß es doch rasche Wendungen und tückische Tiefen, welche im Sommer schon manchem Badenden, im Winter verschiedenen Schlittschuhläufern, namentlich aus der unvorsichtigen und waghalsigen akademischen Jugend, das Leben gekostet hatten, und es schwoll oft im Frühjahr, wenn ein großer Schnee rasch schmolz, in wenigen Stunden durch verschiedene Zuflüsse, welche in der Nähe hinzutraten, zu einer überschwemmenden Höhe. Die Stadt selbst, geschützt durch einen Ring ehemaliger, jetzt in Promenaden verwandelter Festungswerke, lag dann wie eine Halbinsel fast ganz eingeschlossen in dem gelben, hin- und herflutenden See, welcher die Wiesengründe des Thals bedeckte und bis an dessen steile und hohe Ränder reichte.

Der Hauptstrom tobte vor dem wichtigsten Thor, in welches die von der Landeshauptstadt herlaufende große Straße einmündete, vorbei mit einem donnernden Geräusch, das allenthalben in der ganzen Stadt gehört wurde, und bedeckte jene Straße selbst, soweit sie in das Thal herabstieg, um es zu durchschneiden, einige Fuß hoch mit Wasser. Nur die alte, starke, hoch und steil gewölbte Brücke, vermittelst deren sich die Chaussee, dicht vor dem Thor, über das Flüßchen selbst schwang, blieb in ihrem mittleren Höhepunkt wie ein Inselchen sichtbar, während die beiden Enden und die ganze Umgebung überströmt waren.

Das Toben des erzürnten Elements hatte, in Verbindung mit starkem Wind und Regen, die Bewohner der Stadt frühzeitig geweckt — mit Ausnahme des „einem furchtbaren Katzenjammer" ahnungslos entgegenschlummernden Querner und seiner von Ähnlichem bedrohten Tischgenossen. Auch der Registrator und seine junge Frau versäumten Jedes den zeitigen Beginn ihres Tagewerks nicht. Wie gewöhnlich schickte sich Phemel mit der Regelmäßigkeit einer Uhr zu dem Gang auf seine Kanzlei an, wo er mit dem Schlag Acht ohne die mindeste Störung durch seine sonstige Zerstreutheit einzutreffen pflegte, eine Genauigkeit, der er bis zu dem Punkte fröhnte, daß er an Tagen, wo er durch eine Differenz in den Zeitmessern zu früh vor dem Kanzleigebäude ankam, vor demselben auf- und abging, bis seine Stunde des Eintritts schlug. Nanni hatte sich ihrerseits gleichfalls sofort nach dem Frühstück angekleidet, um trotz des schlechten Wetters einigen der zahlreichen Bedürfnisse ihrer jugendlichen Haushaltung nachzugehen. Als sie etwa um neun Uhr in die Straße trat, herrschte allenthalben eine mehr als gewöhnliche Lebhaftigkeit

und trotz des beträchtlichen, durch Regen und tauenden Schnee veranlaßten Schmutzes, war alle Welt außerhalb der Häuser. Die Einen gingen nach, die Anderen kamen von den Thoren, welche durch ihre hohe Lage eine weite Aussicht auf die eingetretene Überschwemmung boten. Studenten standen in Gruppen beisammen, „rissen" ihre Witze und organisierten das übliche Fest kühner Nachenpartieen auf dem improvisierten See. All dies Geräusch aber wurde überboten durch das monotone Rauschen der stets wachsenden Gewässer.

Nanni ging ihre Straße in derselben Richtung hinunter, welche vor wenigen Wochen der Onkel Querner auf dem für ihr Lebensglück so verhängnisvollen Gang mit dem Brief auf die Promenade verfolgt hatte. Da stieß sie plötzlich auf den alten Schummel. Eine Art von Nervenzucken ergriff sie, als sie sah, wie dieses für den Verkehr mit der Außenwelt symbolische Individuum die alte, vergriffene, dicke Lederbrieftasche unter dem Arm hervor und zur Hand nahm, sie öffnete und sich unter den offenbarsten Anzeigen, „daß er Etwas habe," über die Straße herüberbewegte. Nanni hatte nie eine andere Korrespondenz als die mit Joseph gehabt, ein Brief an sie konnte nur von diesem kommen, und daß dem so war, empfand sie, ehe noch ein Wort geredet, ein Blick auf Adresse, Handschrift und Siegel geworfen werden konnte.

„Schönen guten Morgen der nunmehrigen jungen Frau Registrator, vormals Fräulein Nannichen," sagte Schummel. „Wollte zu Ihnen. Sparen mir den Gang und nehmen den Brief ab. Ist von daher woher vor fünf Wochen der andere, den der Herr Onkel abgenommen und übergeben. Noch glücklich herein die Nacht, gerade ehe das Wasser die Post abge-

schnitten, kommt aber doch wohl wie der andere zu spät an die junge Frau Registrator."

Nanni hörte und verstand mit vollkommener Deutlichkeit Alles, was der Briefträger sagte. Sie erkannte die Handschrift Joseph's auf der an sie lautenden Adresse des Briefes. Mit derselben maschinenmäßigen Unerschütterlichkeit wie vordem der Onkel Querner, entrichtete sie den Postkreuzer, schritt wie Jener die Straße hinunter bis ans Thor und wandte sich dort auf dieselbe Promenade, auf welcher Vormittags der Brief Joseph's vernichtet und Nachmittags der Brautspaziergang ausgeführt worden war. An dieser Stelle angelangt, öffnete und las sie das Schreiben. Dasselbe war kurz und sehr klar. Es bezog sich auf die früheren Verzögerungen der Korrespondenz und hoffte, daß Nanni's mehrwöchentliches Schweigen nach den letzten Erklärungen keine schlimme Bedeutung habe. Es erwähnte wieder die eingetretenen Geschäftsschwierigkeiten, bestätigte aber zugleich, daß dieselben in einer unerwartet günstigen und raschen Weise beseitigt seien. Endlich meldete Joseph die dadurch wiedereingetretene Möglichkeit einer sofortigen Verheiratung. Zum Ende derselben werde er seinem Brief so rasch als möglich folgen und vielleicht schon an demselben Tage wie dieser eintreffen. So überblickte Nanni mit einem kurzen und klaren Blick ihr ganzes Schicksal.

Immerfort mit dem Schreiben in der Hand schritt sie auf der Promenade weiter, kam an das Brückenthor, durchkreuzte die dort versammelte Menge und ging auf der Landstraße voran. Man rief ihr zu, sich nicht zu nahe an das Wasser zu wagen, und einige Bürger eilten ihr nach, um sie zurückzuhalten, als sie gerade mitten in die Flut hineinschritt.

Allein ehe dieselbe erreicht werden konnte, war sie darin und hatte den mehrere Fuß tiefen Wasserraum zwischen dem Thor und der mittleren Brückenhöhe durchwatet. Dort angelangt, stand sie für die Blicke der jenseitigen Zuschauer einen Moment regungslos da wie eine Brückenheilige, und dann ertönte ein vielfacher Ruf des Entsetzens, als sie mit einem Schritt auf das niedere Steingeländer trat und von da mit einem durchdringenden Schrei in die Thalrichtung der tobenden Flut hineinsprang. An einen Rettungsversuch war an dieser besonders tiefen und von vielen starken Wirbeln durchwühlten Stelle nicht zu denken. Alles was vom Ufer aus geschehen konnte, war, daß Einige schnell nach Stangen griffen, auf den trockenen Brückenteil hinüberwateten, und von dort ihre Werkzeuge ins Wasser streckten. Dies war natürlich fruchtlos denn schon ehe man nur an jener Stelle ankommen konnte war die „graue Puppe," welche der Strudel unter dem Haupt- und Mittelpfeiler einige Augenblicke lang unter das Wasser gezogen hatte, im Schuß der Wogen wieder erschienen und von der Strömung mit reißender Geschwindigkeit weit abwärts geführt worden. Dann war in einem Nu jede Spur der armen Nanni den Augen der Nachschauenden in dem Durcheinander der Gewässer verschwunden.

Mit dem Fluge des Blitzes und unter Begegnung mit den verschiedenartigsten Erklärungsarten verbreitete sich die Kunde des Selbstmordes durch die ganze Stadt. Kaum eine halbe Stunde darnach trat ein Bureaudiener zu Phemel in die Registratur und meldete ihm in einer schonenden Weise, seiner Frau sei ein kleiner Unfall begegnet, und er möge sich nach Hause begeben. „Dienst geht vor Unfällen," versetzte der Registrator und wirtschaftete weiter in seinen Akten. Aber

einer seiner hohen Vorgesetzten aus dem Obertribunal trat hinzu und verordnete ihm, den Interessen seiner Häuslichkeit nachzugehen. So wurde das Nachhausegehen Dienst, und Phemel verließ, zwei Stunden vor zwölf, seine Registratur — eine Unregelmäßigkeit, welche ihm nicht allein noch nie vorgekommen war, sondern auch in seinen Augen für eine bare Unmöglichkeit gegolten hatte. „Man muß heiraten," sagte er sich, „damit einem so etwas passieren kann!" Was ihm aber noch mehr passiert war, das vernahm er jetzt zufälliger Weise auf der Straße aus dem Mund der umherstehenden Gruppen, in welchen man den neuen Beamten noch wenig kannte und in den Äußerungen über den Vorfall des letzten Augenblicks laut und rücksichtslos war. Allenthalben, wo er vorbeikam, hörte Phemel seinen Namen und den seiner Frau in Verbindung mit Worten, wie Wasser, Ertrinken, Verzweiflung, Schrei, Springen und Stürzen. Dies alles machte ihn unruhig, ohne ihm eine rechte Idee über das Ereignis selbst zu geben, und da ihn sein Weg vor dem Hause seines Schwiegervaters vorbeiführte, so trat er unwillkürlich dort ein. Auf der Treppe nun vernahm er aus dem Munde des mit einer anderen Hausbewohnerin redenden Dienstmädchens klar und deutlich die verhängnisvollen Worte:

„Ich sag' es Ihnen für ganz gewiß, unsere junge Frau Registrator hat sich vor einer halben Stunde in dem großen Wasser ertränkt!"

— „Ist es wahr?" fragte Phemel eintretend die Maman. Diese saß auf einem Stuhl in der Wohnstube, ein meduſenartiges Bild, starr, stumm, gerader als je, die Hände flach auf dem Schoß, eine allegorische Figur der Verzweiflung. Der alte Junkel lag, das Gesicht in den Händen verborgen,

regungslos in einem Lehnsessel. Auf jene Frage des „Regulators“ suchte Euphrasia einige Zeit nach passenden Worten, ohne solche zu finden, und antwortete endlich nur durch ein stummes und trockenes Kopfnicken, welches in Betracht ihres gewöhnlichen Wortreichtums beredter und tragischer zugleich war als die leidenschaftlichste Deklamation. Von dem Moment dieser einfachen Entgegnung an begann Phemel, unter Äußerung von allerlei wunderlichen Gesprächen, im Zimmer herumzustolpern, bis eine Unterbrechung durch den Onkel Querner erfolgte.

Dieser alte Junggeselle war nach den Ermüdungen und Aufregungen des vorhergehenden Tags und der folgenden Nacht erst zwischen neun und zehn Uhr erwacht. Beängstigende Gesichte, halb mit den wirklichen Empfindungen seines gestörten körperlichen Wohlseins und mit dem ungewöhnlichen Geräusch von außen vermischt, hatten seinen sonst so süßen Morgenschlummer in hohem Grade beunruhigt. Als er sich erhob, erschien ihm in seiner einfach eingerichteten Junggesellenwirtschaft, an die er doch seit vielen Jahren gewöhnt war, Alles ganz auffallend leer, wüst, unbehaglich, durcheinander und fast unheimlich. Kaum konnte er sich die nötige Zeit zum Ankleiden gönnen, um dieser unerträglichen Umgebung zu entfliehen. Auch die Aussicht auf ein solides Gabelfrühstück, dessen Vornahme er sonst mit dem Eifer und der Muße eines Unbeschäftigten obzuliegen pflegte, reizte ihn heute nicht; vielmehr war ihm jeder Gedanke an Speise und Trank widerwärtig. Wie maschinenmäßig richtete er seinen Gang nach der ganz nahe gelegenen neuen Ehestandswohnung des Registrators, deren Einrichtung er in der letzten Zeit jeden Morgen zu überwachen gepflegt hatte. Allein dort fand er

nur ein „hölzernes Gesicht," das heißt eine verschlossene Thüre, welche sich auf kein Schellen, Rufen und Klopfen öffnete. Nach einigem Nachdenken fand er dies nichts weniger als sonderbar und wandte sich mit einem faunischen Lächeln auf seinem breiten, roten und fleischigen Gesicht zum Weggehen. Nun richtete er seine Schritte nach Euphrasia's „gemütlicher Häuslichkeit und Familienglück." Auf der Straße war er glücklicher als sein Freund, der Registrator, denn ihn, den ureinheimischen Querner, kannte jedermann, und niemand fühlte sich bemüßigt, ihm als dem ersten eine so entsetzliche Neuigkeit wie die vorliegende zu hinterbringen. Die wunderliche Weise, in welcher ihn manche Vorübergehende anblickten oder vermieden, indem sie unter sich zischelten oder sich halb versteckte ominöse Winke gaben, bemerkte er nicht oder schrieb sie auf die Eindrücke der Überschwemmung, deren Eintreten ihn, als ein hergebrachtes jährliches Ereignis, so kalt ließ wie einen Brunnenstein, und so gelangte er, als der einzige Mensch der Hochschule, dem der traurige Untergang der armen Nanni noch unbekannt war, in deren elterliches Haus und in die Wohnstube. Daselbst fand er seinen Schwager und dessen eheliche Hälfte in den schon beschriebenen sitzenden Positionen und den „Staches" immer noch im Zimmer umherstolpernd und immer noch Unverständliches äußernd. Aber kaum hatte der Registrator den ehemaligen Gewürzkrämer erblickt, als er vor demselben stehen blieb und sagte:

„Es ist also aktenmäßig, daß sich die junge Frau Registrator heute Morgen in dem großen Wasser ertränkt hat, und daß ich mit der nötigen Entschuldigung, zwei Stunden vor Büreauschluß, von der Registratur weggegangen bin?"

Querner stand wie eine Säule, überlegte, begriff, wurde

blaß und rot, und als ihm endlich durch den besonderen Ideengang, der sich an das Wort Wasser anknüpfte, der unterschlagene Brief durch seine Art der Vernichtung einfiel, da stürzte der kräftige Mann besinnungslos zur Erde.

Die Kunde von dem Unglück hatte indessen an dem Brückenthor eine noch größere Menge Menschen als vorher zusammengeführt, gerade als ob jetzt noch 'was davon zu sehen sei. Dennoch blieb diese Neugierde nicht ohne Befriedigung, denn kaum eine Stunde nach dem Verschwinden der „grauen Puppe" erschien auf der dem Thor gegenüberliegenden Seite der Überschwemmung, da wo die große Straße von dem Thalrand herab und unter Wasser trat, ein einzelner, eiliger Reiter. Vor dem Anblick der gewaltigen Flut stutzten er und sein Roß einen Augenblick, dann aber trieb er dasselbe mit Zuruf, Sporn und Peitsche in der Richtung weiter, von der er gekommen war. Er mußte die Gegend genau kennen, denn er hielt sich mit Vorsicht auf der vom Wasser verdeckten Straße, auf welcher allein sein Pferd Fuß zu behalten vermochte, statt rechts und links in die tiefer liegenden Wiesengründe hinein zu geraten, wo nur Schwimmen hätte helfen können. Mit einer atemlosen Spannung, welche sich durch das Gefühl des so kurz vorher geschehenen Unglücks fast ins Unendliche steigerte, verfolgten die Zuschauer am Thor die Wendungen des kühnen Reisenden. Derselbe verfolgte immerfort die Straße, und geriet, je mehr sich dieselbe in das Thal senkte, immer tiefer in das Wasser, so daß endlich nur noch sein Oberkörper und der Kopf seines Pferdes aus demselben hervorragten. Nun war er aber auch schon so nahe an der Brücke, daß man ihn von jenseit derselben erkennen konnte, und mit einem dumpfen Gemurmel, halb des Unwillens, halb des Mitleidens,

lief der Name des Studenten Joseph Démon, des ehemaligen Bräutigams der unglücklichen Nanni Junkel, durch die Menge. Aber niemand hatte Mut noch Lust, den offenbar eiligen Reiter, der eine so große Gefahr überwunden hatte und nun, als er über die Brücke und ans Thor gekommen war, sein triefendes Roß sogleich in Trab setzte, anzuhalten, um ihm von der Hochzeit des vergangenen Tages und dem tragischen Ereignis der letzten Stunde Kenntnis zu geben.

So gelangte Joseph endlich, naß und dampfend, nach dem elterlichen Hause seiner lieben Nanni, als dem Ziel seiner eiligen Reise. Absteigen, die Treppe hinaufstürmen und die Versammlung der Verzweifelnden in der Wohnstube, wo die Plötzlichkeit und das Ungeordnete seiner Erscheinung das Entsetzen noch vermehrte, vollzählig machen, war das Werk eines Augenblicks. Der Anblick, der sich ihm darbot, die Abwesenheit derer, die er zu sehen hoffte, die verworrenen Worte, welche dem Registrator und dem alten Junkel entschlüpften, die Ohnmacht des so kräftigen Querner, die Stummheit der so beredten Maman und endlich die Redefertigkeit des Dienstmädchens belehrten ihn schnell über die sämtlichen älteren wie jüngsten Vorgänge, welche sich während seiner Abwesenheit zugetragen hatten, mit Ausnahme dessen, was seinem vorletzten Briefe zugestoßen war. So konnte ihm die Verheiratung Nanni's nur als eine Wirkung ihres Wankelmuts, ihrer Ungeduld und sogar des ganz gewöhnlichen Interesses und die nachfolgende Katastrophe als ein Akt vergeblicher Reue und Verzweiflung erscheinen. Mit dem doppelten Schmerz der Enttäuschung über den Charakter der Geliebten, sowie über ihren Verlust von gestern und dann den von heute stürzte er wie ein Unsinniger aus dem Zimmer, die Treppe hinab

und aus dem Hause, schwang sich auf sein Pferd und jagte aufs Geradewohl davon, zum nächsten Thore hinaus, ohne zu wissen wohin. Diese unwillkürliche Richtung war glücklicherweise die einzige, welche nicht wieder nach dem Wasser führte, sondern auf einen hohen und trockenen Landstrich hin, durch welchen in den Tagen der Überschwemmung die Universitätsstadt mit ihrer Umgebung zusammenhing.

Was war unterdessen aus der „grauen Puppe“ geworden?

Für die Studenten unserer Hochschule war, wie erwähnt, die fast alljährliche Frühjahrsüberschwemmung eine Art von Fest, dessen Reiz in den verschiedenen sich ereignenden komischen Unglücksfällen und allerhand darangeknüpftem Unfug, sowie in dem Wagnis kühner Nachenpartieen auf dem weiten gelben Meere bestand. Eine solche Partie in zwei Nachen war an diesem Morgen bereits unternommen worden, und zwar gerade von einem Teil der Gesellschaft, zu welcher Joseph während seiner drei akademischen Semester gehört hatte. Das „Kamisol,“ ein großer Liebhaber solcher Expeditionen auf dem Wasser, war unter den Schiffern und leitete bei der Wettfahrt, welche sogleich unternommen wurde, Eins der kleinen Fahrzeuge. Mit großer Behendigkeit schossen die beiden, mit scharfem Kiel gebauten und von kräftigen Ruderern getriebenen Schiffchen dahin, so lange sie sich auf den überfluteten Wiesen, über welche das Wasser mit geringer Tiefe und ziemlich glatt dahinströmte, befanden. Bald aber geriet man in das Flußbett selbst, in dem die eigentliche Strömung tobte, und nun war die Regatta zu Ende, denn jede der beiden Schiffsmannschaften hatte genug zu thun, wollte sie ihr Fahrzeug vor einem Seitenanprall der Flut sowie dem Zusammenstoßen

mit den dahertreibenden großen Holz- und Eisstücken, was beides mit einem gefährlichen Umschlagen ziemlich gleichbedeutend war, bewahren. Ein ununterbrochenes Jubelgeschrei begleitete das ganze, an sich nichts weniger als harmlose Unternehmen, bei welchem man sich dem Glücksstern des Unbekannten zu überlassen pflegte, um endlich, wenn man sich müde, hungrig und durstig gearbeitet hatte, bei dem nächsten Wirtshaus, vor welchem der Strom vorbeijagte, anzulanden und die durch die Umstände angezeigten Maßregeln zu ergreifen. Aber ein so heiterer Ausgang war diesem Ausflug nicht bestimmt. Kaum war der von dem „Kamisol" geleitete Kahn, mit einem kurzen Vorsprung vor seinem Nebenbuhler, in die Hauptströmung eingefahren, als auch der Steuermann schon ein lautes „Halt! da treibt 'was!" rief. In der That erschien, wenige Klafter von dem Fahrzeug und auf gleicher Höhe mit demselben dahintreibend, ein dunkler, auf- und abschwankender Gegenstand.

„Eine ertrunkene Person weiblichen Geschlechts, nach der Kleidung zu schießen," bemerkte mit erkünstelter Ruhe und Kälte der vorderste Ruderer, nachdem man auf den unerwarteten Fund hingehalten und sich ihm beträchtlich genähert hatte. „Mit der Hakenstange kann ich in die Röcke fahren und sie herbeiziehen."

Gesagt war dies bei der unruhigen und raschen Bewegung des Wassers leichter als gethan, allein durch einige Arbeit gelang es doch, die Leiche dicht an die Seite des Fahrzeugs zu bringen, und ein starres Entsetzen lief um, als das „Kamisol," den unter dem Wasser verborgenen Kopf emporziehend, ausrief:

„Herr und Gott! die 'graue Puppe'!"

Der Augenschein war klar, und ebenso verstand es sich ohne Diskussion von selbst, daß man so schnell als möglich mit der Leiche nach der Stadt zurückkehren solle, obwohl ein angehender Mediziner, mit dem in seiner Fakultät hergebrachten Cynismus bemerkte, alle Rettungsversuche an einem so lange unter Wasser gebliebenen „Subjekt" seien eine unnötige Profanation der Wissenschaft.

Der zweite Nachen war mittlerweile herbeigekommen, und man machte nun Anstalten, immer in dem Strome forttreibend, die Leiche heraus und in eines der Fahrzeuge zu ziehen, dann aus der starken Flut in ruhiges Fahrwasser und von da ans Land zu gelangen. Beides wurde, nicht ohne die bedeutendsten Anstrengungen ausgeführt, und erst als man eine gute halbe Stunde Wegs unterhalb der Stadt angelegt und von dem nahegelegenen „Mühlchen" das Nötige zum Verfertigen einer Tragbahre für die Ertrunkene herbeigeschafft hatte, kam man zu einiger Überlegung und Besprechung des Geschehenen. Alle Welt war einstimmig in der Annahme eines Selbstmordes, als dessen Ursache nur der Kummer der „grauen Puppe" über das Ausbleiben des „Seppel" angesehen werden konnte, und obwohl „der Student" stets in Hinsicht der Liebesschwüre den heidnischsten Gesichtspunkten huldigte und insbesondere das Verlassen eines „Philisterbesens" durch einen „Ausziehenden" nichts weniger als scharf kritisierte, so lag doch hier eine zu ernsthafte Thatsache vor, als daß das Verhalten des jungen Schweizers nicht die äußersten akademischen Mißbilligungsausdrücke hervorgerufen hätte. Nur das „Kamisol" nahm, allem klaren Anschein gegenüber, die Partei des abwesenden Freundes aus „allgemeinen Gründen" und wollte auf „einen so ausgezeichneten Kerl wie den Seppel"

nichts Nachteiliges kommen lassen. Und in der That schien ihm ein Umstand Recht zu geben, der erst jetzt, als man die Leiche auf die Tragbahre gehoben hatte, bemerkt wurde. Die arme Nanni hielt nämlich mit dem krampfhaften Griff des Todes zwischen den Fingern der rechten Hand ein Papier, in welchem man, zerknittert und durchweicht wie es war, einen Brief nicht verkennen konnte. Das „Kamisol" war bereits ein zu guter Jurist, um einer leicht zu entschuldigenden Indiskretion zulieb diesen wichtigen Thatbestand irgendwie verändern zu lassen; allein die Handschrift und der Poststempel des Schreibens erschienen, auch ohne daß man dasselbe berührte, deutlich genug, um die Möglichkeit einer Rechtfertigung des „Seppel" anzudeuten.

Über dieses und Ähnliches diskutierend war die Gesellschaft, auf dem erwähnten hohen und trockenen Erdstrich dahinziehend, schon ganz in die Nähe der Stadt gelangt, als ihr Zug und dessen Bürde auf dem engen und schlechten Weg die Eile eines ihnen entgegenjagenden Reiters hemmte. Dieser Reiter war Joseph Démon. Er erkannte seine Freunde, er sah die verdeckte Bahre, und deren Inhalt war ihm keinen Augenblick zweifelhaft. Joseph schwankte im Sattel, Zügel und Reitpeitsche entglitten seinen bebenden Händen, seine Arme fielen schlaff an den Seiten herab, die Füße verloren die Steigbügel, und er selbst, ein guter Reiter, wäre schimpflicherweise unter sein Pferd gefallen, hätte ihm nicht der stützende Arm des treuen „Kamisols" heruntergeholfen. Allein das energische Zureden des Freundes half nichts bei dem körperlich übermüdeten und geistig wie gelähmten „Seppel," der vergeblich an den vollkommenen Gleichmut erinnert wurde, mit welchem er sich vor guten und scharfen Klingen zu ver-

halten gepflegt habe. Er drohte umzusinken, mußte unter den Armen gefaßt und ganz wie ein Betrunkener auf der Straße dahingeschleppt werden bis an das erste Haus der Stadt, wo einige Mittel zu Stärkungsversuchen gefunden werden konnten.

Dieses Haus war das des Professors Zeiner. Derselbe kam gerade von einem vergeblichen Versuch, sein übliches Vormittagskolleg zu lesen, nach Hause; denn die verschiedenen Interessen der Überschwemmung hatten alle akademische Ordnung in ihren tiefsten Grundlagen erschüttert und seinen sonst so besuchten Hörsaal leer gelassen wie ein ausgetrunkenes Faß. Er duldete nicht, daß dem Leidenden eine nur vorübergehende Hilfe geleistet wurde, sondern ließ ihn in das Fremdenzimmer seines Hauses und daselbst zu Bett bringen. Das „Kamisol" blieb zur Pflege des kranken Freundes zurück, und die übrigen Studenten setzten ihren traurigen Zug in die Stadt fort.

Aber das große Wasser, der entsetzliche Tod der jungen Frau Registrator und die plötzliche Ankunft Joseph's waren nicht die einzigen unerwarteten Neuigkeiten, welche an diesem verhängnisvollen Morgen die Bewohner der Universitätsstadt erschüttern sollten. Zwischen elf und zwölf Uhr vernahm man nämlich allenthalben beim „Frühschoppen" in den heute besonders gefüllten Wirtshäusern wie beim „Stand" an den Straßenecken, der junge und reiche Herr Bankier Neusilber aus Wien sei ein Gauner und Schwindler und „durchgebrannt" mit Hinterlassung mannigfaltiger und großer Schulden. Der fragliche Fremde hatte den ganzen Winter hindurch in großartiger Weise in dem ersten Hotel der Stadt gewohnt und gelebt, und daß dabei, was bei einem armen Teufel nicht allein unverzeihlich, sondern auch ganz unmöglich gewesen

wäre, Alles „auf Pump ging," das fand man bei einem reichen, zu seinem Vergnügen reisenden Bankierssohn nur natürlich. Kannte man ihn ja doch als den Vetter des gerade seiner Studien beflissenen Sohns eines angesehenen Beamten in der Landeshauptstadt! Herr Neusilber hatte seinen Schwindel in einer großartigen und vollständigen Manier, welche ihn als genauen Kenner dieser Art von Geschäftsbetrieb bekundete, eingerichtet. In die Tausende ging im Hotel seine Schuld für die schöne Balkonwohnung im ersten Stock, für sein üppiges Leben, in welchem er bei Frühstück und Nachtessen selten ohne zahlreiche und stets flott traktierte Gäste war, und für die Ausritte, die Spazier- und Schlittenfahrten, wofür herzuhalten Stall und Remise des Gasthofs das ausschließliche Privileg hatten. Aber damit hatte sich der „Luftikus" nicht begnügt, sondern fernerhin die besten Schneider und Schuster, wenn auch bei seinem Mangel an Zahlung nicht in Nahrung, so doch in enorme Arbeit gesetzt, und aus den Buch- und Juwelierläden die teuersten Werke, die schönsten Kupferstiche, die kostbarsten Ringe und Nadeln zum Teil fest angeschafft, zum Teil in großer Auswahl zur Ansicht kommen lassen. Mit wenigen allzu schwer zu transportierenden Ausnahmen hatte er diese letzteren Gegenstände „mitgehen heißen." Auch die Art des Entrinnens zeigte, daß es ein höchst gewandter „Prellheimer" war, der die ganze Stadt so lange und vollständig mystifiziert hatte. Gegen Ende des Winters nämlich sprach Herr Neusilber von einem Projekt seines Vaters, in der Universitätsstadt eine Filialbank anzulegen und von ihm, Alexander Neusilber Sohn, führen zu lassen. Er mietete zu diesem Ende ein entsprechendes Wohnungs- und Geschäftslokal und ließ seine sämtlichen Effekten in mehreren großen

Kisten aus dem Hotel dorthin transportieren. Für den Abend, welcher den seither berichteten Ereignissen vorherging, hatte er zu einer Fahrt in die benachbarte große Handelsstadt einen bequemen und geschlossenen Wagen bestellt und war darin mit einbrechender Nacht davongefahren in Begleitung eines angeblichen Geschäftsfreundes, welcher am Morgen angekommen und reichlich traktiert worden war. Dies Alles fand Wer davon wußte so natürlich, daß wohl noch eine geraume Zeit bis zur Entlarvung des Schelms hingegangen sein würde, hätte dieser nicht selbst die Stirn gehabt, dem Gasthofbesitzer mit dem in der Nacht leer zurückgekommenen Wagen einen Brief zugehen zu lassen, dessen Inhalt weder der Niederträchtigkeit noch des Witzes entbehrte. In demselben enthüllte der Abgereiste sich selbst, dankte Jenem und Anderen für alles Genossene, warnte vor allzu großem Vertrauen für die Zukunft und schloß mit der vergnügten Aussicht auf Nimmerwiedersehen. Die zurückgelassenen Kisten, wurde darin weiterhin bemerkt, seien mit Stroh und Steinen und denjenigen Gegenständen, deren Mitnahme man nicht für gut befunden habe, angefüllt. Die Wahrhaftigkeit dieser Auskunft bestätigte sich durch eine alsbald vorgenommene Untersuchung des neuen, aller reellen Werte gänzlich baren Banklokals. Das Nächste, was nach Ergreifung dieser letzteren Maßregel erfolgte, war, daß man den Vetter des „Durchgebrannten" anging, und zwar geschah dies mit derjenigen Derbheit, welche der „Philister" dem Akademiker alsdann schuldig zu sein glaubt, wenn er demselben gegenüber offenbar und unzweifelhaft in seinem Recht ist. Der betreffende Studiosus der Jurisprudenz aber, einer derjenigen, welche von der Freigebigkeit und Gastfreundschaft des „Champagnervetters" einen sehr ausgedehnten Ge-

brauch gemacht hatten, behauptete steif und fest, der alte Neusilber in Wien, sein Onkel, sei ein reicher und solider Mann und dessen Sohn ein wohlerzogener Jüngling, der nur zum Schein und um einen Witz zu machen „ausgekniffen" sein könne. Für einen Witz aber schien die Sache denn doch zu ernsthaft, und so schrieb man sofort nach Wien an sichere Leute. Es erhellte aus der Antwort, daß sowohl der sogenannte „Champagnervetter" als auch der Beamtensohn aus der Residenz in ihren Erklärungen Recht hatten. Denn die Vermögens- und Familienverhältnisse des alten Herrn Neusilber in Wien waren allerdings diejenigen, welche der Studiosus der beiden Rechte versicherte, und Herr Alexander Neusilber Sohn war ein wohlerzogener Jüngling. Nur befand sich der Letztere gar nicht auf Reisen, sondern zu Hause, und ein ganz ordinärer Betrüger, der die Verwandtschaftsbeziehungen des jungen Mannes aus der Residenz kannte, hatte sich demselben, auf den Grund eines selbstgeschriebenen Empfehlungsbriefes, als Vetter octroyiert. Den falschen Neusilber, seinen angeblichen Geschäftsfreund und Alles was sie mitgenommen hatten, sah man niemals wieder. Ihre Spur verlor sich, den sorgfältigsten, der klassischen Philologie würdigen Nachforschungen zum Trotz, in der benachbarten großen Handelsstadt. Aber die Erinnerung an die Thaten des „Champagnervetters" lebt noch, von dem Hauch der Sage verstärkt und verschönert, auf der Hochschule als eine lustige, spaßige, vortreffliche Geschichte im Munde der studierenden Jugend, in dem des „Philisteriums" hingegen als eine leiderfüllte und an ernsten Warnungen reiche Elegie. Allgemein wurde im ersteren Kreis der alsbald von dem „Kamisol" formulierte Satz angenommen, daß man, wie Neusilber, ein Deutscher

und doch ein filou, und wie „Seppel," ein Ausländer und doch ein Mann von Wort sein könne, während Bankier wie Student, Schweizer wie Deutscher zuweilen „auszureißen" pflege, welcher letztere Vorgang mithin nicht, wie man leider nur zu allgemein glaube, ein ausschließlich akademisches Privileg sei.

Neben all' diesem hatte die Enthüllung des Betrügers noch eine besonders ungemütliche Seite, seine nahe Beziehung zu dem Hause des Professors Zeiner nämlich. Über die Natur derselben zirkulierten alsbald verschiedenartige Gerüchte. In der bürgerlichen, stets zu einer bitteren Kritik gegen das „hochmütige Professorentum" geneigten Welt hatten Herr Neusilber und Fräulein Ninna schon lange für ein festes und nur noch nicht offiziell erklärtes Brautpaar gegolten, und in der Gleichgiltigkeit, welche die ganze Familie Zeiner bei dem Eintreffen der geschilderten Katastrophe bewies, wollte man nur einen Kunstgriff, eine Finte gegen die aus jener Wendung nach unten erfolgenden Verlegenheit und falschen Stellung erblicken. Die akademische Aristokratie dagegen gab nur zu, daß sich der junge Mann eifrig um das schöne Mädchen bemüht habe, aber wenn auch von dem Vater gern gesehen, von Ninna selbst doch immer in den gehörigen Schranken respektvoller Entfernung gehalten worden sei. Der „Student" endlich, so ausschließlich er auch gegen Alles, was nicht er selbst war, zu sein liebte, hatte sich doch mit dem „Champagnervetter" hinreichend familiarisiert gehabt, um denselben auch noch nach seiner Entfernung eher günstig als ungünstig zu beurteilen, und huldigte demgemäß einer vermittelnden Ansicht, nach welcher Jener der schönen Ninna ohne ernste Absicht wie ohne Erfolg den Hof gemacht habe, aber wenn er nur recht ge-

wollt hätte, auch bis zum Verspruch gekommen wäre. Die Wahrheit lag zwischen diesen verschiedenen Traditionen in der Mitte. Daß der falsche Neusilber, der am Ende seine Rolle nicht ewig spielen konnte, in seinen Bemühungen um die schöne Ninna nur einen Zeitvertreib und höchstens einen Stützpunkt für seine gewagte Stellung suchte, lag jetzt freilich am Tag, allein es hatte nicht immer so ausgesehen. Dem Professor wie seiner Tochter kam er vor wie ein ernsthafter Freier, und wenn der Erstere eine finanziell so günstige Verbindung wünschen mußte, so schien auch das schöne Mädchen einer solchen nicht gerade abgeneigt. Denn kurz vor der Ankunft des falschen Neusilber und um dieselbe Zeit, zu welcher sich die Brautschaft Joseph's und der „grauen Puppe" entschied, hatte Ninna begonnen, ihr früheres, etwas hochfahrendes und abstoßendes Wesen zu mildern und nicht mehr als eine wegwerfende Verächterin der Männer und der Ehe zu erscheinen. Dies mußte dem gewandten Fremden sehr zu Statten kommen, und in der That mochten einige Zeit lang alle Beteiligten die dereinstige Verheiratung der Professorentochter mit dem jungen Bankier für eine ausgemachte Sache halten. Das Blatt wandte sich jedoch, als eines schönen Morgens die Brautschaft des Registrators Phemel mit Nanni Junkel erklärt war, und von da an sank der falsche Neusilber in die Reihe der zahlreichen bloßen Kurmacher zurück. Schärfere Beobachter als diejenigen, welche ein so wenig verstelltes Wesen wie die schöne Ninna umgaben, hätten aus allen diesen Anzeigen die Vermutung ableiten mögen, daß der junge Freier dem stolzen Mädchen nicht gleichgültig geblieben sei. Und so verhielt es sich in der That. Zwar hatte Ninna den Studiosus der Philosophie, beziehungsweise Chemie, Joseph Démon, nur

in einer ganz oberflächlichen Weise, als einen ihrer vielen Tänzer, kennen gelernt, aber er besaß die Gabe ihr zu gefallen wie Niemand vorher, und vielleicht gerade darum, weil er ihr nicht gefallen wollte. Denn Joseph war damals schon ganz von der „grauen Puppe" eingenommen. Mehr schnell als leicht resigniert, zeigte sie sich den Wünschen ihres Vaters mehr als den Werbungen des falschen Neusilber geneigt, als der augenscheinliche Rückgang des jungen Démon von seiner Verbindung mit Nanni bei Ninna zwar nicht eine Hoffnung auf Jenen, wohl aber einen unwillkürlichen Rücktritt von ihrer seitherigen Entsagung und einen unbesieglichen Widerwillen gegen jedes Heiratsprojekt bewirkte. So standen die Sachen, als die Nachricht von dem Verschwinden des unwürdigen Freiers eintraf, und nun führten die plötzlichsten und unerwartetsten Wendungen des Schicksals den interessanten und jetzt auch noch gar unglücklichen Studenten in die nächste Nähe des schönen Mädchens. Freilich hätten Ursache und Art und Weise dieses Näherkommens nicht betrübter sein können, als sie es waren; denn das Erste was Joseph in Gemeinschaft mit den Bewohnern des Professorenhauses erlebte, war eine gefährliche und lang andauernde Krankheit. Der Frühling und ein Teil des Sommers vergingen, ehe er einen Fuß ins Freie setzen konnte, und als er dies zum ersten Male, auf den Arm des treuen „Kamisols" gestützt, that, begegnete er bei den ersten Schritten einem anderen, schon etwas weiter vorgeschrittenen Reconvalescenten, dem zurückgezogenen Gewürzkrämer Querner nämlich, der einsam und auf einen dicken Stock gestützt, dahertrippelte. Joseph wollte sich beeilen, dem schmerzlichen Zusammentreffen mit dem, den er als den Urheber seines schlimmen Schicksals kannte, auszuweichen,

denn Alles, was ihn an die letzte Katastrophe erinnerte, mußte ihm peinlich und zuwider sein, und außerdem hatte er unter den Einflüssen der Krankheit und des Bewußtseins von Nanni's vermeintlicher Treulosigkeit seine frühere, heitere und leichtlebige Natur in ein finsteres, leutscheues und fast misanthropisches Wesen umgebildet.

Der Onkel Querner aber wollte jene Bewegung zum Ausweichen nicht verstehen, sondern redete die beiden Freunde höflich aber bestimmt an, indem er das „Kamisol" bat, ihm die Leitung Joseph's, dem er unter vier Augen Wichtiges mitzuteilen habe, auf eine Viertelstunde zu überlassen. Einem solchen Verlangen war nicht zu widerstreben, und kaum sah sich der Onkel Querner mit dem ehemaligen Bräutigam seiner Nichte allein, als er zur Berichtigung des Andenkens an die Letztere die mit Joseph's Brief begangene Indiskretion, sowie sein eigenes sonstiges tadelhaftes Verhalten in dem ganzen Verlauf der Sache offen bekannte. Auf Joseph hatte diese Erklärung, obwohl sie alle seine Herzenswunden wieder aufriß, den wohlthätigsten Einfluß; denn sie gab ihm durch die Rechtfertigung der toten Geliebten einen Teil seines Glaubens an sich selbst und an den Rest der Menschen zurück. Daß Nanni noch im Tod seinen letzten Brief in der Hand hielt, hatte er schon von dem „Kamisol" erfahren, und nun vernahm er, in langen und häufigen Zusammenkünften mit dem reuerfüllten, abgelegten Gewürzkrämer, eine Reihe von Details, welche nur dazu dienen konnten, ihn mit dem Andenken der jungen Frau Registrator auszusöhnen. Als er sich endlich, mit Eintritt des Herbstes, hinreichend hergestellt sah, um die Reise in die Heimat antreten zu können, war er zwar nicht wieder der lustige „Seppel," den wir ein Jahr vorher auf

dem Mühlchen kennen lernten, wohl aber ein gereifter junger Mann von festen und würdigen und dabei der Heiterkeit nicht entbehrenden Lebensansichten.

Aus dem Hause des Professors Zeiner, in welchem er sich wie ein Sohn und Bruder gefühlt hatte und gern geblieben war, nachdem ihm seine Wiederherstellung einen Wohnungswechsel erlaubt hätte, schied er mit Wehmut und dem festen Versprechen, im folgenden Jahr auf längere Zeit wiederzukommen. Neue Geschäftsschwierigkeiten machten, als diese Zeit herannahte, die Reise unmöglich, und so wurde dieselbe auf den nächsten Sommer verschoben. In dem Laufe dieser zweijährigen Abwesenheit aber traten dem jungen Mann seine Erlebnisse auf der Hochschule, statt sich zu verwischen, mit einer immer wachsenden Lebhaftigkeit vor die Seele, und wenn Nanni's Bild wie eine sanfte und fast heilige Erinnerung in ihm lebte, so begann Ninna vor seiner Phantasie aufzutauchen in dem ganzen Glanz ihrer jugendlichen und eleganten Erscheinung, als ein reizendes und begehrenswertes Etwas, als ein Bild, das ihm einen steten Abscheu gegen die mannigfaltigen, von seinen Eltern gemachten Projekte seiner Verheiratung veranlaßte.

Mit solchen Empfindungen schickte er sich endlich, gerade zwei Jahre nach dem Abschiedsfest auf dem „Mühlchen," zur Abreise nach unserer Hochschule an. Je näher er derselben kam, desto mehr empfand er ein Gefühl der Bangigkeit im Gedanken an Ninna. Aus seiner Korrespondenz mit dem Professor Zeiner wußte er zwar, daß dessen Tochter noch unverheiratet war. Was aber bei einem so viel umworbenen Mädchen täglich kommen konnte und vielleicht sollte, das war eine andere und wichtige Frage für denjenigen, der sich eine

so entfernte Hoffnung auf sie machte wie Joseph. Und selbst wenn sie noch frei war — was berechtigte diesen, für sich auf andere Gefühle als die des allgemeinen Wohlwollens und der Teilnahme an seinem Schicksal zu hoffen?

Ohne seine Ankunft besonders angemeldet zu haben, trat er eines Abends mit jenem unsicheren und unregelmäßigen Schritt, den die bange Aufregung einer zweifelvollen Erwartung zu erzeugen pflegt, durch das gastliche Thor. Das Erste, was er sah, war Ninna, welche auf einer kleinen Gartenterrasse vor dem Hause saß, allein und mit einem Buch in der Hand. Joseph erblicken, mit einem Schrei aufspringen und dann, mit überschwellenden Thränen auf ihren Sitz zurücksinken, war für sie die unmittelbare Wirkung seines Erscheinens. Vor zwei Jahren hätte sich Joseph noch über den Sinn solcher Symptome getäuscht, allein nach seiner seitherigen Erfahrung und Überlegung und mit seinen jetzigen Gefühlen mußte er klar sehen. Ein Augenblick genügte ihm, das schöne Mädchen in seine Arme zu fassen und sie seine Braut zu nennen. Einige Wochen später waren sie verheiratet und auf der Reise in Joseph's Heimat.

Von den in unserer Universitätsstadt Zurückgebliebenen können uns billigerweise nur noch der zurückgezogene Gewürzkrämer, der „Staches" und die Maman interessieren.

Wie angedeutet, hatte der Onkel Querner seine unbefugte Einmischung in die Herzensangelegenheiten seiner Nichte mit einer schweren und langwierigen, körperlichen und Gemütskrankheit bezahlt. Als er endlich wieder genas, hatte sich sein barsches und heftiges Wesen in ein wohlwollendes und sanftes und seine Abneigung gegen alles Studentische in ihr Gegenteil verkehrt. Die Geschichte von der schönen Ella er-

zählte er nie wieder sondern zeigte auf alle Art das Bestreben, dem „Burschen“ angenehm und nützlich zu sein. Letzteres war, der natürlichen Lage der Dinge nach, nur möglich gegenüber den bescheidenen und geräuschlosen Existenzen derjenigen, in stiller Zurückgezogenheit arbeitenden jungen Leute, welche das so pittoreske akademische Idiom mit dem schützenden Beinamen der „Kamele“ deckt, und so hatte er stets in seinem Haus und an seinem Tisch Solche, denen ihre bescheidenen Geldmittel ein obskures Stillleben zum Gebot machten. Auf diesem Weg wurde er der geheime, aber wirkungsreiche Wohlthäter verschiedener zukünftiger wissenschaftlicher Größen, und als er nach manchen Jahren starb, fand sich sein bedeutendes Vermögen in der zweckmäßigsten Weise in Stipendien zum Besten armer Studierender verstiftet.

Der Registrator Phemel wurde durch eine milde Rücksicht von Seiten seiner hohen Vorgesetzten, unter Bewilligung von Überzugskosten und mit einiger Gehaltserhöhung, abermals versetzt, und zwar in ein kleines Landstädtchen. Dort nahm der angestellte und wieder unverheiratete Mann sein früheres wunderliches Junggesellenleben von Neuem auf, und hatte dabei noch die besondere Eigentümlichkeit gewonnen, daß er nicht vom Heiraten reden hören konnte. Sobald dieses Unterhaltungsthema aufgeworfen wurde, und das geschah anfänglich vor so heiratsfähigen Ohren, wie den seinigen, häufig, so machte er sich auf seinen langen Beinen mit großer Geschwindigkeit und unter Zurücklassung von Hut und Stock davon, so daß ihn zuletzt selbst die entschlossensten Mütter heiratsfähiger Töchter für einen unheilbaren Narren, Grobian und Dummkopf erklärten und aus der leider nicht zahlreichen

Liste der „jungen Leute, auf welche man reflektieren müsse," ausstrichen. So hat sich die kuriose Species des stachus actiferus durch ihn nicht fortgepflanzt, ohne darum im Allgemeinen ausgestorben zu sein.

Euphrasia endlich fand allmählich die passenden Worte, um den Verlust ihrer „gemütlichen Häuslichkeit und Familienglücks" würdig zu beklagen, und that dies in ausführlicher Weise. Denn, wie sie sagte: „Weß das Herz voll ist, davon spricht bei solchen Gelegenheiten das Auge und geht über." Sie begann eine besondere Liebhaberei für die Erzählung des tragischen Ereignisses, welches alle ihre Lebensfreuden betroffen hatte, zu empfinden und entfaltete dabei mehr Feierlichkeit und machte mehr Zitate als je vorher. Wunderlicher Weise aber reimte sie sich den eigentlichen pragmatischen Zusammenhang jener Ereignisse anders zusammen als alle anderen Menschenkinder. Sie bekräftigte sich nämlich je länger je mehr in der Überzeugung, daß im Grunde nur das Institut der Post an all dem Unglück Schuld sei. Demgemäß gewann sie nach und nach gegen die Einrichtung des Kaisers Max eine unversöhnliche Abneigung, und man brauchte ihr nur von Eilwagen, Briefen oder Siegellack zu sprechen, um sie auf ihr Steckenpferd zu bringen. Von Schummel, der früher in großer Gunst bei ihr gestanden hatte, wollte sie nichts mehr hören und sehen, und vermied den armen alten Briefträger in einer auffälligen und verletzenden Weise, und jeder Versuch, sie von dieser Verkennung des postalischen Wesens, der einzigen eigenen Idee, welche sie jemals hatte, zurückzubringen, war vergeblich. Außerdem blieb die Maman, was sie im Hause der alten Fräulein von Hahnenbrech in Frankfurt geworden war, und noch kurz vor ihrem

Tode erteilte sie einem Brautpaar die nützliche Lebenslehre:

Drum prüfe was sich ewig bindet,
Ob sich das Herz in Schmerzen findet,
Die Bahn ist kurz, die Treu' ist lang.

IV.

# Das Studentendorf.

Vor Kurzem berührte ich auf einer Reise durch Deutschland eine Örtlichkeit, welche ich manche Jahre vorher, gelegentlich meiner akademischen Studien, des Näheren kennen gelernt hatte. Der Wunsch, mich einige Stunden lang durch Jugenderinnerungen zu betrüben, bestimmte mich, meinen Zug zu verlassen, um mich dort umzusehen. Im Bahnhofviertel fand ich alles verändert. Neue Hotels, schöne Privathäuser, akademische Baulichkeiten, waren allenthalben emporgesproßt und zogen sich ferner um das einst feste Städtchen herum, dessen Wälle sich in Spaziergänge verwandelt hatten. Doch so etwas sieht man heutzutage überall, selbst in Basel — mich reizte das Innere. Dieses Innere aber fand ich erhalten, als ob es seit vierzig Jahren unter einer Glasglocke gestanden hätte. Nur der Studiosus fehlte, denn er war in die Ferien gegangen. Ihn jedoch ersetzte meine Einbildungskraft, wie er mit seinen Schmarren im Gesicht, in der Hand die lange Pfeife mit Pfundquasten, die Cerevismütze auf den Locken, das dreifarbige Band über der Brust und von einem großen Hund gefolgt durch die Straßen schwiemelte und sich in seinem Mikrokosmus den Herrn der Welt dünkte. Im

Übrigen waren die engen Gassen, windschiefen Häuschen, schmierigen Kneipen und bescheidenen Gasthäuser gut erhalten geblieben. Und das Alles kam mir so gedrückt, so armselig, so nestartig vor; Anfang, Mitte und Ende rückten so verzweifelt nahe zusammen. Dieses Städtchen war mir also vordem wie ein Paradies erschienen. Hier hatte ich zwei der besten Jahre meines Lebens zugebracht, mein erstes Loch ins Billard gestoßen, die goldene Freiheit des Nichtsthuns mit Umständen genossen und dennoch einen akademischen Grad erwischt! Ich hatte mir vorgenommen, die Stätten meiner blonden Jugendeseleien mit Wehmut und Genuß zu betrachten. Doch nur der Gewissensbiß erwachte, der an verbummelter Zeit und vermöbeltem Geld herumnagte. Kurz, ich machte mich mit dem nächsten Zuge davon.

Jetzt aber trat mit dem Rollen des Wagens die Reaktion der Erinnerung ein und sagte mir: Entweder war ich damals ein Einfaltspinsel, oder bin ich es heute. Letzteres ist das Wahrscheinlichere. Denn die Menschen sind wie die Affen. Erst mit voranschreitendem Alter werden sie boshaft und dumm, und nichts geht über den gesunden Instinkt der Jugend. Da erschien ich nun vor meinem eigenen Auge als langbeiniges und -haariges Jüngelchen von siebzehn Jahren, welches dem Elternhaus und der Gymnasialgaleere zum ersten Mal mit Wonne entschlüpft. Ich wurde Morgens um 6 Uhr in eine sogenannte „Blamasche“ gepackt, zusammen mit anderen Studenten und mit Handelsleuten. Der Koffer war oben auf, und um die Hüften trug ich ein Lederkätzchen mit hartem Silbergeld geschnallt. Denn Papier gab es damals noch nicht, Gold war selten und teuer, Wechsel nicht immer sicher. Anfangs kam mir der Mammongürtel wie ein Flugapparat

vor, so getragen fühlte ich mich im Besitz eigener Schätze. Aber mit der Zeit wurde es doch drückend. Die „Blamasche“ rollte mit häufigen langgespannten Unterbrechungen wegen menschlicher und pferdlicher Bedürfnisse bis neun Uhr des Abends dahin, und als endlich das Ziel erreicht war, erledigte ich mich des Zaubergurtes mit einem tiefen Wonneseufzer. Zum ersten Male in meinem Leben empfand ich, daß ich Nieren hatte, und dennoch war ich zufrieden, denn frei, frei, frei ist der Bursch'! frei Alles zu lernen, was überhaupt gelernt werden kann — oder auch nicht. Denn wie sagte der Vater, welcher vier Söhne hatte? Er sagte: „Drei meiner Söhne studieren und Einer lernt etwas“ — nämlich ein nützliches Geschäft. Freilich war dies ein unwillkürliches Epigramm auf die studentische Tagdieberei. Mitunter aber lehrte die Erfahrung das Gegenteil. Es gab nämlich auch pflichtbewußte Gemüter, die sich durch ihre sieben akademischen Semester ebenso sittsam durchdrückten, wie sie sich durch die unendliche Reihe der Gymnasialklassen durchgedrückt hatten und sich später durch ihre Beamtenlaufbahn hindurchstrebten. Man findet ja überall bessere Menschen. Doch kommen wir auf das Lernen zurück. Der Ort, wo solches geschehen konnte, war zwar klein, dagegen inhaltvoll wie eine reife Haselnuß. Im Fach der Schriftgelehrsamkeit saßen die katholischen und protestantischen Theologen sowie die alten klassischen Philologen dick aufeinander wie die Rosen am Stock — des Wohlgeruchs weniger, als der Dornen zu gedenken. Erstere besaßen damals noch Zuhörer, denn der Landesbischof hatte die geistlichen Jünger noch nicht in den Sack, d. h. in sein Mainzer Seminar gesteckt. Man nannte sie der Kürze wegen Katholoogen, und es waren stramme Leute darunter, welche paukten und

kneipten, daß dem Teufel, wenn er zuguckte, die Augen einstweilen übergingen. Ihre protestantischen Kommilitonen thaten desgleichen. Außerdem aber übten sie sich unter Anleitung ihrer Lehrer in rationalistischer Textkritik der heiligen Bücher, welche Pest sich damals von Tübingen aus über sämtliche deutsche Bundesstaaten verbreitet hatte. Doch wurde das beim Eintritt in die Praxis mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung bald wieder verschwitzt; denn mit Textkritik kommt man nicht aus, um dem Bürger und Bauer die Hölle heiß zu machen Die Professoren der Philologie endlich waren die puren Heiden, das heißt, Jeder von ihnen hatte seinen besonderen Herrgott, den Niemand besser kannte, als er selber — hatte er ihn doch selbst verfertigt, herausgegeben, annotiert und kommentiert. Vaterländische Sprache und Literatur dagegen blieben dem Selbststudium überlassen, weil kein Lehrstuhl dafür vorhanden war. Man hatte nämlich in Göttingen mit dem seiner Zeit berühmten Siebengestirn unangenehme Erfahrungen in diesem Artikel gemacht. Darum unternahm ein Philosoph von Fach, aber von Geist und Witz die öffentliche Behandlung des Gegenstandes, und dies gelang ihm so gut, daß seine Vorträge späterhin zu einem vielgelesenen Buch wurden. Neuere Sprachen und die Literaturen des Auslandes standen nur als ungenießbare Schaubrote im Vorlesungenverzeichnis. So etwas war damals noch kein Brotstudium und hatte keine Zukunft. Auch konnten die englischen und französischen Schriftsteller die Jugend auf böse Gedanken bringen; also ließ man sie lieber liegen. Dagegen waren alle anderen Brotfrüchte, namentlich Juristerei und Medizin, genügend vertreten. Im letzteren Fach mangelte es freilich an Material, d. h. an Kadavern. Wenn hier und da ein Selbstmörder oder ein

Hingerichteter oder ein Selbstverkäufer auf die Anatomie kam, dann rissen sich Äskulap's Jünger um seine sterbliche Hülle wie toll, und wer einen Arm oder ein Bein erwischen konnte, der pries sich glücklich und vergaß Essen und Trinken, bis er die letzte Muskelfaser herauspräpariert hatte.

Eigentlich waren nur die Landeskinder als solche zum Bezug der Universität verpflichtet, und auch diese verzogen sich gern unter den verschiedenartigsten Vorwänden nach anderen Hochschulen. Dagegen gewahrte man am Orte verschiedene deutsche und sonstige Ausländer, sogar Amerikaner — die Neufundländer nicht gerechnet. Diese Fremden wurden durch einen ganz besonderen Haken angezogen, nämlich durch einen hervorragenden Scheidekünstler, welcher vor Kurzem die organische Chemie erfunden und sich damit einen Weltruf gemacht hatte. Warum derselbe sein Licht nicht lieber in Berlin oder in München leuchten ließ? Berufungen an große Universitäten hätten ihm nicht gefehlt. Er nahm sie aber nicht an aus Pietät gegen den Landesherrn, der ihm, als unbemitteltem, aber hochbegabtem Jungen, die Studienkosten gedeckt hatte, und das war schön von ihnen Beiden.

Die Giftmischerei, wie wir die junge Wissenschaft ohne jeglichen boshaften Hintergedanken nannten, genoß großes Ansehen unter uns, umsomehr als die ausländischen Jünger schwere „Wechsel" und sonstige Eigentümlichkeiten an sich hatten. Sie waren Fanatiker ihrer Wissenschaft und übten dieselbe an sich selber bis in ihre individuelle Ernährung hinein, die vor allem auf einen richtigen Stoffwechsel berechnet war. Manche aber gingen noch viel weiter. So hatte Einer von ihnen gelernt, daß das Blut Eisen enthalte. Nun zapfte er sich nach und nach so viel Blut ab, bis sich aus dem da-

raus gewonnenen Eisen ein Fingerreiflein für seine Braut anfertigen ließ. Unglücklicherweise aber wurden der Chemiker und der Ring zu gleicher Zeit fertig; der gefühlvolle Liebhaber starb als Opfer der Wissenschaft an Blutmangel.

Manche unserer Chemiker hatten eigene Laboratorien z. B. in einsam stehenden Gartenhäuschen aufgeschlagen, wo sie ohne Behelligung des Nächsten in die Luft fliegen konnten. Hatte doch der Meister selbst bereits bei einem unglücklichen Experiment ein Auge eingebüßt. Freilich sah er mit dem andern vieles, was Andere mit beiden Augen und einer Brille darüber nicht wahrzunehmen vermochten. Sogar das Philisterium empfand eine mit Grauen gemischte Hochachtung für die Bedeutsamkeit des Professors, und die Gemeindeverwaltung stellte ihm ein beträchtliches Gelände vor der Stadt zur Verfügung, wo Versuche im Sinn der gerade aufkommenden Agrikulturchemie gemacht werden sollten. Eine solche Anerkennung der Würde der Wissenschaft imponierte unseren jugendlich naiven Gemütern aufs Äußerste. Wir waren fest überzeugt, daß von nun an alles viel besser werden müsse, und nahmen uns vor, selbst ähnliche Zierden der Menschheit zu werden, wenngleich wir keine Giftmischer noch sonstige Hexenmeister waren.

Auch die medizinische Fakultät hatten ihren Helden. Derselbe wurde freilich als Tierquäler verschrieen, weil er Vivisektionen vornahm. Daß man einem lebendigen Hund in den Magen, einer wirklichen Gans in ihr Gehirnchen gucken könne, das war noch etwas Neues. Es kam auch nur mit Maß und Ziel vor. Dennoch ging unser Physiologe kühn voran: er begnügte sich nicht mit kleinen Vierfüßern und Federvieh, sondern nahm auch Raubtiere in Angriff. Irgend ein Gönner

der Wissenschaft hatte ihm einen Wolf und zwei Bären eingeliefert, und Letztere lagen längere Zeit, zum Staunen der Welt, vor dem Anatomiegebäude an der Kette. Schließlich aber mußten doch alle die Bestien an die niederschmetternde Wirkung vegetabilischer Extraktgifte glauben. Isegrim und Petz Nummer Eins erlagen im Nu dem Strychnin, welches sie ahnungslos mit ihrem Frühstück verzehrten, und ihre Seelen verzogen sich ohne Geräusch nach dem Tierparadies, welches bekanntlich innerhalb der Urwälder Volhyniens belegen ist. Petz Nummer Zwei (der verehrte Leser glaube nicht, daß ich ihm einen Bären aufbinden will; es leben noch manche Zeugen der Begebenheit) kam nicht so leichten Kaufs davon. Ihm sollte das Gift äußerlich beigebracht werden. Das war aber leichter gesagt als gethan, wegen mangelnder Zustimmung des hauptsächlichen Interessenten. Derselbe setzte sich in seinem Käfig zur Wehr, und so oft der Professor, ein großer starker Mann mit einer gewaltigen Eulennase im Gesicht, mit seiner vergifteten Lanze nach ihm hinstocherte, klappte er dieselbe mit seinen Tatzen zurück und konnte nur mit der äußersten Schwierigkeit hingerichtet werden. Solche Vorgänge erregten im Auditorium ein tragisches Gemisch von Gaudium und Horror.

Mich ging das freilich zunächst nichts an, denn ich war meines Zeichens Jurist. Freilich nicht aus Wahl. Aber die Philosophie, nach welcher mein unerfahrenes Herz verlangte, „hatte keine Aussichten." Man höre und staune! Die Philosophie keine Aussichten! Sie, welche Rückblicke in die Vergangenheit und Ausblicke in die Ewigkeit eröffnet! Aber darauf kam es nicht an; es war eben kein Brotkorb. Als abschreckendes Beispiel hatten wir einen Privatdozenten der

Weltweisheit, dem sein alter schwarzer Frack täglich weiter statt enger wurde. Derselbe war einmal auf unserem Jahreskommers eingeladen und verlangte im Laufe des Abendessens Brot. „Kellner, Brot! Brot, Kellner!“ rief er mit lauter Stimme als Rufer im Streit. „Wie die Philosophie nach Brot schreit,“ bemerkte Einer der Anwesenden, welcher zur Strafe für dieses Epigramm später längere Jahre in Paris leben und kürzlich in Wien als Redakteur des Fremdenblatts sterben mußte.

So schlimm wie Jener waren übrigens fast alle Privatdozenten daran. Nur Einer, und noch dazu ein Junghegelianer, strotzte und glänzte von Wohlgenährtheit, weil er ein beträchtliches eigenes Vermögen hatte. Derselbe heiratete später die Tochter eines berühmten Mannes, wurde schon bei jungen Jahren alt und machte somit Karrière, indem er beständig den Kulturfortschritt im Christentum und umgekehrt, in dicken Büchern nachwies. Eines Nachmittags war er in den Ferien bei Muttern zum Kaffee, sprach viel von den ästhetischen Begriffen des Urchristentums und von Humanität im Allgemeinen und rief den bewundernden Damen gerade ein donnerndes: „Lassen Sie mich vor allen Dingen Mensch sein!“ zu, als das Lufttelegraphenspiel seiner Arme wie ein jähes Schicksal, roh und kalt, die Kaffeekanne erreichte und mit gellendem Krach auf den Fußboden warf. Die Kanne war eben leer, und daraufhin bewies der Missethäter sogleich, daß in diesem Fall nur das Getränk als das Ding an sich von Wichtigkeit, das Gefäß dagegen als ein unwesentliches Accidenz anzusehen sei. Mutter grollte jedoch und wollte lange Zeit nichts mehr von Kulturfortschritt und Urchristentum hören.

Die Philosophie war somit in der Familie schief ange-

sehen. Medizin und Theologie hatten auch ihre Gegengründe, und somit mußte ich mich zur Rechtsgelehrsamkeit bequemen. Auch in dieser Fakultät hatten wir mehrere Celebritäten. Ich kann mich aber nur auf zwei besinnen. Die Eine war eine sehr talentvolle, aber äußerst rote Nase, deren Eigentümer immer um so besser dozierte, je mehr er genippt hatte. Die Andere aber gehörte einem Pandektisten erster Klasse. Das war nun ein kleines Männchen mit einem sehr dicken Kopfe, außerdem Dekan der Fakultät. Pandekten las er im Wintersemester und zwar dreimal des Tags. Die erste Lehrstunde, um acht Uhr Morgens, war unbequem für Leute, die nicht, wie Lenore, schon ums Morgenrot aus schweren Träumen emporfahren. Dies empfanden sowohl Zuhörer wie Lehrer, und öfters sagte der Letztere mit Achselzucken: „Ich sehe wieder Viele, die nicht da sind." Übrigens war es auch dem Herrn Dekan nicht bequem, sich mit dem frühesten nach der Aula zu begeben. Er hatte sich darum in seiner Hofraithe ein Auditorium herrichten lassen, welches an sein Schlafzimmer stieß. In ersterem stand eine Art von großem Kasten in der Art derer, wie man sie zu Puppenspielen auf Jahrmärkten verwendet, und hieß auch Katheder. Sobald nun das sogenannte akademische Viertel in den Schoß der Vergangenheit hinabgerutscht war, sahen die etwa Anwesenden eine kleine Gestalt in Schlafrock, Unterhosen und Pantoffeln durch eine Seitenthür in den Kasten hineinhuschen, die um 9 Uhr auf umgekehrtem Wege wieder verschwand. Während der Lehrstunde vernahm man nur ein bald feines, bald grelles Stimmchen, welches aus dem Kasten drang. Aber das sprach goldene Worte. Nie hörte ich eine Definition besser stellen, nie deren einzelne Teile klarer entwickeln, nie das Ganze vollständiger

zusammenfassen. Wer so ein Hundert Begriffsbestimmungen auswendig wußte, dem konnte es im Examen nicht fehlen. Nur mußten sie so sein, wie der Dekan sie gegeben. Bei der geringsten Abweichung wurde das Männchen ungemütlich. „He! he! ja! ja!“ hieß es dann, „das spricht man in Heidelberg und jenes lehrt man in Bonn; aber so sag' ich nicht!“ Und nun wurde gewendet und gedreht, bis das richtige Wort heraus war. Übrigens war der Professor einem unschuldigen Spaß nicht abhold, besonders wenn er ihn selber machte. Er war ein starker Schnupfer, und nahm er im Augenblicke der Fragestellung eine Prise, so sagte er mit wohlwollendem Lächeln: „Nun, Herr Kandidat, da ich gerade die „Dos“ bei der Hand habe, so sagen Sie mir, wie ist das mit der „dos“ (Mitgift)?“ Doch kamen auch unangenehme Wortspiele vor. Unter den vielen verwickelten Doktrinen des römischen Rechtes ist bekanntlich die verzwirbeltste diejenige vom Erbrecht. Um auf diesen Gegenstand zu kommen, pflegte der Examinator zu sagen: „Wissen Sie, Herr Kandidat, was geschieht, wenn ein Mensch gestorben ist?“ Die herkömmliche Antwort war: „Es tritt ein Anderer in seinen Rechtsnachlaß ein,“ worauf der Dekan einen der beiden gleichmäßig dornenvoll Pfade der Testaments- oder der Intestatserbfolge einschlug. Es kam aber einmal vor, daß ein nicht in diese Redeweisen eingeweihter Jüngling, der bloßen Eingebung seines Mutterwitzes folgend, erwiderte: „Dann wird er begraben.“ Derselbe wurde unverzüglich ersucht, sich aus dem Prüfungslokal zu entfernen wegen Ungehörigkeit seiner Antworten.

Solche Examenschnurren werden noch heute an den deutschen Hochschulen zu Hunderten erzählt, und eine Blütenlese aus denselben würde im Buchhandel den Kochbüchern,

Blumensprachen, Traumdeutern und Briefstellern für Liebende eine erfolgreiche Konkurrenz machen. Sie sind alt wie die deutsche Wissenschaft und werden doch von jeder neuen Generation aufs Neue belacht. Womit sollte man auch die krassen Füchse vexieren, wenn nicht mit Frag- und Antwortspielen wie die folgenden: Wer lacht über Griechenland? — Von was sind die Sterne nicht? — Was war König David für ein Landsmann? — So naiv diese Geschichten sind, so bekunden sie doch eine satirische, gegen die pedantische Wortklauberei mancher Fachgelehrten gerichtete Absicht. Denn voll von Wunderlichkeiten war der deutsche Professor zu allen Zeiten, und ihn beherrscht noch heute der ewige Widerspruch zwischen der Ideologie seines Berufes und der Prosa in der Wirklichkeit. So hat jede Universität ihr Original, das sich in der äußeren Erscheinung vernachlässigte und gelegentlich seiner Spaziergänge in der Umgegend zuweilen von den Wächtern der öffentlichen Sicherheit aufgegriffen und ohne den geringsten Widerstand seinerseits an die Polizeibehörde abgeliefert wurde, vor welcher, sich das Mißverständnis in allgemeines Gelächter auflöste.

Doch „soviel vom Flanell im Allgemeinen," wie ein gelehrter Therapeut zu sagen pflegte, wenn er von der Verwendung dieses Stoffes zu Kleidungsstücken redete oder vielmehr diktierte. Am Rande des Heftes stand nämlich einmal im Semester, die Anmerkung: „Hier pflege ich einen Witz zu machen," und in dem Falle war der Flanellwitz an der Reihe. Die Reihe des Heftes aber war das tägliche Brot und somit auch das Diktieren, obwohl man nie etwas anderes nachschrieb, als was auch schon in den Büchern stand. Sehr angesehen waren die seltenen Lehrer, welche „frei sprachen." Das war

aber in jenen Zeitläuften nicht nur eine schwere, sondern auch eine gefährliche Kunst, denn in den deutschen Bundesstaaten konnte man sich die Zunge an allem verbrennen, selbst an Gefrorenem. Dann gab es auch wieder Professoren, welche so gründlich waren, daß sie beim Semesterschluß noch nicht ganz am Ende ihrer einleitenden Vorbemerkungen angelangt waren. Somit erwuchs ihnen die Verpflichtung im folgenden Semester das Fehlende in einem sogenannten Schwanz nachzutragen. Zuweilen aber kam dieser Schwanz nicht zu Stande, oder er wurde abermals nicht fertig, so daß wir zuletzt zwischen allen diesen Schwänzen und Nachschwänzen irre wurden und selbst zu schwänzen anfingen — wenn wir das nicht schon früher gethan hatten. Denn manche wußten in unserem Studentendorf die Zeit und das Geld sogut totzuschlagen, als lebten wir in den volkreichsten Hauptstädten. Dazu bot nun das Verbindungs- und insbesondere das Korpswesen die schönste Gelegenheit, besonders an einem so kleinen Ort, wo der Student alles in allem war und ohne Gegengewicht vorherrschte. Das Korpsleben wurde von den Beteiligten mit einem gewissen Fanatismus betrieben. Die „Kulör" galt statt jeder sonstigen Überzeugung, und wenn sie z. B. schwarz-weiß-rot war, so wurde der zweite Vers einer bekannten Elegie folgendermaßen gesungen:

Zwölfe schlug's; da drang durch die Gardine
Eine schwarz-weiß-rote Totenhand.

Die drei Farben auf Kopf und Brust waren ja immer die schönsten in der Welt, und mit ihnen verglich man Haar, Augen und Wangen der Angebeteten. Zuweilen hielt dies schwer, wenn etwa grasgrün oder schwefelgelb darunter vorkam; doch was vermag Liebe nicht? Für den Korpsstudenten

füllten ein wohlgeführter Kommers, ein fleißig besuchter Fechtboden und wackere Mensuren das Dasein vollständig aus, und Manche nahmen die Eindrücke solcher Begebenheiten bis ins späteste Philisterium mit hinüber. Vor meinen Augen tauchte der Schatten eines Mannes empor, der noch nach dreißig Jahren von seinen Quarten und Terzen sprach, als ob sie gestern gefallen wären:

„So lag ich, und so führt' ich meine Klinge!"

Von oben herab, d. h. von Seiten der irdischen Vorsehung, Ministerium des Innern genannt, wurde dieser geräuschvolle Müßiggang nicht ungern gesehen. Jugend hat ja keine Tugend; sie muß sich austoben, und sie thut es besser früher als später. Man bleibt nicht ewig ein feuriger Renner; ein solider Karrengaul dagegen dauert lange. Nun gehörte unser Studentendorf zu denjenigen Universitäten, die einer besonderen Gerichtsbarkeit mit Ausnahmegesetzen unterstellt waren und somit „juridische Inseln" bildeten, ganz wie die preußische Armee, nur viel kleiner. Mit der gewöhnlichen Polizei hatten wir demnach nichts zu thun. Um so mehr Autorität besaßen dagegen die drei „Schnurren," d. h. Pedellen, gegen die man sich nur selten auflehnte. Nun wollte der Zeitgeist, daß alles verboten blieb, was nicht besonders erlaubt war. Erlaubt war aber nur weniges, und somit fiel jede Ausübung individueller Freiheit mehr unter den Gesichtspunkt der Toleranz als des Rechts. Hiernach richtete sich auch der Universitätsrichter, der besonders für uns da war, und eine große Machtvollkommenheit besaß. Das war nun ein großer hagerer Herr mit schwarzem Haar und einem finsteren Gesicht mit stechenden Augen, welcher bei feierlichen Gelegenheiten einen blauen Dienstfrack, eine rote Weste und schwarze Beinkleider

trug, die in einem imponierenden Gegensatz zu einander standen. Er hatte namentlich auf geheime und staatsgefährliche Verbindungen Acht, die aber nur in seiner Einbildungskraft existierten. Die für loyal geltenden Korps duldete er mit stillem Wohlwollen. Doch wurden auch die letzteren gnädig überwacht. Einst ließ er Einen der Senioren kommen und fragte ihn zur Einleitung, ob er wisse, was unter Komment zu verstehen sei. „Gewiß," erwiderte das alte Haus unerschrocken; „comment ist ein französisches Wort und heißt: wie." Ob dieser Antwort erhielt der Bursch die Weisung, ein Semester lang „fern von Madrid darüber nachzudenken."

Die Hauptsache bei den Korps war immer das Pauken, denn übermäßiges Trinken wurde auch von anderen akademischen Bürgern gepflegt. Bei uns waren aber die Mensuren nur stillschweigend geduldet und konnten nach Belieben von dem bald kurzen bald langen Arm der Gerechtigkeit ereilt werden. Die bloßen Fechtübungen wurden in einem weitläufigen, alten, der Domäne und den Ratten gehörigen Gebäude betrieben. Wer aber die dort erworbenen Künste praktisch bethätigen wollte, der mußte sich in den Schoß der alliebenden Natur flüchten. Man stand alsdann gegen Ende der Nacht auf, wenn die rosenfingrige Eos noch laut schnarchte, und zog, wie die Räuber, stundenwegsweit über die Felder hinaus in den Wald, wozu man jedoch mehrere Wägen bedurfte, um das Personal sowie den gewichtigen Paukapparat an Ort und Stelle zu schaffen. Auch dort wurde man zuweilen von den Schnurren überfallen, welche namentlich auf den letzteren fahndeten, welcher, wenn abgefaßt, ihnen zur ausgiebigen, persönlichen Beute wurde. An schönen Sommertagen hatten diese kriegerischen Ausfahrten einen sehr poetischen

Anstrich, und die bunten Schläger erklangen gar lustig unter dem grünen Laub, wenn auch ab und zu eine Klinge einmal ins Menschenfleisch hineinklatschte. Bei schlechter Witterung oder gar im Winter wurde die Sache weniger gemütlich. Aber das gehörte nun einmal zu den herkömmlichen hardships of life. Die etwa vorkommenden Verwundungen wurden von einem mitgekommenen Mediziner, Paukarzt genannt, wohl oder übel zusammengeflickt, und dann ging man wieder seiner Wege, ebenso klug wie man gekommen war. Wenn aber hie und da ein „schöner Schmiß" vorkam, von „dem man noch reden wird bis in die spätesten Zeiten," dann ergrimmte des Universitätsrichters Weste bis ins abgekocht krebsrote, und sobald der Betroffene wieder wegfertig war, ließ er ihn vor sich kommen. Anzumerken ist hier, daß wir vor diesem Tribunal nicht eidlich, sondern auf Ehrenwort verhört wurden und, allen offiziellen Rechtsgrundsätzen zuwider, nötigenfalls gegen uns selbst zu zeugen gezwungen waren. Die Unterhaltung verlief dann etwa folgendermaßen.

Die rote Weste: Herr So und So, ich sehe mit Bedauern, Sie haben eine Verletzung wie eine Schnittwunde auf der linken Wange. Wollen Sie mir gefälligst sagen, wie Sie dazu gekommen sind?

Schmiß im Gesicht: Sehr gern, Herr Universitätsrichter. Ich war kürzlich bei Glatteis ausgegangen, und als ich wieder nach Hause kam, that ich, kurzsichtig wie ich bin, vor der Hausthür einen falschen Tritt und fiel mit dem Gesicht in ein dort angebrachtes, frischgeschärftes Kratzeisen. Daher der Schnitt.

Die rote Weste: Sehr wohl. Können Sie diese Aussage durch Ihr Ehrenwort bekräftigen?

Schmiß im Gesicht: Nein, Herr Universitätsrichter.

Die rote Weste: Dann sagen Sie mir nun auf Ehrenwort, wie sich die Sache zugetragen.

Schmiß im Gesicht: Ich habe mich duelliert.

Die rote Weste: Wollen Sie mir auch gefälligst Ihren Gegner, die Sekundanten, Armhalter, den Unparteiischen und den Wundarzt nennen?

Nachdem dies geschehen war, verordnete die rote Weste jedem der beiden Kämpfer vierzehn Tage Karzer. Die Sekundanten und der Unparteiische erhielten je vier Tage. Die Armhalter, meist erfahrungsbedürftige Füchse, sowie der Flickschneider kamen durchschnittlich mit einem bloßen Verweise davon.

Einmal bei der sittlich großen Institution des Karzers angelangt, verweilten meine Gedanken mit Vorliebe bei dieser Erinnerung, denn je unangenehmer eine Sache in der Wirklichkeit war, desto lieber gedenkt man derselben nachher. Die Gefängnißstrafen an den damaligen deutschen Hochschulen wichen je nach den berechtigten Stammeseigentümlichkeiten von einander ab. An manchen Orten liefen sie im Wesentlichen nur auf eine Geldstrafe hinaus; bei uns dagegen schwang sich die Haft bis zur Höhe einer wirklichen Geduldsprobe auf. Man mochte sich da von pennsylvanischen Isolirzellen einen Begriff machen, oder auch, wenn man etwa politische Unzufriedenheit empfand, auf eine etwaige Festungstid vorbereiten. Auf dem Speicher eines fünfstöckigen, das Diszipel benannten Gebäudes, in dessen unteren Räumen die Universitätsverwaltung und insbesondere die rote Weste hausten, befanden sich zehn sehr enge Mansarden, welche jede nur mit einem Stuhl, einem Tisch, einem Bett und einem Menschen möbliert waren. Das Bett war jedoch bei Tage nur eine Spiegelfechterei der

Hölle, denn es ließ sich in der Längsrichtung aufheben und in einen Schrank einschließen, was seitens des Karzerdieners jeden Morgen geschah, damit auch der Stuhl zu seinem Rechte kommen möge. Abends trat die Ruhestätte wieder in das Reich der Erscheinung. Fachwerke und Schreibmaterial durfte man mitbringen, damit der Verlauf der Studien nicht unterbrochen werde; doch wurde dies eher zum Einschmuggeln von Spirituosen, Tabak, Pfeifen und leichter Lektüre wie z. B. des vielverbreiteten Demokrit benutzt. Die feste Ernährung ließ man sich kommen woher man wollte; nur wurde dieselbe erst nach Abzug der für die Familie des Wärters unentbehrlichen Gegenstände verabreicht. Die Verbindung mit der Außenwelt war gesprengt wie eine Brücke im Krieg. Dennoch wurde zuweilen nach eingebrochener Dunkelheit an langer Leine aus dem Fensterchen der Dachkammer ein Stiefel herabgelassen und von Freunden mit belebenden Substanzen gefüllt, wieder hinaufgezogen. Wenn die rote Weste zu Hause war, kamen solche Dinge nicht vor, denn unter ihr schlug kein menschlich fühlend Herz. Dann waren auch die Untergebenen wie Felsen. Anderenfalls aber verstand der Kerkermeister Spaß wie alle Welt. Derselbe wurde angeheitert und dann trat ein eifriger Verkehr der Gefangenen unter sich ein, der auch nach außen hallte, so daß spät Vorübergehende meinten, daß es da oben in dem alten Hause spuke, während doch nur Salamander gerieben, oder Rams- und Cerevispartien durchgezankt wurden.

Drei Tage ließen sich dort zur Not aushalten; was darüber ging, war vom Übel. Besonders ungemütlich waren die Langeweile, Hitze oder Kälte, je nach der Jahreszeit, und im Sommer die Mücken, welche sich nicht damit begnügten, uns „nur so anzusehn“ wie das bekannte Dresdener Fräulein.

Während einer achttägigen Haft setzte ich mir einmal die Aufgabe, jeden Vormittag hundert Fliegen zu erlegen, und des Nachmittags ebenso viel. Daß man mit Geduld und Tücke eine Mücke, und mit Geduld und Schläue deren sogar zweie fangen kann, ist bekannt. Ich aber brachte es mit diesen Mitteln täglich bis auf zweihundert, ohne mich wesentlich anzustrengen, und dabei wurden deren nicht weniger — im Gegenteil! Doch hatte man immer den Zeitvertreib davon.

Zuweilen waren alle Zellen voll zum Überlaufen, so daß die noch weiterhin Verurteilten so zu sagen „Queue stehn" mußten, um nur hineinzukommen, wie vor dem Theater. So war ein gewisses Sommersemester sehr heiß und durstig gewesen; es hatte zwischen Studenten und Lokalpolizei Konflikte gegeben; „Nachtrandal" wurde gemacht, Fensterscheiben eingeworfen, Katzenmusiken gebracht, und schließlich zog die Universitätsbehörde, im Interesse der Ordnung, mehrere Schwadronen eines in der Nähe stehenden Dragonerregiments in die Stadt. Obwohl sich diese Reiterei höchst gebildet betrug, so wollten wir doch nicht neben ihr leben, und es kam zu einem allgemeinen Studentenauszug nach einer benachbarten Schloßruine. Dort glaubten wir uns zu amüsieren, indem wir drei Tage und Nächte gegen Unannehmlichkeiten der verschiedensten Art ankämpften. Wir wären aber verhungert und namentlich verdurstet, wenn uns die Philister, für das noch unbezahlte Semester bangend, nicht mit Naturallieferungen unterstützt hätten. Schließlich kehrten wir, nach Wegritt der Kavallerie, infolge einer Kapitulation und unter Zusicherung von Amnestie zurück. Aber wer weiß, wie's ging? Die Geräuschvollsten unter uns sahen sich bald zu Karzerstrafen von verschiedener Dauer verurteilt. Da die Ferien loszubrechen drohten, und

man vor Absitzung der Strafe nicht abreisen durfte, so gab es einen förmlichen Karzersturm, und zwar nicht um heraus, sondern hinein zu kommen. Das war aber nicht Jedem beschieden, und Manche mußten hangen und bangen in schwebender Pein, bis es der roten Weste gefallen möchte, sie in ihre oberen Empfangsräume aufzunehmen. Als der ersehnte Tag für mich und einige Gefährten endlich erschienen war, nahmen wir zuerst ein wohlbeträufeltes Gabelfrühstück ein und bestiegen dann den Galawagen des Hotels zum Zweihorn. Einer der Füchse, ein großer korpulenter Junge, im schwarzen Frack, die Cerevismütze auf dem Kopf und das zweifarbige Band auf der Brust, sprang hinten auf, und so fuhren wir mit Donnergepolter in den für Fuhrwerke verbotenen Hof des „Diszipels". Der Fuchs stürmte sofort die antike Wendeltreppe hinauf, um uns bei der roten Weste feierlich anzumelden. Daß Niemand vor-, wir dagegen eingelassen wurden, ist selbstredend, und von nun an war ich wieder für acht Tage Fliegentöter.

Mitleid verdienten wir in solchen Fällen keineswegs, und dennoch ward uns solches zu Teil. Der geneigte Leser errät schon von wem. Es war die unerschöpfliche Güte des ewig Weiblichen, welches auch für Unwürdige etwas Hinanziehendes übrig hat. Denn dies ist eine der schönsten Seiten des schönen Geschlechts, daß es der Jugend nicht auf den moralischen Rock- und Hemdkragen sieht, sondern sich mit richtigem Instinkt fragt, ob's Herz nur gut ist. In unserem akademischen Dorf war freilich, inbetracht der geringen Volks- und der großen Studentenzahl, das schwache Geschlecht ein rarer Artikel. Umso höher aber wußte man denselben zu schätzen.

Für uns kamen natürlich nur die Unverheirateten in Be-

tracht, und wurden dieselben eingetheilt in Florbesen, Philisterbesen und Balken. Unter der letzteren Kategorie, die nur der Vollständigkeit halber nebenher erwähnt werden muß, verstand man dienstbare Wesen ohne eigentlich erkennbares Geschlecht, die sogenannten Wasserstein-Gesellen. Was die Bezeichnung Besen betrifft, so hat dieselbe, wie es scheinen könnte, durchaus nichts Wegwerfendes an sich. Man verstand unter dieser Redefigur, im Gegensatz zu den kurzen Stumpfröcken der bäuerlichen Umgegend, solche Damen, deren Kleider lang genug waren, um die Gassen zu kehren, welche dieser Maßregel höchst bedürftig waren. Solche aber gehörten den mittleren und höheren Ständen an, denn, wie es im Lied heißt:

Lange Kleider und spitze Schuh,
Die kommen keiner Dienstmagd zu.

Florbesen nun hießen die Honoratioren-, Beamten- und besonders die Professorentöchter. Schön oder häßlich, dumm oder gescheid, jung oder abgängig, umgab dieselben ein gewisser Nimbus, der die Vertraulichkeit entfernte. Dennoch waren sie sehr gesucht und besonders für die Bälle semesterweise zum Voraus auf alles engagiert. Es waren gar liebe Mädchen darunter; nur trugen sie die Nasen — ob Stumpf-, ob Adlernase, das galt gleich — etwas hoch. Sie mußten eben die Würde ihrer bevorzugten Stellung wahren, und dies schadete ihnen nichts, denn daß sich ein Florbesen nicht über kurz oder lang vorteilhaft verheiratete, das geschah selten und nur dann, wenn eine Vielumfreite bis in ihr vierzigstes Lebensjahr allzu wählerisch gewesen war, so daß die Gelegenheit endlich selbst an der Stirnseite kahlköpfig wurde. Einmal ins Joch der

Ehe gespannt, gaben die Florbesen gewöhnlich die allerbesten Hausmütterchen ab.

Von den Philisterbesen soll mir aber auch Keiner Übles reden! Im Allgemeinen ist das Philisterium unserer Universitätsstädte demjenigen anderer Örtlichkeiten beträchtlich überlegen. Der Student wie der Professor färbt auf seine Umgebung ab und trägt gleichsam seine eigene Bildungsstufe in niedere Regionen herab. In Weimar sprachen die Balken am Brunnen mit Sinn und Verstand vom Theater; die Bürgerschaft des Studentendorfs hatte sich die akademische Korps-, Kneip- und Paukterminologie zu eigen gemacht. Auch lebte der Philister ohne große Mühe in einem behaglichen Wohlstand, da ja die Musensöhne bei ihm logierten und im Durchschnitt gut und pünktlich bezahlten. All' dies wirkte auf die heranwachsenden Töchter und bildete Herz und Gemüt dieser weiblichen Jugend. Auch war deren höchster Ehrgeiz, einst einen studierten Angestellten zu heiraten, zu welchem Ende sie sich fleißig unter den noch studierenden und noch nicht angestellten umsahen. Vielen gelang es, und durchschnittlich sind beide Parteien gut dabei gefahren. Aber es kamen auch Fehlrechnungen vor. Der Student war nämlich, wie ein Schmetterling bereit, sich auf jeder lieben Blume niederzulassen, jedoch ohne häusliche Einrichtung. Bei den Florbesen ging das übel an, denn die brauchten sich auf keine Leichtsinnsstreiche einzulassen und hatten überhaupt gute Verbindungen, welche allenfalls auch schädlich werden konnten. Die anderen dagegen mußten mit allerlei Schwierigkeiten, namentlich seitens der betreffenden Eltern, kämpfen, und somit ließen sie sich aufs Experimentieren ein. Was mit dem Einen nicht glückte, konnte mit einem anderen gehn, und bei

aber in jenen Zeitläuften nicht nur eine schwere, sondern auch eine gefährliche Kunst, denn in den deutschen Bundesstaaten konnte man sich die Zunge an allem verbrennen, selbst an Gefrorenem. Dann gab es auch wieder Professoren, welche so gründlich waren, daß sie beim Semesterschluß noch nicht ganz am Ende ihrer einleitenden Vorbemerkungen angelangt waren. Somit erwuchs ihnen die Verpflichtung im folgenden Semester das Fehlende in einem sogenannten Schwanz nachzutragen. Zuweilen aber kam dieser Schwanz nicht zu Stande, oder er wurde abermals nicht fertig, so daß wir zuletzt zwischen allen diesen Schwänzen und Nachschwänzen irre wurden und selbst zu schwänzen anfingen — wenn wir das nicht schon früher gethan hatten. Denn manche wußten in unserem Studentendorf die Zeit und das Geld sogut totzuschlagen, als lebten wir in den volkreichsten Hauptstädten. Dazu bot nun das Verbindungs- und insbesondere das Korpswesen die schönste Gelegenheit, besonders an einem so kleinen Ort, wo der Student alles in allem war und ohne Gegengewicht vorherrschte. Das Korpsleben wurde von den Beteiligten mit einem gewissen Fanatismus betrieben. Die „Kulör" galt statt jeder sonstigen Überzeugung, und wenn sie z. B. schwarz-weiß-rot war, so wurde der zweite Vers einer bekannten Elegie folgendermaßen gesungen:

Zwölfe schlug's; da drang durch die Gardine
Eine schwarz-weiß-rote Totenhand.

Die drei Farben auf Kopf und Brust waren ja immer die schönsten in der Welt, und mit ihnen verglich man Haar, Augen und Wangen der Angebeteten. Zuweilen hielt dies schwer, wenn etwa grasgrün oder schwefelgelb darunter vorkam; doch was vermag Liebe nicht? Für den Korpsstudenten

füllten ein wohlgeführter Kommers, ein fleißig besuchter Fechtboden und wackere Mensuren das Dasein vollständig aus, und Manche nahmen die Eindrücke solcher Begebenheiten bis ins späteste Philisterium mit hinüber. Vor meinen Augen tauchte der Schatten eines Mannes empor, der noch nach dreißig Jahren von seinen Quarten und Terzen sprach, als ob sie gestern gefallen wären:

„So lag ich, und so führt' ich meine Klinge!"

Von oben herab, d. h. von Seiten der irdischen Vorsehung, Ministerium des Innern genannt, wurde dieser geräuschvolle Müßiggang nicht ungern gesehen. Jugend hat ja keine Tugend; sie muß sich austoben, und sie thut es besser früher als später. Man bleibt nicht ewig ein feuriger Renner; ein solider Karrengaul dagegen dauert lange. Nun gehörte unser Studentendorf zu denjenigen Universitäten, die einer besonderen Gerichtsbarkeit mit Ausnahmegesetzen unterstellt waren und somit „juridische Inseln" bildeten, ganz wie die preußische Armee, nur viel kleiner. Mit der gewöhnlichen Polizei hatten wir demnach nichts zu thun. Um so mehr Autorität besaßen dagegen die drei „Schnurren," d. h. Pedellen, gegen die man sich nur selten auflehnte. Nun wollte der Zeitgeist, daß alles verboten blieb, was nicht besonders erlaubt war. Erlaubt war aber nur weniges, und somit fiel jede Ausübung individueller Freiheit mehr unter den Gesichtspunkt der Toleranz als des Rechts. Hiernach richtete sich auch der Universitätsrichter, der besonders für uns da war, und eine große Machtvollkommenheit besaß. Das war nun ein großer hagerer Herr mit schwarzem Haar und einem finsteren Gesicht mit stechenden Augen, welcher bei feierlichen Gelegenheiten einen blauen Dienstfrack, eine rote Weste und schwarze Beinkleider

Anblick ist hier sehr wenig oder vielmehr gar Nichts im Verhältnis zur Sache selbst, zu dem lieblichen, kühlenden Maitrank, von welchem man nie zu viel und auch selten genug trinken kann.

Eine solche Bowle mit Maitrank haben wir jetzt vor uns, und zwar befindet dieselbe sich in einer schattigen, nach einer Seite hin ganz offenen Hainbuchenlaube, und diese wiederum gehört zu einem Garten und Haus, welches letztere den integrierenden Bestandteil einer Seitenstraße in einer kleinen, mitteldeutschen Universitätsstadt ausmacht. Es muß das Bewußtsein eines guten Werkes sein, welches die Teilhaber dieser Bowle schon zu so guter Stunde am frühen Nachmittag zusammengeführt hat — denn nicht der Student ist es, dessen Leichtsinn hier waltet, noch auch ein Stück feinschmeckerischer Aristokratie, sondern eine Vereinignng von den verschiedensten Standes- und Altersklassen, wie man sie in so harmonischer Eintracht wohl nur im Sommer 1848 beisammen sehen konnte. Jüngere und ältere Bürger, Literaten und Studenten, Handwerker und Beamte mischen sich durcheinander; die Einen nehmen die halbkreisförmige Bank im Hintergrund der Laube, Andere Strohstühle am Eingang derselben ein, wieder Andere liegen in beliebigen Haltungen auf dem Rasen vor derselben, und, wenn auch vielleicht alles Andere, so hat doch Keiner vergessen, sein Glas an einen möglichst bequemen Platz in seiner Nähe zu bringen. Indeß herrscht eine gesellige Gesittung und Ordnung in dem Kreise, welche von dem herkömmlichen Schreien der „Genotenschaften," dem kaum zivilisierteren Brüllen des Studenten und der zweideutigen Feinheit der bürgerlichen Dandie's wesentlich absticht. Würde am Ende gar nach parlamentarischen Regeln verfahren? In der That!

und wenn wir auch keinen eigentlichen politischen Klub vor uns haben, so ist es doch eine Gesellschaft, welche, aus gleich- oder wenigstens ähnlich gesinnten Elementen bestehend, sich in den Hauptvertretern gewisser politischer Richtungen hier zusammengefunden hat.

Die Basis einer Vereinigung dieser Elemente — wenn auch nicht gerade die breiteste — war gewonnen, und ein Beträchtliches dazu hatte die kühlende Bowle gethan. Nur eine Frage war noch übrig: welchen Namen sollte das neugeborene Kind, die eben begründete Gesellschaft, erhalten? Wenn sich auch einige der Jüngeren, aus Gründen des Prinzips, gegen den Akt einer Taufe überhaupt sträuben wollten, so überwog doch die Rücksicht der Zweckmäßigkeit, derzufolge „Alles was entsteht" — wenn es auch „wert ist, daß es zu Grunde geht" — doch wenigstens unter einer bestimmten Firma bestehen, sterben und verderben muß.

Sparen wir uns aber die weitläufigen Debatten, welche über diese Frage und Namen wie: freie Gesellschaft, Verein der Unabhängigen, die Selbständigen, die Urfreien u. s. w. geführt wurden, um nur einen schließlichen mit allgemeinem Beifall gekrönten Vorschlag zu vernehmen, welchen endlich Einer von den Beisitzern der halbkreisförmigen Bank machte.

Lange hatte er ruhig, den dichten roten Bart auf die rechte Faust und deren Verlängerung auf den Tischrand gestemmt, dagesessen, das linke Auge geschlossen, mit dem rechten, in welches, dem Charakter seiner sehr einfachen, nachlässigen Kleidung widersprechend, ein kleines Augenglas geklemmt war, in das Trinkglas starrend. Jetzt läßt die linke Hand die lange Pfeife, aus welcher er bisher behaglich geschmaucht, los,

er selbst erhebt sich, die Rechte nimmt die breite grüne Deckelkappe von dem, in massiver Breite geformten Oberkopf, die Stirn runzelt sich, unter dem Vorhang des Schnurrbarts hervor entwickeln sich einige unverständliche, grollende Töne, und endlich bricht aus allen diesen Vorbereitungen eine klangvolle Baßstimme mit folgender Rede:

„Meine Herrn!“ — denn die Anrede: „Bürger!“ wurde erst im späteren Verlauf des Jahres allgemein — „meine Herrn! Ich kann nicht begreifen, wie man sich, nachdem man über das Materielle einer Sache einmal einig ist, mit einer bloßen Formfrage so lange herumquälen mag. Meines Erachtens ist jeder Name der beste, soweit er unserem souveränen Geschmack behagt. Die meisten und bekanntesten Parteinamen aber sind nicht in innerem Zusammenhang mit ihrer Bedeutung, sondern aus ganz äußerlichen Anlässen entstanden — ich erinnere Sie nur an die Namen: Whig und Tory, Geusen, Yankee, Berg u. s. w. In Rücksicht darauf schlage ich Ihnen vor, meine Herrn, auch unsere Gesellschaft nach einem äußern Anlaß, und zwar nach einem sehr angenehmen, zu benennen, nach der Maibowle nämlich, um welche wir uns vereinigt haben. Ich beantrage den Namen: Maibowlina!“

Ein allgemeines Bravo belohnte den Redner, der sich indeß ganz kaltblütig wieder niederließ, erst sein Glas austrank, dann nach der Pfeife griff und endlich die grüne Mütze aufsetzte, um sich dann wieder genau in seine vorige Stellung zu begeben. Die Abstimmung erfolgte nun, und der vorgeschlagene Name wurde einstimmig und mit nochmaligem Beifall angenommeu.

Der größte Teil der Gesellschaft brach jetzt auf, und nur

Einige blieben in der Laube bei der gänzlich geleerten Bowle zurück.

Neben dem vorherigen Redner saß ein stattlicher Mann von mittleren Jahren. Seiner einfachen Kleidung nach, welche die Spuren von Arbeit am Feuer mit schwärzendem Material trug, mußte er dem Bürgerstand angehören, während seine selbstbewußte Haltung, der feine Schnitt des Gesichtes und das Feuer des dunklen Auges von bildender, geistiger Beschäftigung und nachdenkendem Scharfsinn sprachen. Er hatte während der stattgehabten Beratungen den Vorsitz geführt und sich dieser nicht leichten Aufgabe mit einer ruhigen Sicherheit entledigt, welche bekundete, daß ihm ein solches Amt keineswegs neu war. Seine gleichzeitige Besorgnis um die Nährung der, natürlich öfter geleerten Bowle bekundete ihn als Wirt des Hauses und der Gesellschaft. Und in der That war der Bürger und Waffenschmied Carl Großbauer der Eigentümer des Hauses und Gartens, in welchen sich auf seine Einladung die Maibowlina zusammengefunden und gebildet hatte. Unverheiratet und im Besitz eines leidlichen Vermögens, hatte Großbauer in seiner Vaterstadt immer eine sehr unabhängige Stellung eingenommen, war auch, als es ihm im Lande einmal nicht mehr gefiel, weggezogen, um einige Jahre in der Schweiz zu leben, und befand sich erst seit kurzer Zeit wieder in der Universitätsstadt, wo er den Betrieb seines damals sehr schwunghaften Geschäfts weniger des Geldgewinns wegen, als um dem allgemeinen Mangel an Waffen nach Kräften abzuhelfen, wieder aufnahm. Außerdem aber befaßte er sich mit Allem, was ihm Spaß machte, namentlich mit Politik und Staatswirtschaftskunde, und seine Kenntnisse auf diesem Feld wie in der Geschichte, dem parlamentarischen

Wesen und Allem, was damit zusammenhing, waren ganz geeignet, ihn in jener Zeit an die Spitze jeder Partei, welcher er sich zuwenden wollte, zu stellen, zumal da seine persönliche Ehrenfestigkeit verbürgt, und eine Bekanntschaft mit den Zuständen der Schweiz damals überall eine große Empfehlung war.

„Also die Gemäßigten hätten wir gewonnen! es handelt sich jetzt, wo wir unter uns sind, nur noch um die Frage, was wir mit ihnen anfangen sollen!"

Diese Worte kamen von den Lippen eines, im Eingang der Laube stehenden jungen Mannes, auf dessen studentische Tracht eine graue Bluse, wie ein fremdartiger Sproß gepfropft war.

„Sie sind viel zu rasch, Götze," wandte sich Großbauer gegen den Sprecher, „und werden mit Ihrem voreiligen Wesen noch Manches verderben."

„Zu rasch! zu voreilig!" rief der also Zurechtgewiesene, „ich denke, daß Zögern und Zaudern jetzt das Schlimmste und ein Verbrechen an der Majestät der Nation ist. Das souveräne Volk" — und der Sprecher betonte diese letzten Worte ganz besonders, „das souveräne Volk ist es müde, sich mit Redensarten abspeisen zu lassen. An dem Vorparlament haben wir gesehen, was es für Folgen hat, wenn man den richtigen Augenblick versäumt. In wenigen Tagen wird das Parlament zusammentreten, und was wir von ihm zu erwarten haben, das wissen wir zum Voraus — nämlich Nichts! Losschlagen! Losschlagen zur rechten Zeit, Losschlagen um jeden Preis! — das ist es, worauf es ankommt. Wir sind dazu in der günstigsten Lage, denn weil wir mitten im Reiche liegen, kann sich die Bewegung auch gleich nach allen Seiten hin ausbreiten, anders, als wenn wir an einer Ecke säßen, wie

die Leute in Baden, aus der man nicht heraus kann, es sei denn rückwärts über die Grenze. — Ich weiß Alles, was Ihr sagen wollt," fuhr er fort, als er unter seinen Zuhörern einige abwehrende Bewegungen bemerkte, „Ihr wollt sagen: wir haben keine Waffen! Lächerlich! hatte das Pariser Volk Waffen, als es die Bastille stürmte? hatten die Berliner Waffen in der glorreichen Märznacht? Auf Männer kommt es an, nicht auf Waffen! Und obendrein, wir können Waffen haben! Sind nicht auf dem Rathaus Gewehre für eine ganze Kompagnie Landwehr? Sie haben Steinschlösser, und stellenweise sind die Zündlöcher verrostet, das ist wahr, ich habe mich selbst davon überzeugt, allein ist das nicht ein Grund mehr, gleich mit dem Bajonnet daraufhinein zu gehen? Auch werden uns die Aristokraten hier in der Stadt auf eine freundliche oder auch unfreundliche Anfrage in der elften Stunde gewiß ihre Scheibenbüchsen und Jagdflinten, zusammen mit den Hirschfängern leihen! Und was die Leute dazu anbetrifft, so haben wir den größten Teil der Studenten für uns, und das ganze Landvolk, welches vortrefflich bearbeitet ist, und endlich die Männer der Zukunft, die Arbeiter, den vierten Stand, welche es nicht erwarten können, losgelassen zu werden. Ich beantrage also, alle Vorbereitungen zu treffen, daß es in den nächsten Tagen losgehen kann!"

Die Rede wurde von den Anwesenden mit mißbilligendem Schweigen zu Ende gehört, mit einer Ausnahme. Neben Götze stand, nachlässig an einen Pfeiler der Laube gelehnt, die Hände in den Taschen, ein großer Mann von verwildertem und schmutzigem Ansehen, mit einem ungeheuren falben Bart einem schwarzen Schlapphut auf dem Kopfe, in dunkelblauer Bluse.

„Bravo, Götze!“ rief er, als dieser geendet hatte, „Bravo, gut gesprochen! wie gewöhnlich!“

Großbauer sah mit einem Ausdruck der Unbehaglichkeit zu dem Manne in dem Schlapphut auf.

„Ich denke, Schwalb,“ sagte er zu ihm, „Sie haben heute Abend die Inspektion der Bürgerwache, und da Sie wissen, daß die Leute anfangen Etwas träg zu werden, so wäre es wohl passend, einmal darnach zu sehen?“

„Sehr wohl, Herr Major!“ versetzte der Angeredete, die rechte Hand an den Hut erhebend, „Sie vergessen über der Politik den Dienst nicht. Ich gehe.“

Und nach einem vorgängigen Blick auf Götze, verließ er die Laube und den Garten.

„Lassen Sie sich nicht zuviel mit dem Kerl ein,“ wandte sich nun Großbauer zu Götze; „ich habe ihn nicht hergerufen, und es ist mir fatal genug, daß er bei Begründung der Gesellschaft, und mehr noch, daß er bei Ihrem Vorschlag zugegen war, denn ich traue ihm nicht. Überall drängt er sich bei, um zu horchen und zu spionieren, und stellt sich äußerst links, um den Verdacht zu vermeiden. Er hat eine böse Vergangenheit, ist schon auf verschiedenen subalternen Beamtenstellen gewesen und überall mit Gestank davongekommen. Und jetzt will er sich wieder was ausmachen, denn ich weiß, daß er sich heimlich mit der hohen Büreaukratie herumtreibt, wo er jedenfalls berichtet, was bei uns vorgeht. Lassen Sie sich vor ihm warnen, Götze!“

„Man muß nicht allzu schwarz sehen!“ versetzte der Student unwirsch; „er ist ein Opfer unserer verkehrten Verhältnisse; im niederen Büreaukratenwesen ist schon Mancher zu Schanden gekommen, weil er nicht anders bestehen konnte. Ich

kenne ihn und weiß, was an ihm ist — ein guter Patriot, hat vielleicht mehr Mut als mancher Andere."

Großbauer ließ diese Anspielung ohne Antwort. Er wandte sich zu seinem rotbärtigen Nachbar und begann ein Gespräch mit Diesem. Götze lief einigemal heftig im Garten auf und nieder, dann wandte er sich ohne Gruß zum Weggehen.

II.

Es war mittlerweile dunkel geworden, und mehr seine Ortskenntnis als die, in sehr primitivem Zustand begriffene Beleuchtung der Universitätsstadt ließ Götze wohlbehalten über ein Labyrinth von Pflastersteinen, alle von verschiedener Größe und Höhe, aus der Seiten- auf die Hauptstraße kommen.

An der Ecke, welche die beiden Straßen bildete, lehnte Schwalb an einem Laternenpfosten.

„Ich habe Dich hier erwartet," sagte er zu Götze, „weil ich wußte, daß Du es bei dem alten Nußknacker da drinnen nicht mehr lang aushalten werdest. Weil er ein paar Jahre unter den Berner Bären gebrummt hat und jetzt Major der duseligen Bürgerwehr ist, meint er, er habe die politische Weisheit der Welt mit Löffeln gefressen. Sind mir meine jungen Freunde doch lieber, denen ihr Verstand, ihr guter gesunder Verstand schon im bloßen Schlaf sagt, was sie thun und lassen sollen! Losschlagen! losschlagen! das ist das, was ich auch sage, am liebsten mit den Andern, und wenn es nicht anders sein kann, auch ohne sie — aber wir wollen sie schon hereinziehen, daß sie nicht mehr anders können. Aber an der Spitze stehen dann andere Leute — junge tüchtige Leute — Du nicht, mein Junge, denn so ein Platz

ist für Dich zu gering, Deine Reden passen auf ein großes Forum — in die Hauptstadt — Du verstehst mich."

Götze hatte seinen Arm in den seines Gefährten gelegt und schritt in sichtlicher Behaglichkeit neben ihm her. Plötzlich hielt er stille, machte sich von ihm los und sagte:

„Schwalb, ist es wahr, was sie von Dir sagen, daß Du mit den Bureaukraten stehst und heimlich zu ihnen kommst?"

Der Andere war einen Augenblick betroffen.

„Das hat Dir der alte Büchsenheimer zugeraunt," sagte er, „übrigens, was thut's? Unter so gescheidten Leuten kann alle Heimlichkeit aufhören. In der Politik gehören Rücksichten oft mit zu der nötigen Rücksichtslosigkeit, und alle Mittel, die zum Zweck dienen, sind gut. Er hat Recht, der Alte, ich stehe mit ihnen, aber einesteils, um zu erfahren, was sie vorhaben, andernteils, um — ich will Dir eine Anekdote erzählen, Junge! Zu dem Prätendenten Louis Napoleon kam einmal in London ein Freund, um ihm aus guter Quelle mitzuteilen, daß sein Intimus, Herr Fialin aus Persigny, jährlich hunderttausend Franken von der Juliregierung erhalte. Weißt Du, was der Prätendent auf die Mitteilung antwortete?"

„Nein."

„Er sagte: Ganz wohl! ich weiß es; von was sollten wir denn auch sonst auf diesem teuren Pflaster leben?"

Götze lachte.

„Das ist auch mein Fall," fuhr Schwalb fort; „sie haben mich um mein Brot gebracht und müssen mir es nun wiedergeben; zum Lohn dafür werden sie betrogen — betrogene Betrüger!"

„Aber wenn es Dir an Geld fehlt, dann haſt Du ja Deine Freunde," wandte Götze ein,

„Aber ein guter Stratege," verſetzte Schwalb lachend, „brandſchatzt eine befreundete Gegend erſt dann, wenn in den feindlichen Territorien nichts mehr zu holen iſt."

Unter dieſem Geſpräch waren die Beiden auf den geräumigen, ringsum von hohen Häuſern umragten Marktplatz gekommen. Vier enge Straßen mündeten aus verſchiedenen Teilen der Stadt auf ihm ein. Zwiſchen zweien derſelben erhob ſich, über einer, von ſchweren Pfeilern getragenen Vorhalle ein mächtiges Giebelgebäude, das Rathaus. Davor ſchritten zwei Männer von etwas phantaſtiſchem Aufzug, der Eine in der Bluſe, der Andere in einer engen grauen Turnerjacke, beide die Muskete im Arm, auf und ab.

„Noch ein Wort!" ſagte Schwalb, als ſein Gefährte nach dem Eingang zu dem Hauptquartier der Bürgerwehr hinſchritt. „Wie ſtehſt Du jetzt mit dem Mädchen?"

Götze ſtand betroffen ſtill.

„Brauchſt mir's nicht zu verbergen," fuhr der Andere fort, „weiß doch Alles und kann Dir nützen. Ich weiß auch, daß Dich die Ariſtokratentochter leiden mag, obgleich ſie Dir's noch nicht geſtanden hat, aber wer weiß, was wäre, hätte ſie die bitterböſe Tante nicht? Sie iſt außerdem auch die Seele aller reaktionären Bewegungen hier in der Stadt, denn ſie bangt für ihr vieles Geld, das ſie durch Wucher zuſammengekratzt hat. Könnte ihr auch weiter nichts ſchaden, wenn ſie um einen Teil ihrer Sorgen erleichtert würde."

„Und was könnteſt Du in meiner Sache thun?"

„Ich kann dort ſtündlich im Hauſe aus- und eingehen und ſprechen Was ich will, und mit Wem ich will. Die Alte

hält große Stücke auf mich, fast soviel wie auf Dich die Junge. Letztere nahm Dich neulich sehr in Schutz, als die Forsträtin über den Herrn Götze und all die Studentendemagogen, wie sie Euch nannte, mit sehr geläufiger Zunge loszog. Wenn wir nun dem Mädchen Wind geben von der Sache, die im Werke ist, so wird sie sich fürchten, und wenn es daran geht, wirst Du sie beschützen; das Übrige bleibt Deinem Witz überlassen. Wird aber Nichts daraus, dann werde ich doch wohl die Briefe und Bestellzettel tragen müssen, bis bessere Zeiten kommen, denn der Herr Götze wird bei der Frau Forsträtin wohl schwerlich jemals zu Gast gebeten werden. Samuel hilf! heißt es dann, nicht wahr?"

„Nur erst die That!" rief Götze eifrig, „die große That, dann findet sich alles Übrige schon von selbst — indessen kannst Du immer die Bestellungen für mich bei dem Mädchen machen, wenn ich nur erst — so recht — so recht — einig mit ihr bin — doch das macht sich. Jetzt fort! komm einmal mit herein auf die Wachtstube!"

Es ist ein großer Raum voll Lärm und Menschen, diese Wachtstube. Als Sitzungssaal des Gemeinderats bestand sie aus zwei Abteilungen, Eine für die Ratenden, die Andere für die Berathenen, welchen im Monat März dieses Jahres unter Anderem auch die Errungenschaft geworden war, den Verhandlungen des Stadtrates anwohnen zu dürfen. Diesem hatte ein Spaßvogel die bekannte Charade:

„Ich sitz' in mir, um mich zu pflegen,
„Und bin oft um mich selbst verlegen,"

als Epigramm aufgehängt. Der beratende Teil des Zimmers behielt auch jetzt seinen offiziellen Charakter. Einige der Dienstthuenden hatten dort ihre Plätze, und vor einem Tisch, von

welchem zwei Talgkerzen ein spärliches Licht in den Raum warfen, saßen zwei Offiziere, kenntlich an einer Binde mit der Landesfarbe um den Arm, und kontrolierten auf einer Liste die Anwesenheit der an diesem Abend zum Wachtdienst verbundenen Bürger. Ein dritter Offizier war schon mit einem Teil der Mannschaft auf einem, freilich sehr überflüssigen Patrouillengang unterwegs, welcher hauptsächlich eine Kenntnisnahme des Zustandes beliebter Wirtshäuser durch das Piquet zur Folge zu haben pflegte. In den Faschingstagen war es auch einmal vorgekommen, daß ein solches, die Bajonnette der Wehrleute und die Säbel der Offiziere von Oben bis Unten mit „Kräppeln" besteckt, auf das Rathaus zurückkehrte.

Heute befand sich der größere Teil der Wachthabenden und ihr zahlreicher Besuch, welchen sie zu erhalten pflegten, in der beratenen Abteilung des Ratszimmers bei einem sehr harmlosen Gegenstand, einem Faß Bier nämlich, welches einer der Offiziere, ein Bierbrauer, für den heutigen Abend der Bürgerwache gestiftet und, mit einer eigentümlichen Ironie, auf die Barrière zwischen den beiden Teilen des Zimmers gelegt hatte; „denn," sagte der joviale Mann mit dem roten Gesicht und dem dicken schwarzen Bart, „wenn auch zuweilen auf keiner der beiden Seiten Geist ist, so soll doch diesmal in der Mitte zwischen ihnen welcher sein und sich nach rechts wie links verteilen."

Dieser Geist hatte in friedenbringender Weise gewirkt. Man saß traulich beisammen, lachte und scherzte, und die von Götze erwähnten Gewehre lehnten in behaglicher Ruhe in den Ecken und an den Wänden umher. Ihr Zustand im allgemeinen, sowie der ihrer Schlösser insbesondere rechtfertigte allerdings die von Jenem aufgestellte Theorie von ihrer

alleinigen Brauchbarkeit zum Bajonnettangriff, zu welchem sich denn auch einige umherstehende Piken empfahlen, die von einigen der Anwesenden als eine prinzipgemäßere Bewaffnung dem „Schießprügel“ vorgezogen worden waren.

Götze und Schwalb wurden bei ihrem Eintritt mit lautem Willkommen und entgegengehaltenen Gläsern begrüßt; man sah, daß sie populäre Leute waren. Schwalb wandte sich zu den Offizieren, um, wie er sagte, sein offizielles Geschäft abzumachen; dann zog er einen derselben in ein anstoßendes, kleineres Zimmer, Götze mit einigen Andern folgte, die Thür wurde verschlossen, und mit halblauter Stimme fand eine Beratung statt, welche die beabsichtigte Schilderhebung zu ihrem Gegenstand hatte.

Wir gehören nicht zu den Eingeweihten und müssen uns also mit der Kenntnis begnügen, daß nach einigen Debatten die Beratenden sich auf einen bestimmten Plan einigten. Es war schon spät geworden, als Götze und Schwalb die Bürgerwache verließen und sich auf dem Markt trennten, um beiderseitig noch einige Freunde aufzusuchen und zu benachrichtigen.

Schwalb ging die Straße entlang, bis er an ein weitläufiges Gebäude gelangte, dessen sämtliche Fenster mit starken Läden verschlossen waren. Vorsichtig schritt er eine Weile hin und her, und endlich, als er Niemanden auf der Straße bemerkte, glitt er um die eine Ecke des großen Hauses in ein Nebengäßchen und klopfte dort an eine kleine Pforte, welche ihn schnell einließ. Durch einen dunkeln Gang gelangte er in ein geräumiges, wohl erleuchtetes Zimmer, wo eine Dame von mittleren Jahren, in schwarze Seide gekleidet, ihn freundlich empfing und ihn neben sich auf dem Divan Platz nehmen hieß. Außer ihr befand sich noch, in eine

Fensternische gelehnt, ein junges Mädchen im Zimmer. Ihre schlanke und feine Gestalt streckte sich behaglich in einem weiten, schwellenden Sessel, auf dessen eine Seitenlehne gestützt die linke Hand den wohlgeformten Kopf hielt. Ihre Stirne war breit und von schimmernder Weiße, dunkelblonde Flechten lagerten sich um sie hin, ein feiner rosiger Teint, ein großes ausdrucksvolles Auge, und ein, vielleicht etwas zu breiter Mund mit starken, schwellenden Lippen vollendeten eine wenn auch nicht gerade schöne, doch gewiß sehr anmutige Erscheinung.

„Nun! was bringen sie Neues, Schwalb?“ fragte die Dame auf dem Divan den Eingetretenen.

Ein Blick des Eingetretenen streifte nach dem Mädchen in dem Sessel hinüber. Er antwortete nicht.

„Reden Sie ungeniert!“ fuhr die Fragerin fort, „Elise teilt unsere Gesinnungen und kann uns vielleicht sogar bei deren Bewahrheitung nicht unwichtige Dienste leisten.“

„Nun denn, Frau Forsträtin,“ sagte jetzt Schwalb, nochmals nach dem Mädchen hinüberblickend, welches, ohne eine Bewegung zu machen, ruhig in dem Sessel lehnte, „es ist Wichtiges vorgegangen, und wir werden bald im stande sein, unserer nur allzunachsichtigen Regierung die Augen über ihre wahren und gefährlichen Feinde zu öffnen, ja diese selbst einer gerechten Bestrafung zuzuführen. Die Gesellschaft, welche im Werk war, ist nun wirklich gebildet, allein die schlauen Herren haben sich wohl gehütet, den roten Pferdefuß unter der loyalen Decke vorblicken zu lassen. Das Parlament, sagten sie, dessen Eröffnung in Aussicht steht, ist jetzt die einzige gesetzliche Macht, deren Anordnungen wir uns unter jeder Bedingung fügen werden — und dagegen ist im Augenblick nichts mehr zu sagen — sogar bei der Wahl ihres Namens waren sie vor-

sichtig, und als dennoch nur die Wahl blieb zwischen mehreren, welche sie alle mehr oder weniger gefährden mußten, fiel uns der schlaue, rotbärtige Gauner, nachdem er den halben Mittag geschlafen hatte, mit einem Wort dazwischen, das tausend Professoren nicht raten würden — Maibowlina nannten sie sich, weil sie Maiwein tranken.

Das Mädchen im Sessel lachte auf. „Maibowlina!“ rief sie, in die Hände klatschend, „Maibowlina! das ist wirklich lustig.“

„Was ist da zu lachen, Elise?“ fuhr die Forsträtin verweisend auf, „die Spitzbuben geben sich auch allerlei sonderbare Namen, und Niemand lacht darüber. Und das ist Alles, was Sie bringen, Schwalb?“ wandte sie sich dann wieder an Diesen.

„Nein, Frau Forsträtin,“ versetzte er, „das wäre doch zu wenig. Es giebt junge Brauseköpfe genug, die Einem von selbst ins Garn laufen, so z. B. der Student Götze, den Sie ja kennen.“

„Ich nicht!“ rief die Forsträtin.

„Aber ich!“ warf Elise ein, „er tanzt ganz gut, im Übrigen, glaub' ich, ist er ein unschädlicher Schwätzer.“

Schwalb lächelte verstohlen.

„Unschädlich für Andere, ja!“ sagte er dann, „aber nicht für sich selbst. Er ist ganz aufruhrwütig, hat ein Komplot angezettelt und will nächsten Sonntag losschlagen, wann die Truppen ankommen, welche zum Durchmarsch angesagt sind. Der Vorwand ist schon ganz gut, denn, da sie in der Richtung gegen Frankfurt marschieren, wird man sagen, sie sollen gegen das Parlament verwandt werden. Er zweifelt gar nicht, daß der Soldat in hellen Haufen zu ihm übergehen

wird; allein zum Überfluß will er für den Fall, daß dies nicht geschieht, die Kanonen wenigstens dabehalten. Wenn die Batterie die enge Straße zwischen dem Rathaus und der Rattenburg — Sie kennen ja das große, alte, überhängende Gebäude, welches die Studenten mit diesem Namen beehren — angelangt ist, soll ein plötzlicher Aufenthalt bewirkt werden, und Herr Götze und seine Freunde schneiden dann die Zugstränge der Pferde durch, worauf die Kanonen von selbst dableiben werden."

„Und was ist für uns damit gewonnen! Man wird sie niederschießen, die wenigen Tollköpfe, und unsere eigentlichen gefährlichen Feinde bleiben, was sie waren, denn daß Diese sich auf ein so wahnsinniges Unternehmen nicht einlassen werden, liegt auf flacher Hand."

„Doch! das ist es, worauf es ankommt! Ich werde Ihnen einen Plan mitteilen, den ich in aller Eile gemacht habe. Doch müssen dazu Ihre Freunde versammelt sein, was wohl erst morgen geschehen kann."

## III.

In jenen denkwürdigen Sommermonaten pflegte sich der Deutsche zu den großen Werken, welche er sich vorgenommen hatte, durch entsprechende Quantitäten von Spirituosen zu stärken, und wand dadurch dem althergebrachten Ruhm seiner Ahnen neue Kränze. Zwar zeigte er sich nicht immer „schmeidig wie der Aal," noch auch als „Löwe in Gefahren," und am seltensten als „Lamm beim Pokal;" indeß konnten diese Begriffe, namentlich bei einer richtigen Versetzung, doch oft zutreffen. Bekannt ist, daß damals ein einheitliches Merkmal alle deutschen Gauen, soweit der deutsche Gaumen reicht, Öster-

reich nicht ausgeschlossen, umfaßte, die Thatsache nämlich, daß allerorten das Lagerbier, wenigstens wo es welches gab, einige Monate früher zu Ende ging als gewöhnlich. Zu verwundern ist es demnach nicht, daß auch die, in unserer Universitätsstadt dem Rathaus gegenüber liegende Restaurationswirtschaft „zum blauen Bock," bei Tag und Nacht selten leer wurde, und der dicke Wirt, welcher, durch eine Verbindung seines Zeichens mit seinem Eigennamen der Bockmüller genannt wurde, wußte oft nicht, ob er den gesegneten Zeiten, welche seine Keller so leer, seinen strotzenden Embonpoint so dünn und seinen dünnen Geldbeutel so strotzend machten, für ihren Segen danken oder wegen ihrer Plagen fluchen sollte. Das Beste war, daß ihm für die Entscheidung dieser Frage, so brennend sie war, durchaus keine Zeit blieb. Tag und Nacht rannte er, mit den Schoppen- und Halbmaßflaschen seines wirklich ganz vortrefflichen Weins unter dem Arm und in der Hand, in dem großen Vorderzimmer hin- und her, welches der Student, wegen der langen, schmalen Gestalt desselben, mit dem treffenden Namen: „der Riemen," bezeichnet hatte, während die enge, dunkle, aber sehr gemütliche Hinterstube, „die Spelunke," mehr der Sorgfalt seines artigen, blondlockigen Töchterchens Luise überlassen blieb. Zur Zeit, wo noch Standesvorrechte, Privilegien und angestammtes Besitzrecht Etwas galten, war diese Spelunke die Heimat einiger Stammgäste und Originäler gewesen, und kein fremdartiges Element hatte sich so leicht in diese zwar niedrigen, aber dadurch um nichts weniger heiligen Hallen gewagt — jetzt aber war, mit vielem Anderen, auch dieser Aberglaube gewichen, und Wer mehr Lust hatte, in der Spelunke als im Riemen zu sitzen, ging ganz einfach dorthin. Nur selten

fanden sich wieder einmal einige Glieder jener alten Garde, deren oft verleugneter Wahlspruch:

„Es trinkt die alte Garde,
„Doch sie betrinkt sich nicht!"

dick und leserlich an die Wand geschrieben war, dort zusammen, und dann warf auch der Bockmüller die Last seiner Regierungssorgen auf einige Augenblicke zur Seite, um in der Spelunke wieder einmal Mensch mit Menschen zu sein.

Am Morgen nach der Konstituierung der Maibowlina trat dieser Fall ein. Es war noch früh am Tag, was man nach dem Lärmen, der in dem dichtbesetzten Riemen herrschte, nicht hätte glauben sollen, als zwei „alte Häuser" durch eine Hinterthür in die leergebliebene Spelunke eintraten. Der Eine, sehr Dicke, hieß mit seinem akademischen Spitznamen, der Weltschmerz, der Andere, stark und gedrungen, der Bruder Karl. Sie waren bald beim Schoppen, und bald darauf öffnete sich wieder die Hinterthüre, Götze und der Taufpathe der Maibowlina mit dem roten Bart traten in die Spelunke. Ihr Verhältnis zu beiden schon vorhandenen Gästen mußte nicht das freundschaftlichste sein, denn man begrüßte sich zwar, allein mit einer gewissen ironischen Feinheit, die auf eine gegenseitige Mißachtung schließen ließ. Götze und der Rotbärtige setzten sich am anderen Ende des Tisches nieder und baten die herbeigekommene Luise um eine Flasche Wein.

„Erstaunlich!" wandte sich nun der Dicke zu ihnen herüber, „daß zwei so große Politiker Morgens Zeit haben, ins Wirtshaus zu gehen. Oder hat es seine besonderen, tiefliegenden Gründe?"

„Nein!" versetzte Götze, „denn im letzteren Fall müßten wir einen anderen Platz ausgesucht haben."

„Götzendiener sind wenigstens keine hier zu finden," erwiderte Jener.

„Namen beweisen Nichts," war die Antwort, „sonst könnte man an Ihres Gefährten akademischen Spitznamen denken, der nun beiläufig zehn Jahre alt sein wird.

„Wortstreitereien!" fiel der Bruder Karl ein; „besser ein alter Student als ein junger Gelbschnabel!"

„Noch besser gar nichts als ein zu alter Student," rief Götze dagegen.

„Friede!" fiel der Rotbart ein, als der Bruder Karl einen drohenden Blick auf Götze warf. „Studieren kann Jeder, so lange er Geld oder Pump dazu hat."

„Vortreffliche Weisheit!" sagte der Dicke, „haben Sie die auf Ihren Kreuzfahrten in der Schweiz und Frankreich aufgegriffen, Friedrich Rotbart? Oder an dem Fluß, wo Ihr großer Schutzpatron das Ziel seiner Thaten gefunden hat?"

„Nein, ich schöpfe sie in nächster Nähe, freilich auch aus etwas Wässerigem: aus Redensarten."

Der Wortstreit würde noch weiter geführt worden sein, wenn sich nicht Luise erhoben und mit einigen ablenkenden Worten ins Mittel gelegt hätte. Der Bruder Karl wandte sich nach ihr um und suchte sie von seinem Stuhl aus mit einem Arm um die Taille zu fassen. Götze, welcher gerade mit dem Mädchen sprechend, aufgestanden war, that einen Schritt vorwärts, um sie zu schützen, allein sie hatte sich schon mit einer leichten Wendung losgemacht, und Götze stand nun, noch mit ausgestrecktem Arm, dem Anderen gegenüber.

„Pflegen Sie hier immer Ritterdienste zu leisten?" fragte Dieser, mit einem spöttischen Lachen. „Sind Sie dazu angestellt?"

„Besser so denn als Possenreißer, der, wenn ihm der

Wirt die eine Hälfte der Rechnung schenkt, großmütig die andere streicht."

Der Bruder Karl fuhr auf; eine plötzliche Leidenschaft blitzte aus seinen Augen, seine Hand streckte sich nach der leeren Flasche, als ob er sie erfassen und dem Gegner an den Kopf schleudern wollte. Der Dicke hielt ihn zurück und zog ihn zur Thür hinaus.

In diesem Augenblick trat Großbauer ins Zimmer.

„Was hat es hier gegeben?" fragte er, die Aufregung des Studenten bemerkend.

Götze antwortete nicht. Er lief mit starken Schritten in der Spelunke auf und ab.

„Nichts Besonderes!" versetzte Friedrich der Rotbart, „nur einen kleinen Wortwechsel zwischen dem Hitzkopf hier und den beiden Bürgern, die Dir soeben begegnet sein müssen."

„Mit den alten Studenten! Welche Thorheit! Der Eine ist ein ausgemachter Lump, welcher sich für einen Schoppen Jedem an den Hals hetzen läßt — für den Andern ist das lange Herumlungern auf der Universität ein Unglück; Talent und Geld gehen dabei Hand in Hand zum Teufel."

„Sie sprechen ja wie ein Buch!" warf Götze ein.

„Jetzt will ich als Warner sprechen," versetzte Großbauer. „Ich will Euch Etwas sagen, was für uns Alle von der größten Wichtigkeit ist."

„Hast Du wieder geheime Neuigkeiten," fragte der Rotbart, „von den Aristokraten? Daß Du so oft welche bringst, erstaunt mich weniger, als daß sie immer wahr sind."

„Ich weiß," begann Großbauer, als sich die beiden Andern neben ihm niederließen, „daß uns Allen Verrat droht; unsere Gegner werden in diesen Tagen versuchen, einen

Tumult zu erregen. An die anrückenden Truppen ist dann die Meldung desselben, als ob er bereits geschehen sei, abgegangen, so daß sie früher, als sie erwartet werden, eintreffen, und daß diese Maßregeln nicht ganz ohne Grund sind, dafür haben Sie gesorgt, Götze, durch das Komplot, welches Sie gestern mit Hülfe des biederen Schwalb auf der Hauptwache anzettelten."

Götze wollte reden.

„Lassen Sie mich sprechen," fuhr Großbauer fort, „es ist so! Alles, worauf es nur noch ankommt, bleibt, um jeden Preis Reibereien zu vermeiden, allein ich sehe zu meinem Bedauern, daß schon soeben, hier, gewiß nicht ohne Vorbedacht, der Grund zu einer solchen gelegt worden ist."

„Und woher wissen Sie das Alles?" fuhr der Student auf.

„Ich habe meinen spiritus familiaris!" war die ruhige Antwort. „Und wenn ich das nicht hätte, was sollte aus uns und aus Ihnen, besonders aus Ihnen und Ihren nächsten Gesinnungsgenossen, werden? Wir würden nur rettungslos in die Netze laufen, die uns unsere Feinde mit großer Schlauheit zu stellen wissen."

„Und die Furcht vor welchen uns zu einer Halbheit verleitet, die noch Alles verderben wird!" rief Götze.

„Der Erfolg wird zeigen, wer Recht hat!"

## IV.

Es war ein schöner heller Maiabend, und die Sonne neigte sich zum Untergang, als die Bewohner unserer Universitätsstadt in dichten Haufen einem vor der Stadt gelegenen großen Wirtschaftsgarten zueilten, welcher, mit einem großen Saal vereinigt, ein Lokal für den verschiedenartigsten Zwecken des Vergnügens und der Gesellschaft bot. Heute sollte der

Saal dieses sogenannten Buschgartens, wie schon öfter, dazu dienen, eine politische Versammlung in sich aufzunehmen, denn die neue Gesellschaft Maibowlina hatte die ganze Einwohnerschaft eingeladen, ihrer ersten öffentlichen Sitzung beizuwohnen, um allerseits die Überzeugung festzustellen, daß ihr nicht ein bestimmter Parteizweck, sondern der Wunsch nach einer vergleichmäßigen Vereinigung widerstreitender Ansichten und Interessen zu Grunde liege.

Die Parteispaltung der damaligen Tage war nämlich auch unserer Universitätsstadt nicht fremd geblieben und trat um so mehr zu Tage, als sich die dort widerstreitenden Kräfte ziemlich gewachsen waren. Wenn auch die Volkspartei die größere Masse für sich hatte, und nach wenigem Widerstreben der Konservativen, in der Straßen-, Wirtshaus- und Klubpolemik die Oberhand gewann, so stand doch bei den Letzteren der Vorteil einer größeren Einigkeit unter sich; dazu zählten sie in ihren Reihen die Beamten und die reichen Bürger; sie vermochten im Geldpunkt und durch die, ihnen zu Gebot stehenden Mittel einer organisierten Staatsverwaltung Manches, und im Hintergrund blieb immer noch der zwar wankende, Thron, die kirchliche, politische und militärische Macht und Autorität des einmal existierenden Ganzen. Zur Zeit der Parlamentswahlen war dieser Kampf am heißesten geworden und oft mit persönlicher Erbitterung entbrannt, und der neuliche Sieg der Volkspartei in unserer Universitätsstadt hatte die Konservativen auf's Höchste zu dem Wunsch nach einer glänzenden Revanche gereizt. Ihr Hauptquartier hatten sie zumeist bei der uns schon bekannten, verwitweten Forsträtin, einer Frau von entschiedenem, eigenwilligem Charakter und bedeutendem Vermögen. Ihr großes, geräumiges und im Fall der Not mit

Vorteil und leicht zu verteidigendes Haus bot einen willkommenen Platz für öffentliche wie heimliche Zusammenkünfte, und das Gerücht ging, daß bedeutende Waffenvorräte sich, neben wohlgefüllten Geldkisten, in den Kellern befinden sollten. Warum diese Frau ohne Not eine so ausgesprochene und bedenkliche politische Stellung einnehmen wollte, darnach hatten Wenige die Zeit zu fragen, und ihnen konnte die Antwort genügen, daß im Fall eines Umsturzes die reiche Witwe nicht mit Unrecht für ihr Vermögen bangte.

Auf dieser Seite konnte die neue Gesellschaft bei ihren, zwar gemäßigten aber doch zumeist volkstümlichen Elementen auf keinen Beifall, noch weniger auf Teilnahme hoffen; dagegen dachte man bei der heutigen Versammlung mehr die große, träge und meist teilnahmlose Masse zu gewinnen, welche bei entschiedenen Bewegungen immer in der Mitte zwischen den mehr hervorspringenden Extremen stehen zu bleiben pflegt.

In der Mitte des geräumigen, im Buschgarten befindlichen Saales, hatten sich die Mitglieder der Maibowlina zusammengefunden, und von einem, etwas roh und ohne Zierrate errichteten niederen Gerüste, welches einen Tisch mit zwei Lichtern und mehreren Stühlen trug, präsidierte Großbauer; Friedrich der Rotbart fungierte als Sekretär. Die Eingeladenen hatten sich in großer Anzahl im Hintergrund des nur sehr mangelhaft beleuchteten Saales und auf den Galerien eingefunden, deren Eine zum Teil von Damen besetzt war, wie denn die Teilnahme des schönen Geschlechts bei öffentlichen Verhandlungen über das Heil und Unheil des Vaterlandes damals häufig vorzukommen pflegte. Unter denselben bemerken wir sogar die aristokratische Elise bei ihrer blonden Freundin, der Tochter des Bockmüllers.

Eine schwüle und erwartungsvolle Stille lagerte vor Eröffnung der Verhandlungen auf der Versammlung, denn schon den ganzen Tag hatten Gerüchte, aus unbekannten Quellen entsprungen, die Stadt mit der Nachricht beunruhigt, daß etwas Besonderes für den Abend bevorstehe. Die Kunde von dem Anmarsch der Truppen hatte gleichfalls nur dazu gedient, gefaßte Besorgnisse zu vermehren, und erst nach und nach verlor sich diese ängstliche Stimmung, als die Versammlung eröffnet wurde, und der Vorsitzende Großbauer mit klar durchdringender Stimme und in dem versöhnlichsten Ton den Zweck des neugestifteten Vereins auseinandersetzte; der allgemeine Beifall belohnte den Schluß seiner Rede, der eine nochmalige Ermahnung zur Einigkeit enthielt.

Dicht unter der Tribüne und auf der linken Seite derselben befand sich eine Gruppe von Studenten und jungen Bürgern, unter welchen wir auch Götze und Schwalb bemerken. Mehrere, jedoch nicht lautwerdende Äußerungen des Mißfallens durchliefen diesen Kreis, als Großbauer den gemäßigteren Ansichten das Wort redete; allein Götze, der Entschiedenste unter den Entschiedenen, gehörte diesmal nicht zu den Murrenden sondern bemühte sich sogar, jede Störung des Redners zu verhindern und hatte dabei namentlich mit Schwalb zu thun, welcher sich sehr unruhig und unbefriedigt zeigte.

Mehrere Redner traten, Alle in seinem Sinn sprechend, nach Großbauer auf; es war augenscheinlich, daß die große Masse der versammelten Bürgerschaft zu einer sofortigen Vereinigung mit der neugebildeten Gesellschaft hinneigte, und Alles schien in so guter Ordnung, gegen Erwarten, ablaufen zu wollen, daß Großbauer es sogar wagte, sein Präsidium

auf einige Zeit Friedrich dem Rotbart zu übertragen und sich auf einige Augenblicke aus dem Versammlungssaal zu entfernen.

Man kam zuletzt zu einer förmlichen Verhandlung über die Grundlagen der Vereinigung, welche, wenn sie auch Ersprießliches versprach, doch für die Zuhörer sehr langweilig war. Götze verließ deshalb, kurz nach Großbauer, den Saal, und begab sich auf die Galerie, wo er das Aristokratenmädchen bemerkt hatte. Zu seinem Erstaunen fand er jedoch dieselbe nicht mehr dort, und die blonde Luise sagte ihm, daß sie vor kurzer Zeit weggegangen sei, um nach der Stadt zurückzukehren. Die Tochter des Bockmüllers mußte Gefallen an dem jungen Mann gefunden haben, denn sie zog ihn in eine Unterhaltung, welche ihn jedoch nicht zu fesseln vermochte. Er antwortete kurz und zerstreut und achtete kaum auf die Vorwürfe, welche ihm die schöne Blondine wegen der Heftigkeit seines Benehmens bei dem Auftritt dieses Morgens in der Spelunke, wohl nur zu dem Zweck machte, die desfalsige Entschuldigung anzuhören.

„Man sollte ein solches Pack," rief Götze entrüstet, „gar nicht an öffentlichen Orten dulden, sie sind doch nur da, um Ärger und Verwirrung anzurichten."

„Aber haben Sie denn nicht gehört, daß die Aristokraten auf heute Abend etwas vorhaben?"

„Man sprach davon — es wäre mir gerade recht — es muß zu einer Entscheidung kommen — rechts oder links — ein Drittes, so ein Bund des Teufels mit dem Engel, wie sie ihn eben da drunten zurecht machen, taugt in alle Zeit hinaus nichts."

„Wenn die schöne Elise Sie so sprechen hörte!"

„Sie wird auch noch bekehrt werden. — Doch, leben

Sie wohl, Fräulein Luise — oder vielmehr auf Wiedersehen heute Abend in der Spelunke nach der Versammlung wie gewöhnlich."

„Auf Wiedersehen!"

Götze kehrte nicht in den Saal zurück, sondern ging hinaus ins Freie und unter die Bosquets, welche den ziemlich ausgedehnten Buschgarten nach allen Seiten durchzogen.

Es war schon ganz dunkel geworden, allein von dem klaren Himmel lachte ein so starkes Sternenlicht, daß man die umgebenden Gegenstände, wie in einer halben Dämmerung, den Umrissen nach genau erkennen konnte. Tiefe Stille herrschte in den gewundenen Gängen des Gartens und wurde nur manchmal durch die, aus dem Saal schallenden Beifallsbezeugungen unterbrochen.

Götze ging nachdenklich unter den Bäumen hin und kam an den Rand einer Wiese, welche vor der Langseite des Saals nach der Stadt hin gelegen war. Zu beiden Seiten derselben führten breite Fahrwege hinauf, und neben diesen liefen schattige Pfade.

Ein donnerndes Bravo schallte jetzt aus der Versammlung herüber; der Spaziergänger fuhr, wie unwillig, aus seinen Gedanken auf und that einige rasche Schritte nach dem Gebäude zurück, als er plötzlich stehen blieb und nach dem Pfad neben der Straße hinüberhorchte.

Er hatte eine Stimme vernommen, die er zu gut kannte, um sich zu täuschen, es war Elisens Stimme. Vorsichtig drückte er sich zwischen die Büsche und blickte in den Pfad; es war kein Zweifel, dort ging das Mädchen, an den Arm eines Mannes gelehnt, und in ihm war die kräftige Gestalt und elegante Haltung Großbauer's keinen Augenblick zu verkennen.

Eine Flut von Gedanken schoß dem Lauscher durch den Kopf; also *darum* hatte er seinen Präsidentenstuhl verlassen, der Heuchler, darum war sie von der Freundin weggegangen, *das* war die Quelle, aus welcher der Volksführer seine Nachrichten über die Absichten der Konservativen schöpfte, *dort* lag die Absicht, die er mit seiner Mäßigung, mit seinen Vermittlungsvorschlägen verfolgte!

Und daß ein Liebeshandel dabei im Spiele war, darüber war dem Studenten kein Zweifel schon nach wenigen Worten, die er von den gerade Vorübergehenden hörte.

„Also glauben Sie wirklich, daß der Wille Ihrer Tante zu bezwingen sein wird?"

„Allerdings mit Nachgiebigkeit und Hartnäckigkeit. Beides am rechten Orte, so sind schon die größten Schwierigkeiten überwunden worden," war die Antwort.

Mehr hörte der Student nicht. Mit einem Fluch zwischen den Zähnen sprang er davon und nach dem Gebäude. Was er dort wollte? das wußte er selbst nicht, nur ein dunkler Begriff von der Enthüllung einer Intrigue, von der Entlarvung eines Heuchlers schwebte ihm vor.

So kam er in den Saal. Allein dort hatten sich, statt der gehofften friedlichen Entwickelung und Vereinigung, ganz andere, unerwartete Ereignisse zugetragen. Das letzte Bravo hatte einer der wohlgesetzten, kurzen und mit einem schlagenden Endsatz versehenen Rede des Rotbarts gegolten, allein es war plötzlich durch einen wüsten Lärm, der vom Eingang des Saales kam, von Schreien, Pfeifen und Zischen unterbrochen worden.

Ein ungeordneter Haufe von angetrunkenen Studenten, mit einigen anderen, in gleichem Grade zügellosen Elementen

gemischt, stürmte herein. Die Ankommenden trugen die Spuren sowohl von einem lange dauernden Gelage und dessen Folgen, als auch von anderweitigen aufgestachelten Leidenschaften. Einige waren mit Stöcken und Knitteln, Andere sogar mit den, bei den Waffenübungen und Duellen der Studenten üblichen Hiebern und Schlägern versehen. Ihnen voran stürmte, eine solche Waffe hochschwingend, der Bruder Karl.

„Hinaus mit den Philistern!“ „Nieder mit den Roten!“ „Die studentischen Privilegien hoch, welche uns hier entrissen werden sollen!“ dies waren die Rufe, welche als das Schlachtgeschrei der hereinstürmenden Schaar, aus dem Munde ihrer Führer erschallten.

Eine solche tumultuarische Szene wäre schon an sich überall geeignet gewesen, den ruhigen Bürger, der sich überhaupt einmal zu einer Teilnahme an einer politischen Bewegung herbeiließ, wieder gänzlich davon zurückzuschrecken, allein in unserer Universitätsstadt insbesondere herrschte bei dem „Philister“ eine so abergläubische Scheu vor dem, was der Student, der dort Alles in Allem war, durch Wort oder That verdammte, daß die mit Mühe herbeigebrachten ruhigen Leute in größter Eile zurückwichen, sich entfernten und nun zum Teil mit innerem Grauen überlegten, in welcher Weise sie sich wohl des behaupteten Attentats gegen die studentischen Privilegien, von welchen an dem ganzen Abend mit keiner Silbe die Rede gewesen war, schuldig gemacht haben möchten.

Wäre es nur der Zweck der Eindringlinge oder vielmehr Derer, die sie bewirtet und aufgehetzt hatten, gewesen, eine Propaganda der Maibowlina unter der großen Masse der Bürgerschaft auf lange Zeit unmöglich zu machen, so hätten sie sich nun begnügen können; denn dieser Zweck war durch

die bloße Demonstration des Eindringens schon völlig erreicht. Allein die Führer jener Schaar, welche nach der Zersprengung der Versammlung ruhig zu werden Miene machten, mußten anderweitige, weiter gehende Instruktionen haben, denn sie stürmten nun unter fortgesetztem Geschrei gegen die Tribüne, auf welcher Friedrich Rotbart mit der Ruhe eines römischen Senatoren, die eine Hand an der vergeblich bewegten Präsidentenschelle, sitzen blieb.

Die Mitglieder der Maibowlina ließen Diesen jedoch nicht im Stiche, sondern mit einigen eilig aufgerafften Stühlen und andern improvisierten Waffen des Augenblicks stellten sie sich den Angreifern entgegen und eine hartnäckige und blutige Rauferei begann.

In diesem Augenblick erschien Götze, zu einer Seitenthüre hereinstürmend, auf dem Kampfplatz und stand, von dem unerwarteten Anblick überrascht, starr, die Hände erhoben. Bruder Karl, unter den vordersten Angreifern, die Spuren einer starken Trunkenheit an sich tragend, bemerkte ihn zuerst, und die Beleidigung des Morgens mußte ihm durch den Kopf schießen, denn dieselbe Leidenschaft blitzte ihm in Gesicht und Augen auf, er stürzte auf Jenen zu, schwang die scharfe Waffe hoch auf zum Hieb und, schwer am Kopf getroffen, stürzte Götze mit einer blutenden, klaffenden Kopfwunde rückwärts in den Saal.

Ein Schrei ertönte von der Galerie. Die Verletzung war zu bedeutend, um im Gewühl der Rauferei unbemerkt zu bleiben. Man ließ darin nach, und die Angreifer, welche zum Teil durch den Anblick des reichlich fließenden Blutes wieder zum Bewußtsein gekommen waren, sammelten sich, den Angehörigen der Maibowlina gegenüber, in einem Halbkreis

um den am Boden Liegenden; einige von ihnen hielten den noch immer wütenden Bruder Karl von ferneren Angriffen zurück, und der Streit schien beendet, als Großbauer plötzlich wieder in den Saal trat.

## V.

Wir müssen hier, um die Begegnung desselben mit Elisen zu erklären, einen Rückblick in unserer Geschichte thun.

Wenige Jahre vorher — es war zur Zeit des Freischarenzugs gegen Luzern, welcher dem Sonderbundskrieg im Jahre 1847 vorausging — hatte die Forsträtin mit ihrem damals noch lebenden Gatten und ihrer verwaisten Nichte Elise eine Reise in die Schweiz gemacht. Nachdem sie ohne Gefährde von Basel nach Schaffhausen, dann über Zürich und den Albis an den Zuger See und auf den Rigi gelangt waren, hatte der Forstrat beim Herabsteigen auf der steilsten, den mittleren Teil des Vierwaldstädter Sees überhängenden Seite dieses Berges das Unglück, sich durch einen Fall auf der steilen Alme oberhalb des kalten Bads beträchtlich am Kopf zu verletzen. Mit Mühe wurde er nach Wäggis an das Seeufer gebracht, und dieser beschwerliche Transport sowie die sofortige Uberfahrt auf dem Dampfschiff nach Luzern während eines starken Gewitters verschlimmerten seinen Zustand bedeutend. Als nun die beiden Frauen mit dem Kranken in der ersehnten Stadt ankamen, fanden sie dieselbe durch die drohende Kriegsgefahr voll Verwirrung, von unbändigen Bergbewohnern erfüllt; hilf-, rat- und thatlos vermochten sie kaum den rauhen Dialekt der Urschweizer zu entziffern, während ihre eigene fremdartige Sprachweise sie der auf's Äußerste bedrängten und mißtrauischen Pfaffenregierung verdächtig machte. In dieser schlimmen Lage führte ihnen ein Zufall den, aus der Heimat bekannten Namen

Großbauers in den Weg. Mit geringer Mühe wurde er, der sich gerade in Luzern befand, aufgefunden, und nun hatten die Verlassenen den eifrigsten, sorgsamsten Beschützer. Die Verletzung des Forstrates besserte sich unter der Pflege eines erfahrenen Arztes, die drohende Kriegsgefahr zog schnell vorüber, und die beiden, der Erholung so bedürftigen Damen ließen es sich gern gefallen, daß der ortskundige Landsmann sie mit den reizenden Umgebungen der Stadt bekannt machte, ihnen die hohle Gasse bei Küßnacht und den berühmten steinernen Löwen zeigte und sie an den schönen Sommerabenden im Nachen zwischen den steilen Wänden der rings aufsteigenden Berge über die durchsichtigen grünen Wellen des Luzerner See's ruderte.

Endlich war der Forstrat soweit hergestellt, daß die Rückreise unternommen werden konnte, und nicht nur mit leeren Danksagungen, sondern auch mit dem Ausdruck wirklichen Bedauerns schieden die beiden Frauen von dem Mann, welcher ihnen im Augenblick der Not so hilfreichen und zugleich so angenehmen Beistand geleistet hatte.

Nach der Rückkehr in die Heimat verging nur kurze Zeit, und der Forstrat starb in Folge des Unwohlseins, welches die Reise bei ihm zurückgelassen. Bald darauf kam Großbauer, welchem die wachsende Aufregung und die politische Verwirrung, die mit dem Sonderbundskrieg die Schweiz betraf, wenig zusagte, in seine Vaterstadt zurück, und der Empfang, mit welchem die reiche Witwe dem einfachen Bürger alsbald entgegenkam, sowie ihr ferneres Verhalten gegen ihn, ließen ihm bald keinen Zweifel mehr über ihre Absichten. Allein Großbauer war ein viel zu unabhängiger Charakter, um nur einem äußeren Vorteil zu lieb etwas zu thun, und

wenn er eine Neigung empfand, so war es eine solche für die Nichte statt für die Tante. Doch hatte er, der glänzenden Weltstellung des Mädchens gegenüber, auch nie nur an die Möglichkeit einer Verwirklichung seines geheimsten Wunsches gedacht.

Bei dem immer offenkundigeren Auftreten der Forsträtin mußte es endlich zu einer Entscheidung kommen. Sie erfolgte zu Beginn des Jahres 1848, und von dieser Zeit an bewies sich die Forsträtin als Großbauers erbittertste Feindin, ohne daß jemals einer seiner Freunde von ihm etwas über den wahren Sachverhalt vernommen hätte. Nur sein Freund Friedrich Rotbart, welcher zugleich mit ihm in der Schweiz gelebt hatte und die der Forsträtin in Luzern von Großbauer geleisteten Dienste kannte, hatte eine Ahnung von dem Zusammenhang. Er war es deshalb, welchen die stolze Frau, nächst Jenem, mit ihrem stärksten Hasse verfolgte.

Die Ereignisse in und nach dem Monat März schienen ihr bald die ersehnte Gelegenheit zum Verderben der beiden Freunde geben zu wollen, denn kaum hatten sie sich an der Spitze der gemäßigten Volkspartei gezeigt, als ihre Gegnerin die Seele aller konservativen und reaktionären Anstrengungen wurde. Großbauer wußte jedoch den vielen Schlingen, welche ihm gelegt wurden, durch Mäßigung und Umsicht stets zu entgehen, und die Hoffnung der Forsträtin, daß er sich durch zu weit gehende Äußerungen oder Handlungen zum Gegenstand eines politischen Kriminalprozesses machen werde, blieben immerfort unerfüllt.

Allein nicht nur seiner Klugheit dankte er seine Sicherheit, sondern auch einem unbekannten Warner. So oft nämlich in dem konservativen Hauptquartier eine Intrigue gegen ihn

gesponnen wurde, unterrichtete ihn ein von zierlicher Damenhand geschriebenes Billet, welches ihm auf die verschiedenste Weise zukam, von dem Bevorstehenden; so erfuhr er die verräterische Doppelrolle Schwalbs, so auch die Absicht der Konservativen, einen Tumult anzustiften. Der Plan jedoch, dies an dem Abend der Volksversammlung auszuführen, war Elisen so spät bekannt geworden, daß sie keine Gelegenheit mehr fand, Großbauer von der ihm diesmal drohenden Schlinge zu benachrichtigen. Als sie jedoch während der Versammlung den Vorsitzenden den Saal verlassen sah, eilte sie, die Schicklichkeitsrücksichten der Gefahr des Verzugs gegenüber vergessend, hinaus in den Garten, wo sie den Freund sogleich antraf. Wenige Worte genügten, um Großbauer das ganze seitherige Geheimnis zu enthüllen, und ebenso, um Beiden fühlbar zu machen, welches ihre Beziehung zu einander war. Einige der hierher gehörigen Worte hatte der lauschende Student vernommen, und Großbauer, so schnell er sich auch von dem Mädchen losriß, hatte doch bei ihr zuviel Zeit verloren, um die durch sie erhaltene Nachricht noch rechtzeitig benützen zu können.

Sein Anblick erweckte die Wut der Angreifer auf's Neue, und mit Geschrei stürmten sie von verschiedenen Seiten auf ihn ein. Allein die Gesellschaftsglieder hatten mittlerweile Zeit gefunden, sich von der Überraschung zu erholen, sich ihrerseits besser zu bewaffnen und zu ordnen, und drängten nun, den zum Teil trunkenen Gegnern an Zahl und Besonnenheit überlegen, Jene an den Eingang des Saals zurück.

Großbauer hatte indeß mit wenigen Worten den stattgehabten Vorfall erfahren und forderte sofort die Seinigen zur Verhaftung der Eindringlinge, namentlich der mit scharfen

Waffen Versehenen, auf. In wenigen Augenblicken war dies geschehen; die Andern zerstreuten sich, und man erwartete jeden Augenblick die Ankunft eines Detachements von der Bürgerwache, welche von dem Tumult in Kenntnis gesetzt worden war.

Ein anwesender Arzt beschäftigte sich mit dem noch immer bewußtlos hingestreckten Verwundeten und erklärte nach der Untersuchung die Wunde für sehr gefährlich, da nicht allein die Kopfhaut, sondern auch die Hirnschale selbst verletzt sei. Diese Mitteilung erregte neue Wut, und nur mit Mühe konnte Großbauer, mit Hülfe der endlich herbeigekommenen Bürgerpatrouille, die Gefangenen vor Thätlichkeiten seitens der Versammelten schützen, unter welchen sich namentlich der einige Zeit lang abwesende und dann plötzlich wieder herbeigekommene Schwalb durch seine wütende Entrüstung auszeichnete.

Endlich war man im stande, die Verhafteten nach der Stadt zu bringen, der Saal leerte, die Versammelten zerstreuten sich, und für den Rest der Nacht schien Ruhe in die Universitätsstadt eingekehrt.

## VI.

Es war schon gegen Morgen, als ein sonderbarer Lärm hie und da die Schläfer weckte.

In einem oberen Zimmer des „blauen Bocks" hatte die ganze Nacht Licht gebrannt. Auf einem Bett lag, halb entkleidet, in unruhigem Fiebertraume, der Student Götze; bei ihm wachte der Arzt und Einer seiner Freunde, ab und zu ging die blonde Luise, Hilfe leistend, wenn ein kühlender Trank oder ein nasser Aufschlag für den Verwundeten zu besorgen war, welchen man zu besserer Pflege, statt in seine eigene Wohnung, in die Restauration gebracht hatte.

Jetzt war eine Pause eingetreten; das Wundfieber schien nachzulassen, der Kranke atmete langsamer und regelmäßiger, und seine beiden Wärter sanken ermüdet in ihre Stühle. Nur das Mädchen stand, unruhig umherblickend, am Fenster, durch welches die ersten Spuren des aufgrauenden Tages sichtbar wurden, und lauschte auf ein fernes Geräusch. Bald schallte es in der Entfernung, wie wenn große, schwerbeladene Wagen über Brücken rollen, bald stampfte und klapperte es, dann tönten wieder verworrene Stimmen und dann die Laute wie von gehämmertem Metall dazwischen; endlich vernahm sie näher und näher den Ton, den eine große, in Ordnung dahinschreitende Menschenmasse verursacht.

Als sie jetzt auf den Platz hinunterblickte, sah sie zwei dunkle Gestalten eilig über denselben weggleiten. Vor dem Rathaus standen sie still; der Eine stieg auf einer mitgebrachten kurzen Leiter an den mittleren Pfeilern der Vorhalle in die Höhe und befestigte an jedem etwas Weißes, welches ihm der Andere hinaufreichte. Da stöhnte der Kranke, sich auf dem Lager herumwerfend, und das Mädchen eilte vom Fenster weg.

Es wurde nach und nach hell, und plötzlich durchschallte die Straßen der Universitätsstadt ein bis vor kurzer Zeit dort sehr fremdartiger Ton, der des Kalbfells. Was war das? Schlug die Bürgerwehr Alarm? War irgendwo Feuer ausgebrochen?

Fenster wurden aufgerissen, hie und da eilten Leute aus den Häusern auf die Straße. Da zog von der Rattenburg her, mit einem wirbelnden Tambour an der Spitze, ein starkes Piquet Soldaten auf den Marktplatz. Einige Gruppen Neugieriger hatten sich schnell dort gebildet; die Bürgerwehr-

männer eilten aus dem Rathaus auf den Markt und erhielten von dem Offizier der Truppe die Aufforderung, ihren Posten sofort zu räumen, unter Androhung von Gewalt. Sie gingen, bald einzeln, bald truppweise; die Flinten mit den Steinschlössern blieben samt den Bajonnetten auf dem Rathause zurück.

Ein kurzer Trommelschlag schallte nun über den Markt. Als er aufhörte, trat ein Offizier vor und verlas mit lauter Stimme eine Proklamation, wonach der Kommandant eines gerade in der Nähe der Universitätsstadt befindlichen Truppenkorps im Laufe der Nacht von den Verwaltungsbehörden die Nachricht von einem dort ausgebrochenen, gefährlichen bewaffneten Aufruhr und die Aufforderung zum Einschreiten erhalten hatte. Stadt und Umgegend waren hiernach in Belagerungszustand erklärt, dem ruhigen Bürger Schutz der Person und des Eigentums, den Rädelsführern und Unruhstiftern sofortige Verhaftnahme und Bestrafung durch ein Kriegsgericht zugesagt. Gleiches besagte eine, im Laufe der Nacht an den Straßenecken und dem Rathaus angeschlagene, gedruckte Proklamation.

Zur Verhaftung der Rädelsführer war auch bereits geschritten worden; schon vor Tagesanbruch hatten sich starke Patrouillen unter ortskundiger Leitung vor den Wohnungen derselben eingefunden und waren mit Güte oder Gewalt in dieselben eingedrungen. Auf dem Rathaus wartete der, indeß dort eingetroffene und von den devoten Zivilbehörden der Stadt umgebene Kommandant ungeduldig auf die Vorführung der Verhafteten. Allein die dort versammelten Gesichter wurden immer länger und länger, als eine Patrouille nach der anderen mit leeren Händen zurückkehrte; endlich kam auch

die letzte, welche den am entferntesten wohnenden Hauptverräter, den Waffenschmied Großbauer, hatte mitbringen sollen — allein auch er war nicht zu finden gewesen, und es wurde nun zur Gewißheit, daß die zu fangenden Vögel bei guter Zeit Wind von der bevorstehenden Maßregelung bekommen und ihre Nester wohlweislich geräumt hatten.

Die Kunde hievon verbreitete sich nur langsam in der Stadt und war noch nicht bis zur Forsträtin gedrungen, als diese mit vorrückendem Morgen in das Zimmer ihrer Nichte trat.

„Wo bleibst Du denn, liebes Kind? Muß ich Dich zur heutigen Feier Deines einundzwanzigjährigen Geburtstags selbst aus den Federn holen? Und doch habe ich für Dich ein ganz besonderes Gratulationsgeschenk, das uns erst im Laufe dieser Nacht geworden ist. Unsere Feinde sind diesmal endlich in eine Schlinge gegangen, aus welcher sie schwerlich entwischen werden. Belagerungszustand und Kriegsgerichte sind eine sehre schöne Erfindung."

Das Mädchen sah bleich und überwacht aus. Sie hatte in der Stille der Nacht die wohl vernehmbaren Anzeichen des herankommenden Sturmes gehört und gesorgt, die Freunde möchten der gegebenen Warnung nicht rechtzeitig gefolgt sein. Jetzt fuhr sie erschreckt auf.

„Ja," fuhr die Forsträtin triumphierend fort, „die Herren Großbauer, Rotbart und wie sie alle heißen, stehen jetzt schon vor den Schranken eines strengen und unerbittlichen Gerichts."

Das Mädchen wurde blaß.

„Sind sie verhaftet?"

„Und vor ein Kriegsgericht gestellt!"

Eine kurze Pause erfolgte. Dann erhob sich Elise mit ruhiger Entschiedenheit und sagte:

„Wollen Sie mich vor diesem Gericht als Zeugin auftreten sehen?“

„Wo denkst Du hin, Kind! Dein Eifer für die gute Sache geht zu weit. Das ist gar nicht nötig.“

„Sie mißverstehen mich! Wenn ich es thue, so geschieht es, um die Bedrängten zu retten und die Anschläge zu deren Vernichtung, deren Zeugin ich gewesen bin, zu enthüllen. Ich denke, ich werde vor Männern stehen, denen die Wahrheit, auch die unerwünschte, das höchste Gesetz sein wird?“

Die Forsträtin stand einen Augenblick starr.

„Thörichtes Kind!“ rief sie dann, in Wut ausbrechend, „ich werde Deinen Vormund rufen lassen, wir wollen zusammen Deinen verwirrten Kopf zurechtsetzen.“

„Ich bin heute volljährig,“ versetzte Elise kaltblütig, „und mein Vormund hat mit mir nichts mehr zu thun, als eine Rechnung über die Verwaltung meines Vermögens zu stellen. Ebenso werden Sie, liebe Tante, von heute an der Vorsorge für mich, für deren seitherige Führung ich Ihnen danke, enthoben sein. Für jetzt bitte ich nur um eine Antwort auf meine vorherige Bitte.

„Geh hin, närrisches Ding!“ lachte nun die Forsträtin auf; „geh hin und laß Dich von den Richtern mit den Epauletten als eine demokratische Närrin verlachen. Die Hochverräter und Aufrührer werden ihrer Strafe doch nicht entgehen.“

„Und dem Publikum,“ rief das Mädchen, „wird die pikante Neuigkeit nicht entgehen, daß der Bürger und Waffenschmied Großbauer vor drei Monaten die ihm angebotene Hand meiner Tante — zurückgewiesen hat.“

Elise hatte bei den letzten Worten einen Hut aufgesetzt, den Shawl umgenommen und schritt aus der Thüre. Die

Forsträtin eilte ihr auf den Hausgang nach, um sie zurückzuhalten, als plötzlich Schwalb vor ihr erschien.

„Wissen Sie schon," rief er, „daß es wieder nichts ist? Sie sind fort, Alle fort, Gott weiß wohin?"

„Kann man sie nicht einholen?"

„Schwerlich. Übrigens würde es Nichts helfen, denn der verdammte Säufer, der gestern die Bande anführte, hat Abends in der Trunkenheit und heute Morgen im Katzenjammer vor Zeugen aus der Schule geschwatzt, und so wäre es besser, wenn die ganze Sache noch bei Zeiten vertuscht würde, da doch nichts Rechtes dabei herauskommen kann."

Elise war während dieser Worte stehen geblieben und wandte sich jetzt mit einem fragenden Blick nach ihrer Tante um.

„Ich werde allen meinen Einfluß aufbieten" sagte diese zu Schwalb, „um die betrübten Mißverständnisse, welche stattgefunden haben, aufzuklären. Aufgeschoben ist nicht aufgehoben."

So geschah es. Nachdem der Kriegszustand einige Tage gewährt hatte, zogen die Truppen wieder ab, die Flüchtigen kehrten zurück, und das Gemüt des Universitätsbürgers beruhigte sich auf einige Zeit. Die Gesellschaft Maibowlina wollte dagegen nicht mehr recht gedeihen und löste sich in aller Stille auf; desto besser gerieten dagegen zwei andere Vereinigungen, die des Waffenschmieds Großbauer mit der Nichte der Forsträtin, und der Brautstand des, durch seinen Blutverlust etwas abgekühlten Studenten Götze mit seiner schönen Pflegerin, der blonden Luise aus dem blauen Bock.

VI.

# Das „tolle Jahr.“

„Fordere niemand mein Schicksal zu hören,
„Dem das Leben noch wonnevoll winkt.
„Ach ich könnte Geister beschwören,
„Die der Acheron besser verschlingt.“

Diese Verse des schwermütigen Polenliedes fielen mir ein, als ich kürzlich in alten Zeitungen aus dem sogenannten tollen Jahre kramte. Was ich damals als zwanzigjähriger stud. jur. sah, hörte, sprach und schrieb, steht mir heute, mit 72 Jahren, noch so lebhaft vor Augen, als sei es gestern passiert. Somit will ich die damaligen Vorgänge in einer ganz persönlichen subjektiven Weise berichten ohne jeglichen üblen Beigeschmack irgend welcher Parteiansichten. Zwei Erzählungen habe ich bereits, zum Zweck der allgemeinen Beleuchtung der Zustände, unter welchen ich damals lebte, vorausgeschickt.

In den ersten Monaten jenes Jahres lag eine dumpfe Schwüle über den Gegenden zwischen Donau und Rhein, Seine und Garonne. Mit wenigen Ausnahmen war alle Welt einem hellen optimistischen Liberalismus ergeben. Im Osten tronte zwar noch der große Nikolas, immer bereit die Übelwollenden in sein großes Tintenfaß zu stecken. In der Mitte hielt der geschmeidige Metternich seine Völker auf dem Wege der kleinen Mittel im Zaume. Aber im Westen hatte man ja den

klugen Bürgerkönig Louis Philipp, „die beste der Republiken", wie Lafayette im Jahre 1830 gesagt haben soll. Einestags aber vernahm man aus Paris die unheilvolle Nachricht, der Mann sei weggejagt und durch eine neue Republik ersetzt. Mit einem Zauberschlag wurden alle Geister in Wien und Berlin, an der Elbe und am Rhein lebendig und verlangten nationale und liberale Reformen. Wie diese gewaltige Bewegung erst durch Konzessionen der Fürsten eingedämmt, dann in den seichten Kanal des Frankfurter Parlamentes geleitet und endlich durch die Gegenrevolutionen in den Hauptstädten zum Stillstand gebracht wurde, das hat man seither oft genug, mit mehr oder weniger Geschichtsfälschung, erzählt und ich will nur dasjenige herausheben, was mir damals in dem engen Kreise der kleinen hessischen Universitätsstadt Gießen vorkam. Es war nur ein „Sturm in einem Glase Wasser," aber es war doch ein Sturm und mag deshalb hier beschrieben werden.

Bei der Jugend jener Hochschule lebte noch die Erinnerung an den, zwei Jahre vorher stattgehabten Stauffenberger Auszug, in welchem wir akademische Bürger, gegenüber der Polizeigewalt, unsere vermeintlichen Vorrechte glänzend gewahrt hatten. Einer der Haupthähne jener Krawalle war der Studiosus der Theologie und später der Jurisprudenz, Rudolf Fendt, ein kleines, sehr bewegliches Kerlchen von der ungewöhnlichsten Redefertigkeit und einer trompetenartig durchdringenden Stimme. Unsere regelmäßige Verbindung mit der Außenwelt vermittelte sich durch die Post von Frankfurt nach Kassel und das Frankfurter Journal, welches in Gießen Nachmittags um fünf anzukommen pflegte. Um diese Stunde harrte eine vielköpfige Menge an der Haltestelle der Fahrpost auf die Nachrichten aus Paris, und durch eine still-

schweigende Übereinkunft wurde das Blatt sogleich in die Hände Rudolf Fendt's geliefert, welcher die betreffenden Depeschen mit seiner dröhnenden Stimme verlas. Von allen Seiten ertönten dann die Rufe: „Es lebe die pariser Bluse, wir wollen Redefreiheit, Vereinsrecht, Volksvertretung beim Bundestag, nieder mit Metternich, Krieg mit Rußland, Volksbewaffnung!“ Daraufhin trennte man sich und suchte nach Waffen für die neu zu errichtende Bürgerwehr, nach dreifarbigen Schärpen und Kokarden und anderem Humbug.

Das war jedoch leichter gesagt als gethan, denn außer einigen verrosteten Kommißgewehren und den Jagdflinten etwaiger Liebhaber war an Schießzeug nicht das Mindeste vorhanden. „Die Pariser haben ja auch nur Piken,“ hieß es, „Piken müssen in Masse verfertigt werden.“ Da war nun ein alter, erfahrener und sehr kluger Waffenschmied namens Großmann, welcher lange in der Schweiz gelebt hatte und für äußerst liberal galt. Zu diesem strömte die waffendurstige Menge mit Stöcken und Stangen aller Art, damit er eiserne Spitzen daran befestige. Außerdem kaufte man bei den jüdischen Trödlern blauleinene Kittel, in welche wir mit Wonne hineinschlüpften, indem wir dieselben als „Blusen“ bezeichneten. Auch wurden alle Posamentiere in Thätigkeit gesetzt, um schwarz-rot-goldene, seither verbotene Kokarden für Mützen und Hüte nebst dito Schleifen anzufertigen. Ich wußte mir bei einem „eisernen Warenhändler“ eine spitzige Degenklinge zu verschaffen, zu welcher mir „Großmann“ einen notdürftigen Griff nebst Scheide und Gürtel lieferte. Nun hieß es, „Volksversammlung!“ Aber das Ding mußte doch eine Spitze haben, und als Präsidenten wagten wir nicht einen von uns simplen Studenten aufzuwerfen. Wir dachten sofort

an Karl Vogt, den nachmaligen Reichsregenten, welcher als außerordentlicher Professor vor kurzem aus der Schweiz bei uns angelangt war. Ich begab mich mit meinem Busenfreund Rudolf Fendt zu Vogt mit dem Antrag, eine Volksversammlung einzuberufen und ihr zu präsidieren. Wir fanden aber einen etwas kühlen Empfang. „Ihr jungen Leute," sagte der Professor, „macht Euch keinen Begriff, was es für einen Beamten heißt, sich an die Spitze einer solchen Bewegung zu stellen. Ich will gern in Eurer Versammlung erscheinen und in Eurem Sinne sprechen, mehr aber kann ich nicht thun."

Sehr enttäuscht begaben wir uns zu dem als Wartburgdemokraten seiner Zeit verfolgten Rechtskonsulenten B. Derselbe war aber mit der Zeit alt und mürbe geworden und verabfolgte uns eine gleiche Antwort, was ihn jedoch nicht verhinderte, bald hernach liberaler Rettungsminister des Landgrafen von Hessen-Homburg zu werden. In dieser Verlegenheit fiel uns ein wackerer Gießener Bürger ein, der gleichfalls in Untersuchung wegen demagogischer Umtriebe verwickelt gewesen war. In diesem, von der bekannten hessischen „blinden" Tapferkeit beseelten Bürger, hatten wir unseren Mann gefunden. Die Versammlung, und nach ihr viele andere, fand in dem großen Saale des vor der Stadt gelegenen sogenannten Busch'schen Gartens statt und in demselben wurden alle möglichen Dinge mehr beschlossen als ausgeführt. Die Seele des ganzen war natürlich der redegewandte Rudolf Fendt. Derselbe hatte schon an dem vormärzlichen, von Struve in Mannheim herausgegebenen „Zuschauer" mitgearbeitet und eine „Wühlreise" an den Rhein gemacht, wo er mit großen Ehren empfangen wurde. „Einestags," erzählte mir derselbe später, „war ich zu Struve zum Mittagessen eingeladen; da ich aber

wußte, daß derselbe Vegetarianer war, so stärkte ich mich vorher im Pfälzer Hof durch ein solides Beefsteak, was ich dem Gastgeber auch offen gestand." „Mögen sich so auch die politischen Gegensätze versöhnen," entgegnete jener Biedermann in seiner sententiösen Weise.

Fendt wurde später wegen Majestätsbeleidigung und wegen „Vorbereitungen zum Versuch des Hochverrats" von dem Darmstädter Schwurgericht zu einem halben Jahr Korrektionshaus verurteilt, welche Haft er in der humorvollsten Weise in seinen „Erinnerungen" beschrieben hat. Losgelassen, wurde er von einem jener wackeren Bürger, welche zwar nicht ihr Blut, sondern ihr Gut für uns junge Demokraten in die Schanze schlugen, in sein Geschäft aufgenommen. Als Journalist war er auch fortwährend thätig, starb aber noch jung infolge Überanstrengung.

Unsere erste Sorge war damals die Volksbewaffnung, ohne daß wir ahnten, daß bald vom Wort zur That übergegangen werden müsse. In dem benachbarten stammverwandten Kurhessen regierte nämlich seit kurzem irgend ein Friedrich Wilhelm als ein absoluter Herrscher, dem die Volksbewegung keineswegs bange machte. Ungleich den übrigen kleinen Potentaten, welche sich, angesichts der Gefahr, kopfüber in die verwegensten Konzessionen stürzten, beharrte er bei seinem reaktionären System. Nun war aber Hanau, die zweite Stadt seines Ländchens, als Zufluchtsstätte vieler reformierten Franzosen aus der Zeit Ludwigs des Vierzehnten, von jeher entschieden liberal. Bald stand dort alles in Feuer und Flammen. Man redete von Abdankung und Abfall und ließ sogar Zettel drucken, auf welchen der liberale Darmstädter Großherzog Ludwig der Dritte als König beider

Hessen proklamiert wurde. Der Kurfürst Friedrich Wilhelm ließ sich jedoch nicht irre machen, sondern schickte seine gerade bereitstehenden Truppen gegen die rebellische Stadt ab. Man konnte da nicht unthätig bleiben, sondern versprach den Hanauern bewaffneten Zuzug seitens unserer Studentenschaft. Ich wollte davon nicht zurückbleiben, denn ich hatte mit jenem Kurfürsten ein ganz persönliches Hühnchen zu pflücken. In einer Nacht des letztvergangenen Januars war nämlich im Rappen, einem der Fahrpost gegenüberliegenden Gasthof, stark in Champagner gekneipt worden. Gegen ein Uhr trat ich mit dem Studiosus med. L., dem Sohn des damaligen Universitätskanzlers, unter den Thorweg, um friedlich nach Hause zu gehen, als gegenüber eine Extrapostchaise anhielt, um umzuspannen. Einer der Bediensteten raunte uns zu: „das ist der neue Kurfürst von Hessen, der mit der Erbschaft seines verstorbenen Vaters aus dem Grünen Hause in Frankfurt nach Kassel zurückfährt. „So so," sagten wir, „da müssen wir doch akademische Gastfreundschaft üben und dem Herrn für die Dauer seines kurzen Aufenthalts die Zeit zu vertreiben suchen." Wir öffneten den Wagenschlag und gewahrten zwei Herren, welche im Fond des Wagens saßen. „Königliche Hoheit," begann L., „Sie stehen im Begriff ein deutsches Land zu regieren; wollen Sie uns daher erlauben, Ihnen einige Examenfragen zu stellen, deren Beantwortung uns beweisen würde, daß Sie jener Aufgabe gewachsen sind?" Keine Antwort. „Erste Frage," begann ich, „Wer lacht über Griechenland?" Keine Antwort. „Da Sie das nicht zu wissen scheinen, so muß ich es Ihnen sagen: „Ein ewig heiterer Himmel!" „Zweite Frage," fiel L. ein, „von was sind die Sterne nicht?" Keine Antwort. „Ei, ei," rief L.,

„Sie bestehen schlecht, Herr Kandidat, Sterne sind — nicht von Goldpapier.“ „Dritte Frage,“ fuhr ich fort, „warum sollte das Meer nicht salzig sein?“ Keine Antwort. „Es schwimmen ja so viele Heringe drein,“ donnerte ich in den Wagen. Mittlerweile hatte sich der Begleiter des Kurfürsten auf der anderen Seite aus dem Wagen begeben; es war dies, wie ich später hörte, der Generalmajor von Helmschwerdt. Derselbe kam zu uns heran und machte Miene den Degen zu ziehen. Da klopfte ihm einer der Postillons auf die Schulter und sagte: „Herr Offizier, wenn Sie den Herrchen da etwas thun, so schreien sie gleich „Bursch heraus!“ und eh wir's uns versehen, haben wir einige hundert solcher Bengel auf dem Halse, die uns das Fell nach allen Noten gerben.“ Herr von Helmschwerdt steckte den Degen wieder ein, aber im selben Moment erschienen zwei Blauröcke mit silbernen Knöpfen und Borten. Es waren Pedelle, welche als solche Gewalt über uns hatten und auf den entstandenen Lärm von dem benachbarten „Diszipel“ im Sturmschritt anlangten. „Meine Herren,“ redeten uns dieselben höflich aber bestimmt an, „es ist ein Uhr vorbei, gehen Sie nach Hause!“

Wir zogen ab, und der Kurfürst fuhr mit seiner Erbschaft weiter. Aber dieser an sich unbedeutende und unschuldige Vorgang machte am nächsten Morgen in der Stadt und in den Zeitungen ein unerhörtes Aufsehen und wurde unter allen möglichen Zuthaten und Übertreibungen ins Ungeheure aufgebauscht. B. und ich waren die Helden des Tags und wurden, wohin wir kamen, von den Philistern aufs glänzendste traktiert. Der Kurfürst aber stellte beim Bundestage und bei unserer engeren Regierung Klage an, wegen Beleidigung eines benachbarten Fürsten, und die Sache

wäre uns wahrscheinlich sehr übel bekommen, wenn nicht in Folge des Wetterschlags der Februarrevolution eine allgemeine Amnestie für politische Vergehen erlassen worden wäre.

Doch um auf den geplanten Hanauer Freischarenzug zurückzukommen, so hatten wir ein nicht unansehnliches aber schlechtbewaffnetes Korps gebildet, welches am nächsten Morgen, prima luce, wie Cäsar sagt, abgehen sollte. Da trat ein Darmstädter „Fuchs," klein und schmächtig, bei mir ein und verlangte mitgenommen zu werden. Wir nannten ihn nur das Bernardchen, nach Bernardon, einer der Charaktermasken der alten italienischen Commedia dell'arte. Es war ein unbedeutend scheinendes Bürschchen, aber sehr gescheidt, aus guter Familie, jedoch zu Hause in einer schiefen Stellung. Der Vater, ein rechtlicher Mann, voll von derbem Darmstädter Witz, hatte früh seine erste Frau, die Mutter meines Freundes, verloren und bald darauf eine zimperliche Schönheit geheiratet, mit welcher sich der Junge natürlich schlecht vertrug. Deswegen hatte er sich entschlossen „fürs Vaterland in Kampf und Tod zu gehen." Auf eine abwehrende Bewegung meinerseits entgegnete er keck: „Du gehst ja auch mit!" Ich: „Ich bin auch ein großer gut gewachsener Mensch und habe meine Muskete und meinen Degen, mit denen ich mich gegen die Kurhessischen Blauen Dragoner zu verteidigen wissen werde. Außerdem ist da mein sprichwörtliches „Schwein," welches mir schon in tausend Fährlichkeiten geholfen hat. Aber Du Knirps hast zu kurze Beine, um mit Erfolg davonzulaufen." „Ich habe," sagte er, „von meinem Großvater einen Stockdegen geerbt, mit welchem ich mich bis auf den Tod verteidigen werde," und damit zeigte er auf ein kurzes spanisches Röhrchen, aus welchem er nicht ohne Mühe ein kleines dolchartiges Messer hervor-

zog. „Auch kann ich mir Geld verschaffen, denn in meines Vaters Sekretär liegen ein Dutzend silberne Löffel, welche von meiner Mutter stammen. Diese wird meine Schwester entwenden, zur „Tante“ tragen und mir den Erlös poste restante nach Hanau schicken.“ „Wenn wir bis nach Hanau kommen,“ sagte ich im Gedanken an die Blauen Dragoner, „darum kann ich doch Dein Mitgehen nicht verantworten.“ „So nehmt mich wenigstens als Hundejungen mit!“ rief der Kleine verzweiflungsvoll. Von diesem Argument gerührt, gab ich ihm rendez-vous für den nächsten Morgen. Als jedoch das Morgenrot kam, traf zugleich die Nachricht ein, der Kurfürst habe nachgegeben, seine Blauen Dragoner in die Kaserne geschickt, und Hanau sei beruhigt. Der brave Junge mit dem Stockdegen ging später nach Amerika und wurde, sprachfähig und kenntnisreich wie er war, Kassierer in einem der vielstöckigen Hotels in New-York. In demselben brach einmal, während der Nacht, Feuer aus. Mein Freund, der in dem fünften Stock wohnte, sprang auf den ersten Lärm hin aus dem Bett und eilte die zahlreichen Stufen hinunter. Unten angelangt fiel ihm ein, daß er seine Kasse, welche er abends mit auf sein Zimmer zu nehmen pflegte, daselbst vergessen hatte. Das Treppenhaus war mittlerweile von den Flammen ergriffen worden. Trotz aller Abmahnungen eilte er dasselbe hinauf, ergriff seine Kasse und da ihm der Rückzug durch die Flammen abgeschnitten war, sprang er mit derselben unter dem Arm durch das Fenster auf die Straße. Daß er sich auf der Stelle tot fiel, die Kasse jedoch unbeschädigt blieb, versteht sich von selbst. Friede seiner ehrlichen Asche! Welch Glück für die Kurhessischen Blauen Dragoner, daß sie ihre Latten nicht mit den Inhalt des Stockdegens zu kreuzen brauchten!

Man begreift leicht, daß wir jungen Leute in jener aufgeregten Zeit ein Organ der Presse schaffen wollten, und dafür hatten wir den rechten Mann gleich zur Hand. Es war dies ein Exdemagoge aus den dreißiger Jahren, ehemaliger Theologe und Verschwörer, Freund und Anbeter meines verstorbenen Bruders Georg, August Becker, welcher damals gefänglich eingezogen und vier Jahre lang in strenger Einzelschaft gehalten worden war. Bei der Amnestie im Jahre 1840 wurde er freigelassen, aber nun hieß es wie bei Fritz Reuter: „wohin?" Dieser Mann war guter Leute Kind, aus Ober-Hessen, und besaß viele nützliche Kenntnisse. Aber die grausame Kerkerhaft hatte eine der Springfedern seines Geistes gebrochen und ihn zu jeder anhaltenden Thätigkeit im bürgerlichen Leben untauglich gemacht. Er verzog sich somit in das allgemeine damalige Asyl, die Schweiz, wo er als vagierender Literat und Korrektor in den Buchdruckereien kümmerlich lebte, bis die Februarrevolution ausbrach. Da kehrte er denn nach Gießen zurück und wurde als Märtyrer allgemein bewundert. Er hatte einen großen, stachligen, fuchsroten Bart, war in seinem Äußeren vernachlässigt wie Diogenes, bot also den wahren Typus des Demagogen dar. Er schloß sich sogleich an Louis und mich als Brüder seines unvergeßlichen Freundes Georg an und eröffnete uns den Plan, eine Parteizeitung herauszugeben. Ein Verleger fand sich sogleich in der Person des Buchdruckers Schild. Dies war ein großer magerer Mann mit schwarzen Augen und dito Bart, der in der blauroten Uniform als Offizier der berittenen Bürgerwehr, sogleich den Fra Diavolo hätte spielen können. Das Blatt erhielt den glücklich gewählten Namen „Der jüngste Tag," welchen das gute Publikum irrigerweise dahin verstand, es sei mit ihm der jüngste

aller Tage angebrochen. Wir hatten damit einen ungeheuren Erfolg, namentlich im Detailverkauf, indem die Bauern aus der Umgegend haufenweise herbeiſtrömten, um die neueſten Nummern zu kaufen. Ein ſchönes Redaktionszimmer wurde eingerichtet mit einem ungeheuren Pfeifenſtänder und Flaſchen jeden Kalibers und Inhalts. Die Zahl der unberufenen Mitarbeiter wurde ſomit enorm; nur nahm jeder derſelben eine der Pfeifen ſowie tiefe Züge aus den Flaſchen mit, ſodaß dieſe Vorräte ſchnell alle wurden und der Ergänzung bedurften. Damit und durch die Befriedigung unſerer ſonſtigen kleineren oder größeren Bedürfniſſe ging der ganze Profit ſchnell zum Teufel, aber wir hatten immerhin ein ſehr wirkſames Parteiorgan, in welchem Fendt, Louis und ich, der liebenswürdige „Hannes“ Böhm aus Offenbach und andere ihre erſten litterariſchen Sporen verdienten. Darüber kam die Zeit des Frankfurter Vorparlaments heran. Auguſt Becker, Fendt, Bruder Louis und Andere eilten nach Frankfurt, um auf der Galerie der Paulskirche mit Bleiſtift hingekritzelte Berichte über die dortigen Verhandlungen abzufaſſen und mir einzuſenden. Ich ſelbſt war gerade mit den Vorbereitungen meines juriſtiſchen Fakultätsexamens beſchäftigt, übernahm aber doch die proviſoriſche Direktion des „Jüngſten Tags“, wobei mir die Indruckſetzung der Bleiſtiftkorreſpondenz nicht wenig zu ſchaffen machte. Später kam die Vorbereitung der Wahlen zum eigentlichen Parlament, und zu dem Ende unternahmen wir allſonntäglich ſehr fidele Ausflüge aufs Land um die Bauern in unſerem Sinn zu bearbeiten. Unſer Kandidat war natürlich der ſeither zum Oberſten der Bürgergarde vorgerückte Karl Vogt, deſſen kurze und runde Geſtalt ſich zu Pferde komiſch genug ausnahm, indem er oft Mühe hatte das

europäische Gleichgewicht zu erhalten. Bei solchen Gelegenheiten zeigte sich August Beckers eigenartige und volkstümliche Beredsamkeit im vollsten Lichte. Mit seinem donnerähnlichen Baß sprach er in kurzen schlagenden Sätzen und hatte das, was die Franzosen à-propos nennen, im vollsten Maße. Hiervon nur ein Beispiel. Einmal fuhren wir in mehreren riesigen Omnibussen nach Gladenbach im sogenannten Hinterland, um die dortige Bevölkerung zu haranguieren. Unter Anderen trat auch Becker auf die in aller Eile zusammengezimmerte Rednerbühne, welche plötzlich unter der Wucht seiner Faustschläge krachend zusammenbrach. Selbst der gewiegteste Parlamentsredner hätte vor einem solchen Zwischenfall das Gleichgewicht verloren. Nicht so unser August, welcher sich der herabstürzenden Balken erwehrte. Auf denselben aufs neue Posto fassend, rief er mit seiner dröhnenden Stimme: „Und so wie dieses Gerüst mögen auch die veralteten Einrichtungen des Bundestags zusammenbrechen, und das stolze Gebäude der Deutschen Einheit und Freiheit an ihre Stelle treten!" Dieses geflügelte Wort erregte einen ungeheuren Beifallssturm und trug nicht wenig zum Erfolg unseres Kandidaten bei. Als wir am Abend nach der Stadt zurückfuhren, fanden wir dieselbe mit Blumenguirlanden geschmückt, und von schöner Hand wurden uns Sträuße und Kränze zugeworfen, deren einen ich, wie beim Karoussellfahren, mit dem Arm und Kopf zugleich auffing, so daß mir derselbe wie ein Korpsband über Haupt und Brust hing. Die schöne Spenderin belohnte mich nachher für meine bewiesene Behendigkeit mit einigen herzhaften Küssen. Um aber auf August Becker zurückzukommen, so wurde er späterhin durch die hessische Regierung in der verschiedenartigsten Weise gemaßregelt aber trotzdem in den

Landtag gewählt. Sein unruhiger Geist hielt es jedoch unter den nunmehr wiedergeordneten Zuständen nicht lange aus. Er begab sich in das „freie Land im Westen“ und machte dort, — man höre und staune! — in Spiritismus, welcher gerade im Gefolge der Tischklopfgeister in die Mode kam. Eines-tages schrieb er mir aus Milwaukee, ich möge mich an einem bestimmten Tage zwischen elf und zwölf zu einem erprobten Medium begeben, um eine wichtige Mitteilung über meinen im Jenseits wandelnden Bruder Georg zu erhalten. Das gewünschte Medium fand sich jedoch nicht in meinem Bereiche vor, und somit gelangte jene spiritistische Korrespondenz nicht an ihre Adresse. August Becker ist später in dem freien Amerika ohne Sang und Klang zu Grabe gefahren. Sit tibi terra levis!

„Der Jüngste Tag“ blühte indessen fröhlich weiter, und der spekulative Verleger dachte, daß demselben die Zugabe eines heiteren Feuilletons nicht schaden könne. Dessen Leitung übernahm ein schneidiger Studiosus med. aus Berlin, namens Bardeleben, ein lebhaftes Bürschchen, welches seither als Fach-mann zu Ehre und Ruhm gekommen ist. Ein schöner Titel war gar schnell gefunden; er hieß: „Wilde Rosen.“ Um denselben zu rechtfertigen, lieferte Bardeleben ein Gedichtchen desselben Namens, welches er vorher zum Privatgebrauch an eine höchst pikante blonde Schönheit gerichtet hatte. Ich kann mich nur noch eines Verschens daraus entsinnen, es hieß:

Rosen, wilde rote Rosen,
Legst Du um die Schläfe mir;
Und ich küsse Dir die Rosen
Deines roten Munds dafür.

Daß dieser rote Mund der blonden Luise R. gehörte,

davon sprachen schon die Kinder auf der Straße, und mancher andere rote Mund wäre gern an ihrer Stelle gewesen, obwohl derselbe flott darüber schimpfierte. Nach den Wilden Rosen kam eine von mir verfaßte Novellette betitelt: „Eine Kriminalgeschichte von früher." Dieses unschuldige Opus trug mir aber einen gefährlichen Preßprozeß ein. Es wurde nämlich darin erzählt, wie ein politischer gefangener Biedermann von einem jener bösartigen Untersuchungsrichter, welche da, wo nichts herauszuuntersuchen ist, etwas hineinuntersuchen, aufs grausamste gequält, mit Stockschlägen traktiert und zuletzt mit Beihülfe des Gefängnißwärters ermordet wird. Diese Schauergeschichte paßte nun wie der Fingerhut auf den Finger auf eine wirkliche Begebenheit, die sich einige Jahre vorher im Arresthause zu Darmstadt zugetragen hatte. Alle Welt nannte sogleich die Betreffenden bei Namen. Der hohe Gerichtshof aber, welchem jener Richter angehörte, fühlte sich in seiner Amts- und Dienstehre gekränkt und verlangte Genugthuung von dem Darmstädter Hofgericht, da ich mich unklugerweise mit meinem Namen unterzeichnet hatte. Es wurde sofortige Inhaftnahme des Schuldigen verfügt. Nun traf es sich aber, daß ich damals Accessist an demselben Hofgericht geworden war. Der Gerichtsrat, dem ich zugeteilt war, hatte natürlich meine Personalakten in seinem Referat, und da ich seine Akten vorbereitungsweise durchzusehen hatte, fiel mir jene mich betreffende Verfügung brühwarm in die Hände. „Mein gewohntes Schwein!" dachte ich, schnürte das Bündel wieder zu und begab mich ganz sachte hinweg, um mit Freunden Kriegsrat zu halten. Da auch Letzteren Gerüchte von meiner bevorstehenden Verhaftung zugekommen waren, verbarg ich mich zunächst bei meinem Bruder Wil-

helm, welcher in Pfungstadt, nahe bei Darmstadt, eine große Ultramarinfabrik aufgethan hatte. „In meinen weitläufigen Gebäulichkeiten“ sagte derselbe „wird Dich sobald kein Polizist finden.“ Dort saß ich also zunächst in Sicherheit, vergaß aber zu meinem Schaden, daß die „Fürsicht der Tapferkeit besseres Teil“ ist. Das schöne Pfingstfest war nämlich mit herrlichem Wetter herbeigekommen, und da gab es zahlreiche Ausflüge in den Höhenzug, die Bergstraße genannt, welcher sich als östliche Begrenzung des weiten Rheinthals gegen Heidelberg hin erstreckt. Da strömte denn Jung und Alt in die reizenden Thäler und auf die mit vortrefflichen Wirtshäusern gekrönten Hügel. Meines Bruders Familie that desgleichen, und auch ich ließ mich bewegen mit ihnen den berühmten Felsberg zu besteigen. Der ganze Landstrich wimmelte bereits von hessischen Soldaten, welche den Fortschritten der badischen Bewegung Einhalt thun sollten. Als wir gegen Abend die wundervollen Parkanlagen des Jugenheimer Schlößchens durchschritten, fielen mir mehrere von Darmstadt her bekannte Offiziere auf, welche mich eifrig fixierten. So gelangten wir bis zur Station Bickenbach, wo eine große Anzahl von Fahrgästen versammelt war, welche sich mit der Eisenbahn nach Darmstadt oder Frankfurt zurückzubegeben beabsichtigten. Plötzlich durchlief die Menge das Gerücht, die ganze Bergstraße sei in Belagerungszustand erklärt. Ich fühlte mich nicht sehr wohl in meiner Haut, besonders da ich mich im Besitz eines von dem Gesinnungsgenossen Dr. med. Zimmermann entworfenen Planes eines Aufstandes im Odenwald sowie eines großen Dolchmessers befand. Es verstrichen kaum einige Minuten, als ein Gendarm in voller Uniform von einem Piquet Soldaten begleitet an mich herantrat

und für verhaftet erklärte. „Wo haben Sie Ihren schriftlichen Verhaftungsbefehl, ohne welchen ich Ihnen nicht folgen werde?" „Das geht mich nichts an," erwiderte der Gendarm, „ich habe Befehl, Sie vor den hier kommandierenden Major zu bringen." Nun trat mein gerade gegenwärtiger Freund F. dazwischen. „Bedenken Sie," sagte er zu dem Gendarm, „daß der Herr hier Beamter des Großherzoglichen Hofgerichts in Darmstadt ist und morgen früh um neun Uhr auf seiner Amtsstube zu erscheinen hat. Wenn Sie denselben an der Erfüllung seiner Pflicht hindern, so sind Sie dafür verantwortlich!" Der Gendarm zauderte, was man in jenen unsicheren Zeiten nur natürlich finden konnte, da er sicher war, daß sich bei einem Mißgriff seinerseits die Sache wegen übertriebenen Amtseifers wahrscheinlich gegen ihn wenden würde. „Ich werde Ordre einholen;" damit ging er zu dem Major zurück. Wir dagegen schritten weiter in den schon dunkelwerdenden Wald hinein, wo ich unbemerkt meiner Schwester Matilde die erwähnte Mordwaffe und die gefährlichen Papiere zusteckte. In diesem Augenblick kam der Gendarm zurück, und in der nun entstehenden Verwirrung schlüpfte meine stets besonnene Schwester, die sich hier wie oft als mein Schutzgeist bewies, weiter ins Gebüsch hinein und schleuderte die kompromittierenden Gegenstände ins tiefste Gestrüpp. Vor dem Major angelangt, protestierte ich laut vor der hier versammelten, immer anwachsenden Menge gegen das ungesetzliche Verfahren, welches man sich gegen mich erlaube. Der Major erwiderte kurz, hier sei Kriegszustand und ich habe zu schweigen, worauf er mich in eine kleine Räumlichkeit des Bahnhofs einsperren und bewachen ließ. Dort sollte ich indeß nicht lange ohne Gesellschaft bleiben. In der Darmstädter Bürgerwehr hatte sich

kürzlich eine freiwillige Kompagnie gebildet, welche wegen ihrer Bewaffnung wie Uniform kurzweg die „schwarzen Schützen" genannt wurde. Einer derselben, namens Stumpf, ein „eiserner Warenhändler", hatte in Gesellschaft seiner Büchse einen Ausflug in die Berge gemacht und kam nun zum Bahnhofe um nach Darmstadt zurückzukehren. Stumpf hatte in jungen Jahren in der algerischen Fremdenlegion gedient und galt somit für eine militärische Autorität. Als er die brühwarme Nachricht von meiner Verhaftung erfuhr, äußerte er sich mit soldatischem Freimut über die Ungesetzlichkeit eines solchen Gewaltstreiches. Dies wurde sogleich dem Major hinterbracht, und derselbe verordnete die Verhaftung des „schwarzen Schützen" wegen Aufreizung zur Rebellion. Stumpf wurde zu mir gesperrt, wir erkannten uns, umarmten uns als Schicksalsgenossen und machten uns weidlich über das ganze Abenteuer lustig, wobei der ehemalige Legionär es an den in Algier erlernten französischen Kraftausdrücken wie Sacre bleu, Tonnerre de Brest mille millions! u. dergl. nicht fehlen ließ. Der letzte Abendzug nach Darmstadt war mittlerweile abgegangen, und wir wurden nun unter Bedeckung eines Piquets Füsiliere auf der Bahnstrecke hin nach dem noch etwa drei Stündchen entfernten Hauptquartiere Heppenheim abgeführt. Von der Gerechtigkeit unserer Sache fest überzeugt, zeigten wir unserer aufgedrungenen Umgebung die herablassende Geringschätzung eines Cäsars unter den Seeräubern. Nach einer Stunde Marsch gelangten wir nach dem Städtchen Zwingenberg. Daselbst erklärte ich dem Brigadier, welcher den Zug kommandierte, ich sei zu müde und zu hungrig, um ohne Rast die noch fehlenden zwei Wegstunden zu machen. Derselbe ließ sich erweichen und brachte uns zum „Zeitgeist," was

der Spitzname eines der Zwingenberger Hotelbesitzer war, der jetzt mehrere Offiziere beherbergte. Wir ließen uns ein herzhaftes Nachtessen vorsetzen, beträufelten dasselbe reichlich mit dem feurigen Bergsträßer und unterhielten uns sehr laut und fidel unter Gläserklange. Unter den dort ab- und zugehenden Offizieren gewahrte ich einen Hauptmann L., der in Darmstadt mit unserer Familie sehr befreundet war. Derselbe kam, als wir eben aufbrechen sollten, auf mich zu, nahm mich bei Seite und sagte mir in der freundschaftlichsten Weise, ich solle die Sache nicht so leicht nehmen; es seien schon blutige Zusammenstöße vorgekommen, und bei der Gereiztheit der Offiziere könnten wir uns durch unser herausforderndes Benehmen der größten Gefahr aussetzen. Ich dankte dem wackeren Mann für seine Warnung, versprach dieselbe zu beherzigen, und unser Zug ging weiter. Als wir totmüde in Heppenheim anlangten, war Mitternacht vorüber, und als Schlafgemach fanden wir einen leeren Gepäcksaal, in den man uns ein Bündel Stroh hineinlegte. Der Algierer Stumpf erklärte sich mit diesem Nachtlager sehr zufrieden und behauptete, er habe es schon ungleich schlechter kennen gelernt, streckte sich auf dem Stroh aus und schnarchte alsbald wie ein Nürnberger Brummkreisel. Ich selbst war zu stolz, um mich mit diesem plebejischen Lager zu befreunden, sondern legte mich, als Turnerleutnant, der ich war, auf die nackte Diele und hätte mich mit der Stubenthür zugedeckt, wenn dieselbe nicht verschlossen gewesen wäre. So aber bediente ich mich als Kopfkissen eines Packes Stricke, welcher in der Ecke lag, um die mutmaßlichen Gefangenen, welche man machen würde, zu fesseln. Als wir am Morgen erwachten, sahen wir, daß wir uns im vollsten Kriegszustand befanden. Der ganze Bahnhof starrte

on Bajonetten und Kanonen, und vor unserer Thür wie or den Fenstern standen Posten mit geladenen Gewehren, elchen, uns zum Gehör, bedeutet wurde, uns beim geringsten Fluchtversuch niederzuschießen. Aus der Ferne ertönten Kanonenschüsse, Pferdegetrappel und sonstiges kriegerisches Geräusch. Die uns bewachenden Soldaten waren übrigens keine vertierten Söldlinge, wie wir sie damals nannten, sondern betrugen sich sehr gebildet mit einer Art von ehrerbietigem Mitleid, besorgten uns Waschwasser, und gingen, da wir gerade viel Geld bei uns hatten, in das nahegelegene hochberühmte „Gasthaus zum halben Mond", um uns Speise und Trank zu verschaffen, an deren Resten sie bereitwillig und erfreut teilnahmen. In dieser Not der Zeiten verfaßte ich ein kleines Gedicht, welches ich hierhersetze, um den naiven Enthusiasmus oder vielmehr Fanatismus zu kennzeichnen, der uns damals beseelte.

## Im Gefängnis.

1849.

Ich weiß 'ne Stunde, da herab
Zum Bart mir manche Thräne floß.
Doch Wehmut nicht noch Schande gab
Die Tropfen, die mein Aug' vergoß.

Und als die Zähre blutig heiß
Die trockne Wange lief entlang,
Da sprach ich in dem Herzen leis
Wohl einen Fluch, der blutig klang:

Für jede Thräne, die da fällt,
Fällt nieder ein Tyrannenhaupt;
Hinrollt es in das blut'ge Feld,
Dem seinen Pflanzer es geraubt.

Für jeden Tropfen, der da quillt,
Zahlt eines Schergen Haupt und Hand,

daß die blauen Bohnen bereit waren, uns bei einem etwaigen Fluchtversuch sogleich niederzuknallen. Die Nacht verlief ruhig, aber im Laufe des nächsten Morgens erschien ein vorsündflutlicher Gendarm in der alten Uniform der hessischen Landjäger in Grün mit grellroten Aufschlägen und einem ungeheuren schwarzen Schnurrbart, der wahre Typus eines Kaspars im Freischütz. Derselbe besichtigte mich aufs Genauste und erklärte mir dann, er habe Auftrag mich vor den im „halben Mond" amtierenden Untersuchungsrichter zu führen. Ich folgte ihm und in wenigen Minuten befanden wir uns vor dem Kriminalassessor W. Derselbe war in unserem elterlichen Hause wohl bekannt, begrüßte mich dementsprechend und nachdem die nötigen Formalitäten erledigt waren, klärte er mir die Sache dahin auf, daß eine Personalverwechslung zwischen mir und dem in Ober-Laudenbach thätig gewesenen Dr. Z. meine Verhaftung veranlaßt habe, wie sich dies aus der Aussage des grün und roten Waldteufels ergab. Er könne mich jedoch noch nicht frei lassen, da das Darmstädter Hofgericht meine Gefangennehmung verfügt habe und solche auch zurücknehmen müsse, so daß er gezwungen sei, mich einstweilen in das dortige Arresthaus abliefern zu lassen, woselbst ich, setzte er mit einem wohlwollenden Lächeln hinzu, vor etwaigen Brutalitäten des Kriegsrechts und dessen Schergen sicher sei. Es erschien ein neuer Gendarm mit der Aufforderung mir zu Fuß nach Darmstadt zu folgen. Ich sah an den gütigen Blicken dieses Mannes, daß er mich persönlich kannte, und protestierte sofort gegen den sechsstündigen Marsch auf der staubigen Chaussee in der Sommerhitze. „Herr Doktor," sagte der Mann, „ich kenne Ihren Herrn Papa sehr gut und weiß, daß Sie keinen Fluchtversuch machen werden. Wenn

Sie also die Kosten unserer Reise mit der Eisenbahn tragen können, will ich uns damit befördern ohne Ihnen Handschellen anzulegen," womit er ein Kettchen nebst Vorlegeschloß, welches er aus der Tasche gezogen, wieder verschwinden ließ. „Aber ich bemerke Ihnen, daß ich hinter Ihnen hergehen werde und, bei dem ersten Schritt rechts oder links, den Sie etwa machen, Sie niederschießen muß, wie einen Hasen." Ich ging auf diese tröstliche Verheißung ein, und nach wenigen Stunden befand ich mich in einem der bequemen Krankenzimmer des Darmstädter Arresthauses, welches mir der Verwalter, immer aus Rücksicht auf meinen Vater, der als Physikatsarzt Gefängnisdoktor war, einräumte. Von da an blieb ich wohlversorgt in den Händen der Justiz acht Tage lang, bis mein Alibi bei der Laudenbacher Katastrophe erwiesen war, welches auch ohnehin sich durch meine aktenmäßige Anwesenheit auf dem Hofgericht in Darmstadt an jenem verhängnisvollen Tage ergab.

Nicht so gut erging es meinem Freunde Z., dessen wunderbare Schicksale ich später mitteilen will.

Ich war also wieder frei, fühlte mich jedoch von neuen Maßregeln der Gerichte bedroht und begab mich deshalb nach Frankfurt, wo mich der etwas kurze Arm der hessischen Justiz nicht sogleich erreichen konnte. Ich war Mitglied der Redaktion der dort erscheinenden „Neuen Deutschen Zeitung," und der Redakteur dieses Blattes, Doktor Lüning, ein in der Wolle gefärbter Demokrat, brachte mich nach Hanau, wo die Polizei selber demokratisch war. Dort gedachte ich mich einer Freischar anzuschließen, welche nach Heidelberg abgehen sollte unter Führung des damals wohlbekannten Demokraten Schaertner. Diese Truppe war sehr zahlreich, gut bewaffnet,

vortrefflich organisiert und hat in der That unserer Sache wesentliche Dienste geleistet, indem dieselbe das hessische Korps beschäftigte, welches, den Neckar hinaufmarschierend, die rechte Flanke der Badenser bedrohen sollte. Unglücklicherweise war diese wackere Turnerschar schon am Tage vorher abgerückt, und während ich mich nach einer anderen Gelegenheit umsah, kam die Nachricht von der Schlacht bei Waghäusel, in welcher der Prinz von Preußen, unser nachmaliger Kaiser, an der Spitze einer zahlreichen Armee den von Mieroslawsky befehligten badischen Truppen den Garaus gemacht hatte. An eine Flucht nach dieser Seite war also nicht mehr zu denken. Ein biederer Hanauer lieh mir einen Paß, dessen Signalement keineswegs auf mich paßte; dennoch gelangte ich den Rhein hinunter, unter Beihilfe der Dampfbootkondukteure, nach Holland, wo mich ein Onkel in der, um ihres Glockenspiels berühmten Stadt Gouda in seinen Schutz nahm.

Mittlerweile hatte das Darmstädter Tribunal meine Verweisung an das dortige Schwurgericht und meine Inhaftnahme oder die Konfiszierung meines Vermögens verfügt. Mein Vater erklärte jedoch, daß sein Sohn Alex zur Zeit noch kein eignes Vermögen besitze, wenn nicht einen alten blau-weiß-roten Haudegen von der Universität, den er der hohen Behörde bereitwilligst zur Verfügung stellte. Die hohe Behörde verzichtete jedoch auf den Besitz dieses eigentümlichen, heute noch in meinem Arbeitszimmer hängenden Waffenstücks und wartete ruhig meine Rückkunft nach Darmstadt ab, welche ich für die Session des Schwurgerichts im Monat Oktober in Aussicht gestellt hatte.

An dem entscheidenden Tage im Oktober erschien ich in der That, in schwarzem Frack und weißer Kravatte, vor meinen

Richtern, welche provisorisch in dem Ballsaal des Darmstädter Hofes tagten, wo ich in früheren besseren Zeiten das Tanzbein eifrig geschwungen hatte. Der mit mir angeklagte Verleger Karl Schild war gleichfalls als reitender Bürgergardist wie eine Art von Rinaldo Rinaldini erschienen. Kaum hatte ich den Saal betreten, als der übrigens sehr maßvolle Staatsanwalt, wegen Verdachtes der Flucht, den Antrag auf meine sofortige Verhaftung stellte. Somit wurde ein schöner Gendarm in voller Uniform hinter mich gesetzt und wohnte als brillanter Statist der ganzen Verhandlung bei. Auf die Behauptung des Staatsanwalts, ich habe ein Mitglied des Gießener Gerichtshofes des Mordes beschuldigt, erwiderte mein Verteidiger, der später vielgenannte Advokat Metz, und ich selbst, es sei nicht meine Schuld, wenn sich der betreffende Herr getroffen fühle, da er doch nicht mit Namen genannt sei. Hierüber wurde debattiert bis es in den gegenwärtigen Mägen ein Uhr schlug. Pause, Mittagessen. Schild und ich ließen uns ein Dîner table d'hôte nebst einigen Flaschen Rheinwein servieren, woran der erwähnte Gendarm auf unsere Einladung bereitwillig teil nahm — nebenbeigesagt sah ich denselben nach einem Jahre wieder, als ich bei einem hessischen Landgericht Langen als Accessist, fungierte, und der Wächter der öffentlichen Sicherheit als Zeuge in einem von mir geleiteten Wilddiebsprozeß vor meinem Tisch erschien. Selbstverständlich kannten wir Beide uns nicht, aber an einem leichten Augenzwinkern seinerseits bemerkte ich sein Erstaunen über die Metamorphose, welche mit seinem Gefangenen von vorigem Jahre Platz gegriffen hatte. Nach dem Mittagessen ging die Verhandlung weiter, wobei der Staatsanwalt, ein feingebildeter junger Mann aus guter Familie und den trefflichsten

juristischen Kenntnissen, einen schweren Stand hatte. Sein Kandidat, der klagende Gerichtsrat, war nämlich ein übelbeleumdetes Subjekt, welches, wie Jedermann bekannt, an Säuferwahnsinn litt und in diesem Zustande aktenmäßig zu den schnödesten Gewaltmaßregeln gegen die politischen Gefangenen, wie Krummschließen und Stockschläge, gegriffen hatte, um ihnen Geständnisse abzuzwingen. Nichtsdestoweniger war dieser Folterknecht ein Günstling des Hofes und Mitglied der zweiten Ständekammer, weshalb der damals berühmt werdende Schriftsteller Gutzkow folgendes Epigramm auf ihn losließ:

Deutschland, glückliches Land, wo der Wahnsinn sitzt zu Gerichte,
Und in dem Ständischen Saal taumelnd der Trunkenbold lallt!

Auch der später im Parlament wichtige Heinrich von Gagern war damals Mitglied der Kammer, hatte aber dem Betreffenden, als ihn derselbe bei einer Begegnung am frühen Morgen in trunkenem Zustande als Kollegen die Hand bot, dieselbe verweigert. Der Gerichtsrat forderte ihn daraufhin zum Duell, aber ein Ehrengericht erklärte jenen als notorischen Trunkenbold für „satisfaktionsunfähig." Somit war derselbe von der öffentlichen Meinung in Acht und Bann gethan, und die Verteidigung hatte leichtes Spiel. Gegen vier Uhr wurde ich nach kurzer Beratung der Geschworenen, einstimmig frei gesprochen und bewußter Gendarm mit freundlichem Kopfnicken von mir entlassen. Am Abend brachte mir die Turnerwehr, bei welcher ich damals Leutnant war, ein glänzendes Ständchen.

Kommen wir nun aber zum Jahre 48 zurück. Im Monat Juli legte ich mein juristisches Doktorexamen ab und kehrte, ohne mit fremden Schätzen reich beladen zu sein, an die hei-

mischen Gestade des Flüßchens Darm zurück. Nun begann ich die bereits erwähnte praktische Thätigkeit als Hofgerichtssekretariatsacessist. Dieses glänzende Elend wurde mit einem Federmesser, einer vorzüglichen Papierscheere, welche Reliquie ich noch besitze, sowie Schreibmaterial à discrétion besoldet. Wir waren da ein Dutzend junger Leute, seßhaft im dritten Stock der großen Bureaukratenbude am Ludwigsplatz, Kanzlei genannt, wo wir ein sehr geräumiges Zimmer mit vielen schwarzen Aktentischen und dito Repositorien inne hatten, in welchem wir die Arbeit für unsere hohen Vorgesetzten vorbereiteten, gewöhnlich aber Allotria trieben, schlechte Witze rissen und mit den auf dem großen Platz vorüberspazierenden Dämchen zu liebäugeln suchten. Ich hatte schon damals eine Vorahnung der Dinge, die da kommen mochten, und betrieb im Stillen Sprach- und Literaturwissenschaft, auf welches Fach ich in Kürze überzugehen gedachte, da mir die Juristerei und Aktenbündelei in tiefster Seele verhaßt waren. Zum großen Erstaunen meiner Kameraden las und übersetzte ich auf jenem Bureau Lord Byron's Childe Harold, mit welcher Übersetzung ich später als Schriftsteller debutieren sollte.

Mit dem benachbarten Frankfurt und den Mitgliedern der „Linken" unterhielten wir regen Verkehr. Ich kam aufs neue mit Vogt zusammen und namentlich mit dem liebenswürdigen Moritz Hartmann, dem Verfasser der Reimchronik des Pfaffen Mauritius, welcher öfter zu uns herüber fuhr und von dem, um meine Schwestern gescharten Mädchenkreis förmlich angebetet wurde. Außerdem ging unser Wühlertreiben mit Reden in den Volksversammlungen und Ausfahrten aufs Land zu gleichem Zweck weiter wie früher in Gießen, bis die Wiener Oktoberereignisse und die Begebenheiten

zu Berlin im November die Reihen unſerer ſeither zahlreichen Demokratie beträchtlich lichteten. Doch das gehört nicht mehr in das Kapitel des tollen Jahres, in welchem nur diejenigen toll waren, welche es ſpäter dafür ausgaben, um ſich ſelbſt für klug anſehen zu laſſen.

## VII.

# 1849 und was folgt.

Was mir im Jahre 1849 passierte, ward zum Teil schon berichtet, und habe ich nur weniges hinzuzufügen. Der badische Aufstand vom Monat Juni hatte sich bis an die hessische Grenze verbreitet, wo alsbald Großherzogliche Truppen bei Heppenheim, sechs Stunden von unserer Hauptstadt, zusammengezogen wurden. In Darmstadt herrschte damals die grenzenloseste Verwirrung und Panik. Zwischen der aufständischen badischen Armee und den immer unruhigen Städten Mainz, Frankfurt, Heidelberg, Mannheim und Hanau gelegen, fürchteten die Regierungen Ausbrüche wie die in Karlsruhe und Rastatt und man erwartete sehnlichst das versprochene Eintreffen eines preußischen Hilfskorps. Dies umsomehr, als man der hessischen Truppen nicht ganz sicher zu sein glaubte. Letztere hielten indessen in mehreren nicht unblutigen Begegnungen mit den Reichsverfassungskämpfern wacker aus, bis die erwähnten Preußen kamen und der ganzen Sache das bekannte Ende bereiteten.

Meinerseits war ich wieder in den hessischen Staatsdienst eingetreten und wurde nunmehr als Accessist an das Landgericht Langen geschickt, welches Städtchen an der Main-

Neckarbahn in gleicher Entfernung zwischen Darmstadt und Frankfurt liegt und somit keinen unangenehmen Aufenthalt gewährte. Unsere republikanische Schilderhebung war mißglückt, aber in vielen unzufriedenen Gemütern gohr der Sauerteig der Demokratie weiter und führte nun natürlich zu Verschwörungen. Das Jahr 1851 kam darüber herbei und mit ihm die große Londoner Industrieausstellung. Die zahlreichen politischen Flüchtlinge aus Österreich, Sachsen, Baden und der Pfalz hatten sich nach diesem Zufluchtsorte gewandt und planten von dort die Errichtung einer Deutschen Republik, welche sich in die große nordamerikanische Union eingliedern sollte. Zu einem solchen Abenteuer gehörte vor allen Dingen Geld, und der gerade durch Karl Schurz aus einem preußischen Zellengefängnis befreite, berühmte Schriftsteller und Dichter Gottfried Kinkel wurde zum Emissär in dieser Angelegenheit bestimmt. In dieser Absicht mußte Einverständnis zwischen den in Deutschland zurückgebliebenen Republikanern und den Londoner Flüchtlingen ins Werk gesetzt werden. Ich schwärmte damals für die Londoner Ausstellung als Vorboten des allgemeinen Völkerfriedens und beschloß dieselbe zu besuchen mit einigen hundert Gulden Gerichtsdiäten und etwas Buchhändlerhonorar, welche ich mir mühsam zusammengespart hatte, Die Führer unserer Partei kamen nun auf den Gedanken. mich mit der Besorgung der nötigen Korrespondenz nach London und zurück zu betrauen. Ich ging sofort ab, hatte ausführliche Besprechungen mit Kinkel, Willich und anderen Geächteten, korrespondierte für verschiedene Blätter über die Ausstellung und setzte dann meinen Wanderstab nach Deutschland zurück. Ich hielt mich in Köln und Mainz auf und gelangte schließlich wohlbehalten wieder nach Darmstadt. Da-

selbst erwartete mich jedoch eine unangenehme Überraschung in Gestalt eines schäbigen Großherzoglich-Hessischen Offizianten, welcher mich auf dem Bahnsteig antrat und ersuchte, ihn zu dem diensthabenden Polizeirat zu begleiten. „Bin ich verhaftet?“ fragte ich den Schergen. „Noch nicht,“ war die Antwort. „Dann lassen Sie gefälligst einen Wagen vorfahren, den Sie natürlich bezahlen, da ich mich begreiflicherweise in Ihrer werten Gesellschaft nicht in den Straßen meiner Vaterstadt zeigen kann.“ Der Wagen kam, und bald befand ich mich in Gegenwart eines mir sonst sehr wohlbekannten und artigen Kommissärs. Derselbe eröffnete mir in höflichster Weise, man sei in Berlin durch die geheimen Agenten in London benachrichtigt worden, ich habe dort Hochverrat gegen die Deutschen Bundesstaaten gesponnen und müsse es mir daher gefallen lassen, daß man mein Gepäck durchsuche. „Mit tausend Freuden,“ erwiderte ich, in Gedanken an die wenig wohlriechenden Toilettengegenstände, welche mein magerer Nachtsack enthielt. „Wenn ich übrigens Hochverrat über den Kanal mitgebracht hätte, so wäre es mir ein leichtes gewesen, mich der Beweise desselben unterwegs, in Brüssel, Köln und Mainz zu entledigen. Die preußischen Herrn Spione haben nicht bedacht, daß acht Tage zwischen meiner Abreise und Ankunft verstrichen sind; die Kerle sollten sich vor einem so gewiegten Beamten wie Sie es sind, schämen.“ Der Polizeirat lächelte überlegen und geschmeichelt zugleich. „Wir müssen Ihre Effekten aber doch untersuchen, Herr Doktor,“ sagte er und breitete die schmutzigen Hemden wie Unterbeinkleider und Strümpfe auf seinen Aktentisch aus, aber nicht der mindeste Hochverrat kam darunter zum Vorschein, und der Polizeirat erklärte mir verbindlich, ich könne wieder gehen. „Um Entschuldigung,

Herr Direktor," sagte ich, „Sie haben noch etwas vergessen," „Was denn?" fragte er bestürzt. „Meinen Regenschirm," rief ich, ergriff das in der Ecke stehende, schon etwas baufällige Möbel und spannte es geräuschvoll mitten in dem Bureau auf. „Sie sehen," sagte ich, indem ich den Regenschirm mit Gewalt hin- und herrüttelte, „auch hier fällt kein Hochverrat heraus." „Nun kommen Ihre Taschen an die Reihe," sagte jener ärgerlich über meinen ungebührlichen Spaß. Auch dies geschah, jedoch ohne einen anderen Erfolg als den, daß sich der Anfang eines Liebesbriefes an eine Darmstädter Dame vorfand, welche zwar nicht genannt aber leicht zu erraten war als die Tochter eines sehr hochgestellten Justizbeamten. „Das nehmen wir zu den Akten" sagte der Polizeirat. „Geben Sie acht," rief ich, „daß Sie sich die Finger nicht daran verbrennen, denn der Vater der Adressatin hat einen sehr langen Arm —" „welcher mich jedoch keineswegs erreichen wird," fiel er ein, weil ich ihm das betreffende Stück persönlich einhändigen werde." Somit trennten wir uns als Freunde. Als ich aber heraustretend nach meinem schäbigen Offizianten und seinem Wagen rief, waren beide verschwunden, und ich mußte den kurzen Weg nach dem Vaterhause zu Fuß und meinen Sack selber schleppend, zurücklegen. Die Sache hatte übrigens für mich eine in ihrer Art angenehme Folge, indem sie mich von dem Drucke zwingender Verhältnisse ohne mein Zuthun befreite. Das Hofgericht setzte einen besonderen Kommissär ein, der mich über die Londoner Hochverratsprojekte, von welchen man durch die Berliner Spione Wind bekommen hatte, eigens befragen sollte. Der Inquirent erhielt zu dem Zwecke einen extra von dem Kriminaldirektor verfertigten Zettel. Ich war aber ein bereits hinreichend gewiegter Jurist, um

die perfiden Schlangenwindungen der Inquisition zu erkennen und zu vermeiden, indem ich dem Schreiber des Beamten, zum großen Ärger des Letzteren, meine Antworten in wohlgedrehten Sätzen selbst in die Feder diktierte, statt dieselben nach seiner eigenen Auffassung protokollieren zu lassen. Nichtsdestoweniger erhielt ich nach einigen Wochen ein Schreiben der mir vorgesetzten Behörde, wonach mir, wegen staatsfeindlicher Gesinnung, der Acceß an den hessischen Gerichten entzogen wurde. Ich hatte also mit viel Kosten und Arbeit drei Jahre Jurisprudenz studiert und zwei fernere Jahre an den Gerichten praktiziert, um nun durch einen Machtspruch jeder Aussicht auf die Vorteile, welche mir daraus erwachsen konnten, beraubt zu werden. Das war mir aber gerade recht, da ich die gewaltsame Zerhauung des gordischen Knotens vorausgeahnt und einen Übergang in eine freie und angenehmere Lebenssphäre vorbereitet hatte. Die Familie konnte mir keinen Vorwurf aus meiner Entlassung machen, sondern mußte mir bei Ergreifung eines neuen Berufs Vorschub leisten. Es war dies das moderne Sprachen- und Literaturfach. In demselben hatte ich mir zwar schon durch Selbstthätigkeit gewisse Fertigkeiten und Kenntnisse angeeignet. Dieselben waren jedoch nur dilettantischer und sporadischer Natur und mußten ergänzt und in Zusammenhang gebracht werden, wozu der Aufenthalt in einer größeren Stadt unerläßlich war. Nun traf es sich, daß ich zu jener Zeit die Bekanntschaft des mir gleichaltrigen und in ähnlicher Lage befindlichen Franz Wirth, Sohn des bekannten liberalen Märtyrers aus den dreißiger Jahren, machte. Der Vater war als erstes Parlamentsmitglied gestorben, die Mittel karg, aber der wackere junge Mann wußte sich durchzuarbeiten. Er wollte sich gerade nach München begeben, um,

als geborener Bayer, die dortige polytechnische Hochschule zu besuchen, und da wir uns schnell verständigten, so bestimmte er mich, ihm zu meinem Zweck dahin zu folgen. Ich will hier betonen, daß uns von jenem Tage an vierzig Jahre lang in guten und schlechten Zeiten die innigste Freundschaft verband, und wir oft später, endlich in der Wolle sitzend, mit Wonne jener früheren Tage gedachten, da wir mit „wenig Geld und viel Behagen" unsere Studien zusammen verfolgten.

Während Franz in seine Schule ging, besuchte ich die Museen und öffentlichen Gebäude, durch welche München eine wahre Musterkarte aller Kunststylarten geworden war, saß jeden Morgen auf der Bibliothek oder ging, als Doktor der Rechte, der ich war, als Hospitant in die Hörsäle der Universität. Zwei Professoren zogen mich besonders an. Es waren dies der grobe ultramontane, tiefblaugefärbte Geschichtsprofessor Sepp, und der nicht weniger ultramontane aber elegante und umsichtige Philosoph Lassaulx. Von seinen Gegnern nämlich lernt man am meisten und besten. Sepp war ein Mann von großen Talenten und Kenntnissen, aber ein fanatischer Gegner des Protestantismus, und so oft er den Namen Luther aussprach, spukte er mit Geräusch über den Katheder rand weit in den Saal hinein. Außerdem qualifizierte er den Reformator und seine Frau Katharina von Bora als „entlaufenen Mönch und dito Nonne." Lassaulx behandelte die altgriechische Philosophie und zwar in einer meisterlichen Weise, so daß ich dort zum erstenmal über die Schulen der Eleaten und die Sokratiker ins Reine kam und die Überzeugung gewann, daß sich die verschiedenen Systeme nur einander ablösen, wie die Schildwachen auf ihren Posten und die Frage nach den letzten Gründen der Dinge längst er-

schöpft haben. Nach jedem arbeitvollen Morgen kamen wir in unserer Wohnung in der Türkenstraße zusammen, und ich benutzte die letzte halbe Stunde bis zum Mittagessen, um mich von Franz in der Gabelsberger'schen Stenographie unterweisen zu lassen, was mir später bei meinen gelehrten Arbeiten sehr zu statten kam. Die Nachmittage verbrachten wir mitunter mit Fußtouren an den Starnberger See und in die Vorberge der Bayrischen Alpen. Franz war nämlich ein unermüdlicher Bergsteiger und hat seither den Mont Blanc und das Matterhorn, wie den Großglockner und die Jungfrau beschritten, ohne dabei den Hals zu brechen. Er war übrigens bei seiner schlanken mageren Statur zum Kraxeln wie gemacht, während ich ihm, bei meiner schon beginnenden Wohlbeleibtheit, nicht über die Höhe von 5000 Fuß zu folgen vermochte. Wie wir übrigens bei Gelegenheit eines Erklimmens der Benediktenwand oberhalb Tölz an der Isar beinahe verunglückt wären, kann man aus nachstehendem Bericht ersehen, den ich kurz nach dem vor zwei Jahren erfolgten Tode meines Genossen in der Frankfurter Zeitung veröffentlicht habe.

## Auf der Benediktenwand.

(Zur Erinnerung an Franz Wirth.)

Caen, Ende Mai 97.

Meine erste Bergfahrt mit Franz Wirth erfolgte im Frühjahr 1852 von München aus. Franz hatte sich im vorhergehenden Herbst zum Besuch der Polytechnischen Schule dorthin begeben; ich selbst wollte auf der Bibliothek arbeiten. Wir wohnten am Ende der Welt, in der Türkenstraße, auf demselben Gang ebener Erde, und speisten und kneipten zusammen, soweit es unsere bescheidenen Mittel erlaubten. Als

nach einem Winter voll saurer Arbeit der Frühling und mit demselben die Osterferien herankamen, beschlossen wir, uns die Beine auszurenken und einen „starken Gang“ durch die bayerischen Voralpen zu thun; denn weiteres Vordringen war in der Jahreszeit unmöglich.

Den Anfang machten wir mit dem Städtchen Tölz, welches am Austritt der Isar aus den Bergen liegt und seither durch seine Kuranstalt Krankenheil berühmt geworden ist. Jetzt fährt man mit der Eisenbahn dahin; damals aber nahm derjenige die Post oder den Stellwagen, der die nötigen Moneten dazu besaß. Die hatten wir aber nicht, und so entschlossen wir uns, als rüstige Fußgänger, die zwölf Wegstunden an einem Tag zu Fuß zu machen.

An einem „Gründonnerstag“ zogen wir in sehr leichter Ausrüstung ab. Der Geldtransport insbesondere bereitete uns nicht die geringsten Schwierigkeiten. Früh Morgens war das Wetter hell gewesen, bis zur Menterschwaig, aber dann fing der Himmel an sich zu bedecken. Da begegnete uns ein Bauer. Franz sprach den Mann in Münchener Dialekt an und fragte ihn, was er von dem Wetter halte. Der Mann sah sich um, kratzte sich bedächtig hinter den Ohren und versetzte zögernd endlich: „Kann sei, es gibt heint Rega, kann sei aach net.“

Mit diesem Bescheid schritten wir fürbaß; was es aber, nicht „heint,“ sondern am nächsten Tag gab, das wird man alsbald hören. Dann kam ein kleines Abenteuer. Von der Landstraße abseits gewahrten wir, auf einer steilen Höhe, die Ruine einer kleinen Kapelle (nicht die Wurmlinger). Da man von dort eine schöne Aussicht erwarten konnte, stiegen wir hinauf, ohne zu bemerken, daß uns einige junge, umher-

lungernde Bauernbursche beobachteten. Wir sahen uns um, traten in das Innere der völlig wüstliegenden Kapelle, ohne unsere Hüte abzunehmen, und gingen dann unserer Wege. Wir waren aber noch nicht weit gekommen, als uns von oben das Geschrei: „Judde! Judde!“ nachtönte, und einige Kieselsteine brummend wie Spitzkugeln um unsere Ohren sausten. Daß es Protestanten auf der Welt gab, war damals in jener Gegend unbekannt; für „Judde“ hatte man uns gehalten, weil wir die Kopfbedeckung nicht abgenommen. Giengen wir weiter bergab, so liefen wir Gefahr, von dem Steinhagel getroffen und schwer verletzt zu werden. Wir machten also Kehrt und liefen mit geschwungenen Bergstöcken Sturm gegen die Anhöhe. Daraufhin zogen sich die eifrigen Glaubenshelden schleunigst zurück, und wir konnten unbehelligt unseren Weg fortsetzen nach Tölz, wo wir mit einbrechender Nacht anlangten.

Am nächsten Morgen nahmen wir die Fahrstraße, welche von Tölz nach dem Kochel- und Ammersee führt, zuerst an der schäumenden Isar hin. Aber dem guten Franz, welcher mit den Hochalpen vertraut war und mehr als einen verzweifelten Schneerutscher gemacht hatte, war das langweilig. Wir fragten zwei sehr menschenfreundliche Gendarmen, welchen wir begegneten, ob es keinen Weg über die Bergwand gebe, an welcher wir hinschritten. „Neun,“ hieß es, „dös gebts nit.“ Dennoch entschied sich Franz, nach Besichtigung unserer Karte, „abzuschneiden,“ und ich, der ich als geborener Darmhesse nur den heimischen Odenwald und als ehemaliger Heidelberger Student etwas vom Schwarzwald kannte, stapfte arglos mit. Nun klommen wir steile Bergwände hinauf, erst auf Holz- und dann auf gar keinen Wegen und kamen nur ein-

mal an einem einsamen Bauerngehöft vorbei, welches, in Abwesenheit seiner Insassen, von zwei großen Hunden bewacht wurde. Dieselben waren weniger menschenfreundlich als die Gendarmen. Sie hielten uns wohl für Diebsgesindel, denn sie fielen uns wütend an, und nur mit Mühe konnten wir uns ihrer mit Hülfe der Bergstöcke erwehren, bis wir aus dem Bereich des Gehöftes waren.

Nach und nach gelangten wir auf eine beträchtliche Höhe, ohne das geringste Anzeichen eines baldigen Abstiegs. Einen Menschen in dieser Einöde anzutreffen und noch dazu an einem Karfreitag-Morgen, wo alle Welt „drunten in der Meß" war, stand nicht zu erwarten, und als wir unsere Karte befragen wollten, war dieselbe schon längst durch ein Loch in meiner Junggesellenrocktasche entschlüpft. Wir schritten also auf gut Glück weiter, durch den Schnee, der schon überall reichlich lag. Jetzt aber fing es auch tüchtig an zu schneien zur Enthüllung des gestrigen Wetterorakels. Bald konnten wir nur sechs Schritte weit vor uns sehen, wußten also nicht, wo wir waren, noch wohin wir gingen. Auch war es längst Zeit zum Mittagessen, und der Magen bellte noch lauter als die bösen Hunde vorhin. Franz meinte zwar, der verwünschte Berg müsse doch einmal ein Ende nehmen. Dieses Ende wollte aber durchaus nicht kommen, und so beschlossen wir im Laufe des Nachmittags zu unserer großen Demütigung es so zu machen wie Peter in der Fremde oder Napoleon in Moskau und den Rückzug anzutreten. Das war aber leichter gesagt als gethan. Einen Weg hatten wir nicht mehr; unsere Fußspuren waren durch den Schnee verweht, und wir konnten nur die steilen Abhänge geradewegs hinunterstapfen oder -rollen, wobei uns der Schnee, bei etwaigem Fallen, ein an-

genehmes Bett gewährte. Ich mußte dabei an Milton's Satan denken, wie er durch das Chaos taumelt, fliegt, stürzt, steigt und fällt; aber das war mir nur geringer Trost. Um Hunger und Durst hinwegzutäuschen, nahmen wir von Zeit zu Zeit Schneebröckchen in den Mund, ein gefährliches Aushilfsmittel, das jedoch ohne schlimme Folgen blieb.

Nach zweistündigem Hinabwanken gelangten wir endlich, ohne nennenswerten Unfall, wieder an die Isar, etwa zwölf Kilometer oberhalb des Punktes, wo wir dieselbe verlassen hatten. Sogleich nach Tölz weiterzugehen, wäre uns bei unserer gänzlichen Erschöpftheit unmöglich gewesen. Da trafen wir glücklich auf ein kleines „Werzhäuschen" für Waldläufer, Holzfäller und Flößer. Aber es war ja Karfreitag, und man konnte uns nur trockenes Brot, harten Käse und ein erträgliches Glas Bier aufwarten, welche magere Kost uns indeß vortrefflich schmeckte und stärkte. Noch an demselben Abend gelangten wir nach Tölz zurück, und am nächsten Tag gieng's, da es im Gebirge noch immer schneite, wieder nach München in die Türkenstraße, wo wir mit blutenden Füßen eintrafen.

Bei näherer Erkundigung hörten wir, daß wir bei unserer abenteuerlichen Wanderung auf die 6—7000 Fuß hohe Benediktenwand geraten waren. Wir hatten von derselben gegen 5000 Fuß erstiegen, wären also keinenfalls darüber hinweggekommen. So nahm unsere erste Bergfahrt ein unerwünschtes Ende — von weiteren Fahrten hat sie uns jedoch keineswegs abgeschreckt.

Daß wir in München auch den großartigen Brauereien eine gebührende Rücksicht schenkten, versteht sich wohl von selbst, und am ersten April des nächsten Jahres tranken wir Schmollis im Salvator. Ad vocem der königlichen Biblio-

thek wäre zu erwähnen, daß Heine's Romantische Schule daselbst als verboten nicht zu haben war, während Max Stirners weit gefährlicheres Werk „Der Einzige und sein Eigenthum" meines Wissens nur von mir gefordert und gelesen wurde.

Um diese Zeit erfuhren wir durch die Zeitungen, die Schweizer Regierung beabsichtige in Zürich statt der kleinen dort vegetierenden Cantonaluniversität eine gemeinschaftliche Hochschule zu errichten. „Das ist ja was für Dich," sagte der praktische Franz; „wenn Du Dich dort sogleich als Privatdozent habilitierst, so kann Dir mit der Zeit eine Professur nicht fehlen." Ich zog somit alsbald nach Zürich, wurde dort als Privatdozent in meinem Fach angenommen und gewann dadurch das Recht zu dozieren. Leider kam jedoch das Projekt der eidgenössischen Hochschule nicht zur Ausführung, sondern scheiterte an dem vereinten Widerstand der katholischen und nicht deutsch redenden Cantone. Zürich, damals eine Stadt von zwanzigtausend Einwohnern, behielt seine kleine Universität voll spartanischer Einfachheit. Die dortigen Gelehrten, meist politische Flüchtlinge, wie der bekannte Altphilologe Köchly aus Dresden, mußtens billig geben. Ein ordentlicher Professor z. B. hatte einen festen Gehalt von 1200 Franken, außer den spärlich laufenden Kolleggeldern. Wie sollte da ein nur auf letztere angewiesener Privatdozent zurechtkommen, der nur auf etwa zwei oder drei Zuhörer zählen konnte? Nach Verlauf eines an Naturkneiperei reichen Jahres zog ich, um einen schönen Titel reicher, wieder ab und kehrte zu meinen Penaten in Darmstadt zurück. Ich habe anderweitig berichtet, wie ich von dort meinem Bruder Louis zur Erheiterung dieses geborenen Melancholikers, nach Tü-

bingen folgte. Nach dem durch „Kraft und Stoff“ veranlaßten Bruch mit dem schwäbischen Athen kehrten wir Beide nach Darmstadt zurück, und nun trat eine unerwartet günstige Wendung in meinem Schicksal ein. Viele angesehene und wohlhabende Bürger im sogenannten Deutschen Reich waren mit der rückschrittlichen Bewegung der letzten Jahre äußerst unzufrieden, konnten es jedoch nicht wagen, mit der Staatsgewalt in offenen Konflikt zu treten. Dagegen unterstützten dieselben, wo sie konnten, mehr durch Werke als durch Worte diejenigen jungen Leute, welche sich in der revolutionären Bewegung festgefahren hatten und sich nun ihres Fortkommens beraubt sahen. Mein Wohlthäter war im gegebenen Falle der reiche Buchhändler Johann Philipp Diehl in der Rheinstraße. Mein literarischer Erstlingsversuch, die Übersetzung des „Childe Harold“, Frankfurt Meidinger 1853, war von der Kritik beifällig aufgenommen worden, und daraufhin eröffnete mir jener edle Mann von echtem Schrot und Korn, ich habe ihm Vertrauen eingeflößt, und sein Verlag stehe mir, einerlei für welchen Gegenstand, zu klingender Verfügung. Ich hatte mich schon lange mit dem Projekt einer Geschichte der englischen Literatur in populärem Sinne getragen, und dies sollte nun zur Ausführung kommen. Für Herrn Diehl war das freilich so viel als ins Wasser geworfenes Geld, aber er wollte mir nun einmal helfen, und in der That er half, denn die verhältnismäßig beträchtliche Summe, welche ich als unbekannter Anfänger für meine Arbeit erhielt, zog mich aus der unmittelbarsten Verlegenheit und wurde die Grundlage meiner seitherigen Ersparnisse. Übrigens kommt ein Glücksfall selten allein. Unter den im Jahre 49 kompromittierten Leuten befand sich der höchst talentvolle und gesinnungstüchtige

Doktor med. W. Zimmermann aus Darmstadt. Derselbe flüchtete nach dem badischen Aufstand nach Zürich, wo ich ihn wiedertraf, während er den Teufel, wie man sagt, am Schwanze herumzog. Aber Z. war ein anstelliger Kopf und wußte sich in jeder Verlegenheit zu helfen. Er machte in Zürich die Bekanntschaft einer zwar etwas angejahrten, nichtsdestoweniger aber pikanten Südfranzösin, welche von ihrem Manne, einem Schweizer, geschieden war. Sie wurden bald unter sich einig und faßten den Plan nach ihrer Verheiratung nach Nordfrankreich zu ziehen, woselbst sie Verwandte hatte, und es einem fähigen deutschen Arzte nicht an Praxis fehlen konnte. Dr. Z. hatte sich jedoch seiner Zeit in Mainz verheiratet und war von seiner Frau geschieden. Um sich nun wieder verheiraten zu können, mußte er die betreffenden Papiere vorlegen, welche ihm jedoch als politischem Flüchtling von den hessischen Behörden verweigert wurden. In seiner Verlegenheit wandte er sich an mich, und in der That gelang es mir, indem ich einigen untergeordneten Kanzleibediensteten die Pfote schmierte, die gedachten Papiere fraude et per nefas zu erlangen. Doktor Z. heiratete und zog nach Valenciennes (Département du Nord), wo er sich durch seine Geschicklichkeit als Arzt bei gerade eingetretener Cholera eine angesehene Stellung machte. In seinem Dankschreiben teilte er mir mit, an dem dortbefindlichen Collège Notre Dame sei man eines Lehrers der neueren Sprachen benötigt, und ich möge diese Stelle auf seine Empfehlung hin einstweilen einmal annehmen, wenn ich gerade nichts besseres zu thun hätte. Nun waren meine Aussichten als deutscher Schriftsteller zwar recht gut, andererseits aber reizte mich die Gelegenheit, das Französische grundmäßig kennen zu lernen, sowie Land und Leute in nächster Nähe zu studieren, so daß

ich mich schnell entschloß, das Angebotene zu ergreifen. Meine englische Literaturgeschichte konnte ich ja auch dort vollenden, und somit trat ich auf Neujahr 1855 in die angebotene Stellung ein. Der Erfolg übertraf meine Erwartungen; denn wenn meine Stelle auch nicht glänzend bezahlt war, so hatte ich doch reichlichen Nebenverdienst als Schriftsteller, konnte mich bei häufigen Reisen nach Paris dort umthun und zugleich meinen Fuß als Mitarbeiter an deutschen Zeitschriften behalten. Der größte Vorteil aber, den ich dabei fand, war die bald zur innigsten Freundschaft werdende Bekanntschaft mit dem französischen Philosophen Léon Dumont. Als ich eines schönen Morgens zu Valenciennes in meinem Studierzimmer saß, trat ein großer junger Mann von etwas vorgebeugter Haltung und intelligenter Physiognomie, mit einem gewaltigen schwarzen Bart und lebhaften dunklen Augen bei mir ein. Derselbe erklärte mir, er sei ein Freund deutscher Philosophie und rechne auf meinen Privatunterricht, um Schopenhauer in der Ursprache lesen zu können; er sei der einzige Sohn reicher Eltern und gedenke sein Leben der Nachforschung nach den letzten Gründen der Dinge zu widmen. Höchlichst erstaunt, unseren alten Menschenhasser als Gegenstand der Bewunderung eines jungen und wohlhabenden Franzosen zu finden, ging ich auf den Vorschlag ein und erkannte im Verlauf weniger Konferenzen, daß ich in Dumont einen Mann von der vielseitigsten Gelehrsamkeit, großer allgemeiner Bildung und einem überaus wohlwollenden Charakter vor mir hatte. Wir fanden sehr rasch Gefallen an einander, und er führte mich bei seinen Eltern ein, bei welchen ich ein viel und gern gesehener Gast wurde. „Mein Sohn," sagte der Vater, ein ehemaliger Kürassieroffizier aus der Zeit Karls X. zu mir, „mein

Sohn ist nicht wie alle Welt. Statt sich seines Lebens zu freuen, die hiesige Gesellschaft zu besuchen und mich mit der Zeit zum Großvater zu machen, spielt er den Sonderling, vernachlässigt sein Äußeres, verabscheut das schöne Geschlecht und macht mir und seiner Mama die größten Sorgen. Er sitzt Tag und Nacht in seinem Kabinet über Büchern, wie sie Niemand liest, bringt in Bezug auf die häusliche Ernährung die wunderlichsten, der Chemie entnommenen Einwendungen vor, kurz, il n'est pas comme tout le monde!" Ich begriff sogleich, daß ich mit so einem alten, beim Whist und der Gartenkünstlerei ergrauten Eisenfresser langsam zu Werke gehen mußte und — schwieg. „Sie sind ja auch ein Gelehrter," fuhr er fort, „aber Sie ziehen einen Frack und weiße Handschuhe an, wenn Sie in Gesellschaft gehen. Sie sind mit den Damen artig und verschmähen eine Kartenpartie nicht. Mein Sohn scheint nun ein unbegrenztes Vertrauen in Sie zu setzen, weshalb ich Sie bitten möchte dahin zu wirken, „daß er wird wie die übrige Menschheit."" „Dafür sehe ich nur Ein Mittel," entgegnete ich; „schicken Sie Ihren Sohn nach Paris, um zu studieren, was ihm beliebt, und Sie werden sehen, daß sich dieser eckige Kiesel an den dortigen Kieseln rund und zum Diamanten schleift." „Wozu braucht mein Sohn zu studieren?" war die Antwort; „er hat ja, was er zum Leben braucht und soll mir mein Alter verschönern." Ich versprach darauf hinzuwirken, so viel ich konnte, und wir trennten uns.

Bald bildete sich eine innige Freundschaft zwischen mir und meinem nur um neun Jahre jüngeren, aber durch philosophisches Nachdenken viel älteren Schüler, eine Freundschaft, welche sich auf die Gleichartigkeit der Bestrebungen, wenn auch

nicht durch die Mittel, welche dahin führen konnten, begründete. Einestags gestand mir Léon ganz offen, er habe sich, bis zu dem Verkehr mit mir, durch den beständigen Widerspruch seiner Überzeugungen und Bestrebungen mit denjenigen seiner Umgebung, dermaßen vereinsamt gefühlt, daß er sich mit Gedanken an Selbstmord getragen habe, und setzte hinzu, daß er von nun an seine, durch den bloßen Formalismus der französischen Methoden verfehlte Erziehung von vornherein wieder anfangen müsse. Er studierte sonach im Urtext Aristoteles, Baco, Descartes, Kant, Hegel und den schottischen Philosophen Hamilton wie den oberflächlichen Cousin. Aber alles in allem lief er immer wieder auf die Psychologie und die Rolle, welche die Wissenschaft des Schönen d. h. die Aesthetik einnahm, hinaus, welche ja auch meine Lieblingsbeschäftigung war. Auf langen Spaziergängen in die wenig malerische Landschaft des Val des Cygnes (Valenciennes), besprachen wir mit Leidenschaft und extravaganten Geberden das Objektive und Subjektive in Goethe und Shakespeare, Dante und Calderon, so daß uns die ländlichen Flamänder auf der Straße für zwei, einem benachbarten Hospiz entsprungene Narren halten mochten. In seinem Feuereifer, alles aufs Neue zu lernen, stand Dumont im Sommer morgens um fünf Uhr auf und begab sich von dem der Familie gehörigen Landsitz nach dem eine Viertelstunde entfernten Hause in der Stadt, wo er in seiner reichen Bibliothek drei bis vier Stunden angestrengt arbeitete. Nach einem kurzen Besuch in der Villa, um zu frühstücken, kehrte er bis zum Mittagessen um sechs Uhr in die Stadt zurück, um abermals zu arbeiten und brachte nur den Rest des Abends in der Familie zu. Bei dieser Lebensweise konnte seine Gesundheit nur leiden, und die Eltern gaben meinem dringenden Rate nach, ihn in Paris wohnen zu

lassen, wo sie ein großes schönes Haus in der Rue Louis le Grand besaßen. „Les voyages forment la jeunesse," sagt das Sprichwort, das heißt, mein Freund wurde in der That in der Großstadt Mensch mit Menschen, kleidete sich nach der Mode, studierte nicht nur Museen, Bibliotheken und Monumente, sondern besuchte auch Theater, Konzerte, Bälle und sonstige Festlichkeiten und bekam alsbald jenen weltlichen Schliff, der den wohlhabenden Pariser so leicht kenntlich macht. Mitunter unterbrach er seinen Aufenthalt durch Ausflüge wie zum Beispiel in die Pyrenäen, von wo er sich auf kurze Zeit eine gewisse Rosette mitbrachte, vernachlässigte jedoch die Pandekten und den Code Napoléon nicht, machte sein Examen als Licencié en droit und ließ sich, natürlich nur für die Form als Avocat près les Tribunaux de Paris einschreiben. Unsere ferneren Beziehungen und Mitarbeiterschaft sowie Dumont's Erfolge, weitere Schicksale und seinen frühen Tod habe ich in meinem Buch: Un philosophe amateur (Paris, Alcan 84) ausführlich beschrieben und erwähne nur, daß dieser vortreffliche Mann die Hauptursache meines Entschlusses wurde, in Frankreich zu bleiben und mich dort im Lehrfach sowie als französischer Schriftsteller zu versuchen.

Zu Anfang der sechziger Jahre lenkte sich die Aufmerksamkeit des damaligen sehr tüchtigen Unterrichtsministers Victor Duruy auf das bisher vernachlässigte Fach der lebenden Sprachen. Konkurrenzprüfungen fanden statt um ein geeignetes Lehrerpersonal zu gewinnen, und ich hatte — ein neuer unerhörter Glücksfall — die Chance in einer derselben einen der ersten Plätze zu erlangen. Bald wurde ich aus Valenciennes an das sehr wichtige Lycée de Caen in der Normandie versetzt. Hier nun finde ich es passend, den Unwahrheiten entgegenzutreten, welche seiner Zeit über die vermeintlich

schlechte Behandlung der deutschen Flüchtlinge in dem Frankreich des zweiten Kaiserreichs verbreitet wurden. Es mag sein, daß unmittelbar nach Niederwerfung des badischen Aufstandes, diejenigen, welche sich mittellos über die französische Grenze retteten, bei der Kaiserlichen Polizei eine schlechte Aufnahme fanden. Dies ging jedoch schnell vorüber, und in allen Fällen, wo der französische Staat nicht zu befürchten hatte, daß ihm Jene zur Last fallen könnten, zeigte er sich äußerst liberal und gastfrei, wenn man nur eigene Existenzmittel hatte oder sich als Arzt oder Lehrer nützlich machen konnte. So war es dem Doktor Z. ergangen, so erging es auch mir, wie vielen anderen verdienstvollen Männern, welche erst unter dem Krieg 1870 zu leiden hatten. Wieder durch einen besonderen Glücksfall wurde der Lehrstuhl der fremdländischen Literatur an der Universität Caen gerade frei. Man fühlte damals die Notwendigkeit, dieses Lehrfach mit Leuten zu besetzen, welche die ausländischen Schriftsteller nicht nur in Übersetzungen kennen gelernt hatten sondern auch praktische Kenntnis der fremden Sprachen besaßen „Vous êtes bon à quelque chose, donc nous vous gardons," sagten mir der Rektor und der Dekan der Fakultät des Lettres; „nur werden solche Stellen niemals an Ausländer vergeben; auch müssen dieselben die betreffenden französischen Grade besitzen." Daß ich mich auf einen solchen Vorschlag einließ, hat man mir in Deutschland in einer ebenso dummen wie hämischen Weise verdacht. „Ich habe mein Vaterland verkauft," schrieen besonders seit 1870 Bismarck's Preßhusaren. Was war denn aber damals viel zu verkaufen? Nachdem mich das sogenannte Vaterland mit Gewalt meiner Existenzmittel beraubt und in die Fremde hinausgestoßen hatte, wo man mich mit offenen Armen aufnahm als einen Mann,

„qui était bon à quelque chose?“ Mischte ich mich etwa in politische Angelegenheiten? Mit nichten. Meine seitherige deutsche wie französische Schriftstellerei war wesentlich schöngeistiger und literaturwissenschaftlicher Natur, und ich habe es nie geduldet, daß in meiner Gegenwart Übles in Frankreich über Deutschland noch in Deutschland über Frankreich geredet wurde. Jetzt lebe ich von einem wohlverdienten Ruhegehalt so unabhängig wie je vorher, indem ich Kaiser Wilhelms Verdienste um das neue Deutschland gern anerkenne, und kann also auf jene niedrigen Verleumdungen mit Gemütsruhe herabsehen gegenüber denjenigen, welche niemals in die Versuchung kamen, „ihr Vaterländchen zu verkaufen,“ da ihnen niemand etwas dafür geboten haben würde.

Ich ließ mich also naturalisieren, erwarb den Grad eines Docteur ès Lettres, dessen Erlangung in Frankreich viel schwieriger und kostspieliger ist als in Deutschland, und rückte im Jahre 1867 an der genannten Fakultät als Professeur des Littératures étrangères ein. Meine seitherige Existenz verlief nunmehr in einer sehr ruhigen, nur durch vielfache Reisen ins „Ausland“ und die 70er Ereignisse unterbrochenen Weise. Was die ersteren betrifft, so durchstreifte ich die Länder von deren Literatur ich zu reden hatte, getreu dem Goetheschen Lehrsatz:

Wenn den Dichter willst verstehen,
Mußt in Dichters Lande gehen,

wozu mir die ausgedehnten Herbstferien, fast drei Monate, die schönste Gelegenheit boten. Von Stockholm und Upsala bis Madrid und Granada, von London und Brüssel bis Wien, Pest und Neapel lernte ich des näheren so ziemlich alles kennen, was mir wissenswert erschien, und verwertete die ge-

wonnenen Eindrücke nicht nur vom Katheder herab sondern auch in den gelesensten französischen und deutschen Zeitschriften. Mein Reisegenosse bei diesen Ausflügen war meistens Freund Léon Dumont, dem ich in London und Wien sehr nützlich zu sein vermochte. Insbesondere verbrachten wir vierzehn Tage in München, welche an Kunst- und sonstigen Genüssen überreich waren. Ich machte meinen Freund mit dem damals auf der Höhe seines Schaffens stehenden Kaulbach bekannt, und zwar ging dieses in folgender eigentümlicher Weise vor sich. Auf dem Wege nach des Künstlers etwas abgelegenem Atelier, wo gerade der Karton von der Zerstörung Jerusalems ausgestellt war, traten wir in eine vielbesuchte Brauerei, um leicht zu frühstücken. Einige anwesende Stammgäste rückten an ihrem Tisch zusammen, um uns Platz zu machen, da sie leicht die Fremden in uns vermuten mochten. Dieselben sprachen alsbald mit Enthusiasmus von den Kunstschätzen ihrer Stadt, und als wir erwähnten, wir seien auf dem Wege zu Kaulbach, fragte ein dicker, mit einem riesigen schwarzen Schnurrbart versehener Herr: „giebt's do e guts Bier?“ indem er die Teilnahme der Münchner an ihren Kunstschätzen in einer burlesken Weise zu erkennen gab. Bestürzt erhoben wir uns und begegneten in der nächsten Straße einem stattlichen Herrn in einem schönen, mit Scharlach ausgeschlagenen Mantel. Ich hatte Kaulbach zwar schon früher persönlich kennen gelernt, jedoch nur in einer ganz oberflächlichen Weise, so daß eine Wiedererkennung nicht stattfinden konnte. Wir fragten den Herrn nach Kaulbach's Atelier, worauf derselbe erwiderte, die Bude sei für heute geschlossen, er werde uns aber Einlaß zu verschaffen wissen. Wir gelangten an die Thür, welche er offenbar als Herr des Hauses vor uns

aufschloß, indem er uns bat, einzutreten, und da standen wir nun wie die eingesalzene Madame Loth, voll Bewunderung, unbeweglich vor dem ergreifenden Werk des großen Meisters, der sich nunmehr zu erkennen geben mußte. Ich stellte Dumont vor als französischen Kunstschriftsteller, welcher von der Revue des deux Mondes beauftragt sei, einen Artikel über die neueste deutsche Malerei zu verfassen. Hocherfreut machte uns der Künstler die Honneurs seines Ateliers, erklärte uns all und jedes, und wir schieden sehr befriedigt von einander. Der Artikel erschien in der That in der gelesensten aller Pariser Zeitschriften und machte Kaulbach dem großen französischen Publikum erst eigentlich bekannt.

Die lohnendste unserer gemeinschaftlichen Exkursionen aber war die nach Spanien, wo wir jedoch das so oft betonte „Verschwinden der Lokalfarbe" durchaus nicht bestätigt finden sollten. Ich komme auf diese Reise in einem besonderen Kapitel zurück.

Meine weiteren Beziehungen zu Dumont blieben fortan die denkbar fruchtbarsten. Wir hatten uns beide in das Studium der Ästhetik vertieft und kamen dabei auf den wunderlichen Gedanken, Jean Pauls Vorschule ins Französische zu übersetzen und zu erklären. Die absonderliche Schreibart unseres Schriftstellers, der in tausenderlei witzigen Anspielungen seinen Gegenstand verläßt, um dann plötzlich durch einen wahren Bocksprung darauf zurückzukommen, bereitete uns unendliche Schwierigkeiten. Oft mußten wir selten gewordene Bücher aus Deutschland kommen lassen, dann wieder verschiedenartige Texte untereinander vergleichen, auf die geringsten Einzelheiten der Lebensbeschreibung unseres Verfassers und anderer Schriftsteller der romantischen Schule eingehen, und

wenn dies alles geschehen war, konnten wir nicht sicher sein, Jean Pauls Text richtig verstanden zu haben. Ich entwarf dann einige Paragraphen. Mein Freund sah diese Arbeit vom Standpunkt des guten französischen Stils, dessen er vollkommen mächtig war, durch, und dann setzten wir uns zum Zweck einer endgiltigen Herstellung des Textes zusammen. Nebenbei entfielen zahlreiche erläuternde Anmerkungen, in deren Anerkennung die Kritik späterhin unsere kommentierte Übersetzung un vrai travail de Bénédictins nannte.

Endlich aber kam die Hauptsache, nämlich die Suche nach einem Verleger. Überall antwortete man uns abweisend. Niemand kennt diesen Schriftsteller, und der Herausgeber würde keine hundert Exemplare davon verkaufen und somit nicht auf seine Kosten kommen. Nun dachten wir daran, unsere Arbeit bruchstückweise in der damals ans Licht tretenden Revue Germanique zu veröffentlichen. Hierüber schrieb mir Dumont unter dem 20. Mai 1861 folgendes: „Meine desfallsigen Schritte haben ein tragisches Ende genommen. Da ich den Herausgeber Neffzger nirgends finden konnte, suchte ich ihn in den Bureaux der Revue auf und traf ihn in einem der Gänge derselben. Nie in meinem Leben habe ich einen so bäurischen Empfang gefunden. Kaum hatte ich zwei Worte über den Zweck meines Besuches geäußert, so unterbrach er mich und rief: „Nein, nein, nein, lassen Sie mich, ich habe keine Zeit", und da stand ich allein auf dem Gange. Den Schrecken, den Herr Neffzger vor mir empfand, kann ich einzig auf die Rechnung Jean Pauls setzen. „Ein junger Mann," dachte er ohne Zweifel, „der sich in diesen Zeitläuften mit Jean Paul befaßt, muß nicht ganz richtig im Kopfe sein." Um sich nicht ferner derartigen Lümmeleien auszusetzen, entschloß sich Dumont, den

Stier bei den Hörnern zu packen, das heißt, unsere beiden Bände auf seine eigenen Kosten drucken zu lassen, für welches Unternehmen wir in der Person des Herrn August Durand einen sehr intelligenten Verleger fanden. Allem Erwarten zuwider begegnete unsere Veröffentlichung einer äußerst günstigen Aufnahme. Das sehr teure Buch hat sich in den 25 Jahren nach seinem Erscheinen, 1862, bis auf das letzte Exemplar verkauft, und es ist heute unmöglich sich ein Stück auf dem Wege des Buchhandels zu verschaffen. Dumont hat sich seither einen bedeutenden Namen als philosophischer Schriftsteller gemacht und hätte bei längerem Leben gewiß seinen Platz in der Académie des Inscriptions et belles Lettres gefunden, wenn nicht sein früher Tod seiner rastlosen Thätigkeit ein trauriges Ende gemacht hätte. Der Krieg von 1870 hatte ihm durch die unvermeidliche Entfremdung zwischen Deutschland und Frankreich den größten Kummer bereitet, den der bald erfolgende Tod seines heiß geliebten Vaters noch vermehrte. Er empfand mit kaum vierzig Jahren den Anfang des Herzleidens, welches ihn bald dahinraffen sollte. Im Frühjahr 1875 beschlossen wir die schon erwähnte Reise nach Spanien zu machen, deren Ausgang tragisch für ihn werden sollte. Auf der Rückreise von Madrid nach Paris erlitten wir auf dem Nachtschnellzug zwischen Poitiers und Tours einen Unfall, der zwar glücklich verlief, uns aber während einer halben Stunde durch Entgleisen unseres Waggons in die äußerste Lebensgefahr brachte. Die damit verbundene Aufregung vermehrte den Herzfehler meines Freundes in der bedenklichsten Weise. Nach Paris zurückgekehrt, hoffte er eine Linderung seines Leidens durch einen Aufenthalt auf dem väterlichen Landgut. Leider wurden die Anfälle dort immer heftiger, und ehe ich noch an sein

Krankenbett eilen konnte, verschied er im Januar 1877, im Alter von vierzig Jahren. Seit jenem unheilvollen Ereignis, welches mich so schwer betraf, verlief mein Dasein in einer eintönigen Weise, nur unterbrochen durch jeweilige Ferienausflüge in die Schweiz, nach Deutschland und Italien.

VIII.

# Reise nach Spanien.

Zu Anfang der Karwoche des Jahres 1876 faßte ich, Angesichts des schönen Wetters, den heroischen Entschluß, dem Lande der Guitarren und Zwiebeln einen unerwarteten Besuch abzustatten. Gesagt, gethan! Schon am Donnerstag Mittag saß ich mit meinem Pariser Freunde im öffentlichen Garten zu Bordeaux, um der Militärmusik zuzuhören. Der Sonnenschein war prächtig, aber ein kühler Wind blies öfters störend dazwischen, und die schnippischen schwarzäugigen Bordelaises machten Mäulchen: man sah, daß ihnen diese Temperatur zu Ende April nicht geläufig war. Als wir aber Abends aus dem Theater „des Folies Bordelaises“ traten, um nach Hause zu gehen, schlug uns ein eigentlicher Schneesturm entgegen, und bis zu unserem Hotel (Richelieu) hatten wir in einem zwei Zoll hohen Eiskot zu waten. Nun, tröstete man sich, wir gehen ja nach „dem warmen Süden“; ich freute mich aber doch im Stillen, einen flanellgefütterten Überzieher mitgenommen zu haben, während mein Freund nur mit Sommerfürtout und Reisedecke ausgeflogen war. Am nächsten Morgen bei abermaligem Sonnenschein ging es weiter nach Bayonne, durch das berüchtigte Haideland des Landes, welches übrigens

jetzt mit einer ungeheuren, trefflich ausgenutzten Kiefernwaldung bestanden ist. In dem Gürtel von Landhäusern und Gärten, welcher Bordeaux umgiebt, hatte die Pflanzenwelt schon ihre südliche Entfaltung; aber mit dem Blütenschnee, welcher ringsumher prangte, vermischten sich die Schneeblüten in einer wunderbaren Weise, und auf den Akazien längs der Bahn waren Blüten und Schnee nicht von einander zu unterscheiden. In Bayonne konnten wir zwar einen reizenden Spaziergang an den vielbesungenen, blumigen Ufern des Adour machen; doch die zahlreichen Ausläufer der Pyrenäen, welche dort herantreten, waren unerbittlich in Schnee gehüllt. Es war eben allenthalben ein schnöder Wechsel in der Temperatur eingetreten, und je weiter wir nach Süden vordrangen, desto empfindlicher sollte derselbe werden. Es war eben wieder Karfreitag, wie in den bayrischen Alpen, und auch im Hotel St. Etienne hatten wir nur eine jener berühmten Fastenmahlzeiten, welche aber, obwohl aus nichts als Fisch und Eiern in den verschiedensten Gestaltungen bestehend, den Vergleich mit jeder anderen table d'hôte, besonders denjenigen, wo man unwillkürlich fastet, aushalten konnte. Abends freilich hatten wir wieder denselben unerbittlichen Schneesturm wie am Tag vorher und früher bei Tölz. Wir reisen nach Sibirien, statt nach Spanien! sagten wir scherzend; aber dieser Scherz sollte nur allzubald, in dem schönen Spanien selbst, eine bittere Wahrheit werden.

Am nächsten Morgen nahmen wir den wieder eingerichteten direkten Zug, den ersten, welcher seit Jahren von Bayonne nach Madrid ging; keinen Schnellzug wie denjenigen, welcher vor dem Karlistenkrieg, in 40 Stunden von Paris nach Madrid zu laufen pflegte, sondern einen Bummler,

das einzige, was man nach den Zerstörungen des Kriegs in Stand zu setzen vermochte, mit voraussichtlich 26 Stunden Fahrzeit von der Grenze bis zur Hauptstadt. Kaum in der kleinen Grenzfeste Irun angelangt, gewahrte man in der That allenthalben die Spuren barbarischer Verwüstung: zahlreiche Häuser, von welchen nur noch die vier Mauern stehen, zerstörte Brücken, abgeschnittene Wege, und dieses Schauspiel wiederholte sich, die baskischen Provinzen hindurch, bis in das Dourothal hinunter. In Irun selbst war der Bahnhof gänzlich abgebrannt worden; ein neuer wurde gerade provisorisch eingerichtet; von der Verwirrung, welche da bei der Zollvisite, der Billetausgabe, der Gepäckeinschreibung und den Versuchen zu frühstücken, herrschte, wollen wir lieber schweigen. Dabei eine Unzahl von Reisenden und beständige Truppentransporte! Die Gegend wundervoll, zwischen Gebirg und Meer, bis es dann, von St. Sebastian an, direkt in die Pyrenäenkette hineingeht. Guten Wein, ohne den geringsten Bockschlauchgeschmack, wie die Reisehandbücher drohen, findet man auf vielen Stationen in sogenannten Kantinen, welche sich zu einer Eisenbahnrestauration verhalten wie ein rohes Ei zu einem gebratenen Kapaun; Lebensmittel weniger, weshalb wir uns in Bayonne mit Vorräten ausgerüstet hatten, dagegen Schnee und Eis à discretion in einer Menge und Stärke, wie man sie nur bei der ärgsten Winterkälte des Nordens kennt. In den Pyrenäen, welche wir bei Tage passierten, ging es noch an; aber im Verlauf der Nacht gelangten wir, vor Kälte erstarrend, in die Sierra Guadaramma, und mit dem ersten Morgengrauen zeigte dieselbe noch weniger eine sibirische als eine norwegische Physiognomie. Furchtbare Granitwände, kahle Gipfel, jähe Schlünde, Stein- und Eis-

felder, alles in einen trüben Schneenebel gehüllt, das war das Schauspiel, welches wir stundenlang, wenn nicht genossen, so doch ertrugen. Das ist Altkastilien, sagte uns ein mitreisender Spanier, das Vaterland der Steine! Korkstopfen und Wolle sind die einzigen Produkte dieser „schönen Gegend". Solche öde Gebirgsketten hat aber Spanien mehrere; sie durchschneiden das Land in seiner ganzen Breite, hemmen allen Verkehr und machen einen großen Teil seines Bodens der Kultur unzugänglich. Man muß diese trostlosen und endlosen Bergwüsteneien, im Sommer glühend, im Winter schneidend kalt, selbst durchzogen haben, um die wunderliche Geschichte des Landes und seine jetzigen verzweifelten Zustände zu begreifen. Daß diese Ketten durch Eisenbahnlinien durchbrochen worden sind, ist ein halbes Wunder; die Linie in der Guadaramma, nordwestlich von Madrid, steigt bis über 4000 Fuß Höhe und hat auf dem Gebirgskamme allein vierzehn Tunnel; in der Nevada, in der Morena, in den Pyrenäen findet ähnliches statt. Der Bau war mithin endlos kostspielig und langwierig, und die meisten Bahnen gehen im Zickzack dahin, so daß man z. B. in Madrid von der Westseite her ankommt, statt von Nordosten. Alle Linien haben bis jetzt nur eine Spur, und jede Verzögerung wird darum für den ganzen Tagesverkehr fühlbar; selten kommt ein Zug ohne Verspätung an. Auch verzinsen sich die spanischen Bahnen schlecht; deshalb gehen meist auf einer Linie nur zwei Züge täglich, welche dann durch den großen Andrang des Publikums und die häufigen Truppentransporte, endlos werden. Glücklicherweise kann man Billet und Gepäck in einem Bureau, in der jeweiligen Stadt, besorgen; denn an der eigentlichen Kasse drängen sich oft hunderte von Menschen zusammen, und statt

mehrere Guichets aufzumachen, besorgt ein einziger Kassierer alle Klassen, und das mit einem echtspanischen Gleichmut. Auch an Schaffnern fehlt es; beim Ein- und Aussteigen hilft sich jeder selbst, nach Lust und Vermögen; wie eine Station heißt, wie lange man anhält, nach welcher Seite man absteigt, das muß man alles selbst auszumachen wissen. Die Kosten der Bahnverwaltung werden durch diesen Mangel an Personal verringert, aber die Bequemlichkeit des Publikums gleichfalls. Schnellzüge sind unter solchen Umständen unbekannte Dinge. Jeder Zug hält an allen Stationen, nur soll in einigen Tagen der Expreßzug zwischen Paris und Madrid wieder in Gang kommen.

Mithin mußten wir uns glücklich schätzen, als wir am Ostersonntag Morgen, zwischen 10 und 11, nach dreißigstündiger Fahrt mit nur drei Stunden Verspätung, halb erfroren, in Madrid eintrafen und im Hotel de la Paix am Sonnenthor, d. h. im Mittelpunkte der Stadt, gute Unterkunft fanden. Nachmittags um drei aber saßen wir nichts destoweniger im Zirkus beim Stiergefecht, bei einem offiziellen Osterstiergefecht in Gegenwart des Hofes und der Obrigkeiten. Über diese ekelhafte Tierquälerei will ich ausführlicher berichten.

Wenn heutzutage ein Tourist durch halb Europa gefahren ist, so kommt er wieder, stößt einen schweren Seufzer aus und sagt: Ich wäre besser zu Hause geblieben, denn anderwärts ist alles wie hier: es giebt keine Lokalfärbe mehr! Das ist aber eine Übertreibung, außer von seiten derjenigen, welche nicht aus ihrem Bädeker oder Murray und den großen Hotels von allgemein europäischem Anstrich herauskommen. Für den dagegen, welcher sich aus diesem fatalen Zauberkreise

herausarbeitet, giebt es überall noch „Lokalfarbe“ genug. Italien wird ihm immer noch das Land der gefälligen Leute sein; zur Not trifft er dort selbst noch Banditen. In Rußland sieht er, auch ohne den ewigen Theekessel zu rechnen, gleichfalls ganz besondere Dinge. In der Schweiz findet er, daß die Nachkommen Winkelrieds fremde Einfälle immer noch empfindlich zu züchtigen wissen, und „point d'argent, point de Suisses“ heißt es dort mehr wie je, nur im Singular. Besonders aber hat fern im Süd das schöne Spanien so viele Eigentümlichkeiten bewahrt, daß der Liebhaber des Pittoresken und Nationalen dort nicht über Mangel an Lokalfarbe klagen darf. Manches davon möchte sogar zu Grunde gehen, ohne daß man darüber zu seufzen brauchte; so z. B. die feierliche Straßenbettelei, und die Stiergefechte. Letztere sind nämlich geradezu unvermeidlich, selbst für denjenigen, welcher kein Stier und kein Toreador ist. Der bloße Ausdruck toros bezeichnet sie schlechthin, und dieses Wort toros ist beständig in Jedermanns Munde. Wenn man aus Spanien zurückkommt, wird man gleich gefragt, ob man auch Stiergefechte gesehen habe? Wie aber sollte man keine gesehen haben? Wer kann es vermeiden in Amsterdam, Stockholm oder Venedig Kanäle, oder in München Bierhäuser zu bemerken? Und so ist es in Spanien mit den toros. Das augenfälligste Gebäude jeder Stadt ist niemals das Schulhaus, sondern immer das Amphitheater, meist von schönen, großen, ganz römischen Verhältnissen. Das bedeutendste war seither in Sevilla, es mag 10000 Zuschauer fassen und der niedrigste Eintrittspreis ist ein Real (30 c. oder ein Achtel Mark). Das jetzt in Madrid neu aufgeführte Gebäude kann aber leicht für 15000 Menschen Raum haben, und über den

allgemeinen Eindruck, welchen es, vollgefüllt, hervorbringt, mag man in Schillers Kranichen des Ibykus (denn Bank an Bank gedränget sitzen) nachlesen. Dort saßen wir also, wie erwähnt, am Ostersonntag Mittag, inmitten eines grenzenlosen Andrangs und in Gegenwart des Königs und seines Thronfolgers, seiner Schwester, nämlich. Das Schauspiel fing eine halbe Stunde später an als gewöhnlich, um die Vesperandacht nicht zu behelligen (!); das Wetter hatte sich vorübergehend gebessert. Ein kalter Wind strich zwar noch vom Hochgebirge her, aber die Luft war rein und eine glühende Sonne strahlte auf den endlosen Sand der öden Madrider Hochebene. Bessere Bedingungen für ein Stiergefecht konnte es nicht geben, und dennoch machte uns dasselbe, wie schon gesagt, nur den Eindruck einer nutzlosen und ekelhaften, polizeiwidrigen Tierquälerei. Das Durcheinander von Zigaretten, Orangen, Wassergläsern, Capa's, Mantillen und Liebäugeleien, welches man dabei wahrnimmt, ist in der That bezeichnend und interessant, aber von der vielgerühmten Ritterlichkeit der Vorgänge im Zirkus selbst vermochten wir nichts zu bemerken. Bei jeder Vorstellung, zwischen 3 und 6, opfert man drei Dutzend Schindmähren, um ein halbes Dutzend Bullen, drei Stunden lang, langsam zu Tode zu martern, und thut sich zu dem Ende zu Zwanzig oder Dreißig zusammen, während ein gewandter Metzger und einige kräftige Abdecker das Geschäft viel kürzer und besser abmachen würden. Aber, wenden die Freunde dieser Einrichtung ein, man bedenke die Kraft, Gewandtheit, Kaltblütigkeit der Picadores, Matadores und sonstigen Toreadores. Das ist jedoch bloße Sache ihres Handwerks, und die Athlethen, Equilibristen, Springer, Kunstreiter, Seiltänzer, Trapezisten und sonstigen Tausendkünstler

des ersten besten Zirkus würden dort ihre Verrichtung gerade so gut, vielleicht besser machen. Und die Gefahr, welche die Kämpfer laufen, sagt man. Diese Gefahr in Wirklichkeit ist verschwindend und z. B. nicht größer als diejenige bei den gewöhnlichen Studentenpaukereien, wo sich die Eingeweihten auch unter einander unter die Nase lachen, wie Cicero's Vogeldeuter, wenn im Verlauf von drei Stunden und bei sechs Duellen anderthalb Tropfen Blut vergossen worden sind. Nur der Matador, der den Stier endlich durch einen Degenstoß tötet, steht eine wirkliche Gefahr aus, und auch diese ist gering, wenn man anschlägt, welche Unzahl von Stieren abgeschlachtet wird, ehe die Kämpfer einmal einen wirklichen Unfall erleben. Die Lanzenreiter werden allerdings zuweilen mit ihren Pferden umgeworfen, kommen aber immer unbeschädigt davon, da sie bis an den Gürtel mit Eisenblech und Leder gewappnet sind und auch sogleich durch die Mantelschwinger gedeckt werden. Wenn von all diesen Stierhelden je nur Einer auf dem Platze bliebe, so würde sich bald Niemand mehr für dieses verächtliche, im Lande selbst aber hochangesehene, Handwerk finden. Der Mut und die Kaltblütigkeit dieser äußerst zahlreichen Gesellen wären im Karlistenkrieg jedenfalls besser am Platz gewesen, als in der Arena; da ließen sie sich aber nicht sehen! Die einzigen beklagenswerten Leute sind da, nächst dem Stier, die Pferde. Diese unglücklichen Tiere dienen den Lanzenreitern förmlich als Schild gegen den Ansturm des Bullen, und werden so geschickt gedreht, daß sich die Hörner regelmäßig in ihren Leib bohren. Bleiben sie nun nicht gleich tot, so werden sie, mit herabschleifenden Eingeweiden, blutend und an allen Gliedern zitternd, aufs Neue in den Kampf gespornt und geprügelt, bis sie umsinken. Auch kommt es

vor, daß ein Stier ein verendend daliegendes Pferd auf's Neue auf die Hörner nimmt und zerfleischt. Wie man sich für ein solches Henkerschauspiel zu begeistern vermag, konnten wir, und viele, selbst Spanier, nicht begreifen. Die Masse des Publikums freilich wird dabei wie von einem Blutwahnsinn ergriffen und begleitet den Verlauf des Kampfes mit den heftigsten Geberden und den leidenschaftlichsten Ausrufen. Offenbar werden hier Stier und Pferd als natürliche Feinde angesehen, welche man nicht grausam genug behandeln kann. Und gerade dies ist erstaunlich und verwerflich. Für den armen Spanier, dessen immerhin beträchtliche, industrielle und kommerzielle Hülfsmittel in den Händen von Fremden, von Franzosen, Engländern und oft auch Deutschen sind, ist der Ackerbau fast die einzige Zuflucht, und gerade die hierfür unentbehrlichen Tiere, welche ihm heilig sein sollten, behandelt er, als wären sie die gefährlichsten Ungeheuer der Wüste.

Nach 6 Uhr wälzte sich die endlose Menschenwelle wieder nach der Stadt zurück, die Alkalastraße dahin, zu Fuß, zu Roß und in Monstreomnibussen. Der damalige König Alphons fuhr mit seiner Schwester im offenen Wagen vorbei und grüßte beständig seine Unterthanen. Diese aber benahmen sich wie geborene Granden und ließen die Hüte sitzen. Dasselbe bemerkten wir bei anderen Gelegenheiten, als wir dem Hof an verschiedenen Bahnhöfen, und gelegentlich des Besuches des Prinzen von Wales in Toledo wieder begegneten. Ein Gleiches war bekanntlich mit dem Savoyer Amadeo, welcher zwischen den zwei Republiken König war, der Fall gewesen. Amadeo, so erzählte man uns, verbrauchte täglich einen Hut, ohne daß es ihm etwas genützt hätte, und als er nach zwei Jahren die aufgedrungene Krone niederlegte, konnte er seine

Hutmacherrechnung nicht bezahlen; dieselbe blieb eine Nationalschuld, welche sich mit so vielen anderen, auf den jugendlichen Alphons vererbt hat.

Wir redeten schon von Lokalfarbe. In den Stiergefechten hat man welche — in der Bettelei auch, und von den toros bis zu dieser ist es nicht weit: die blutigen Schauspiele finden nämlich zu einem „milden Zweck" statt. Ob die Nettoeinnahme die enormen Kosten der Gebäulichkeit, der gemaßregelten, sehr theuren Stiere, der abgemurksten Pferde und des äußerst zahlreichen Kämpfer- und Dienst-Personals weit überschreitet, vermag ich nicht zu sagen, muß aber unwillkürlich an ein Wohlthätigkeitskonzert nebst Ball denken, welches wir seiner Zeit als Studenten, in einem benachbarten Badeorte gaben: nach Abzug unserer sämtlichen Transport- und sonstigen Kosten von der Bruttoeinnahme blieb für die Armen nur ein ideales Nichts übrig! Jedenfalls wird das Fleisch der totgequälten Stiere zu billigem Preis (1 bis 2 Groschen das Pfund) an die Armen, vielleicht auch an andere, verkauft; sehr schmackhaft kann es nicht sein, und wenn während unserer Reise in den Hotels zähes und trockenes Rindfleisch auf die Tafel kam, pflegten wir mit Ergebung zu sagen: toros!!!

Also wir wollten von den Bettlern reden, welche die Zugänge zu den toros, wie überhaupt alle Zugänge, im Belagerungszustand erhalten. Dieselben sind noch weniger durch ihre große Zahl, als durch die feierliche Würde ihrer Geberden merkwürdig. Wenn man z. B. irgendwo stehen bleibt, um etwas zu betrachten, sieht man sich plötzlich von einem würdigen Herrn in Hut und Mantel (capa, wovon später mehr) angesprochen. Man denkt, derselbe habe etwas

Wichtiges auszurichten, denn er nähert sich mit einer Gönnermiene, als wolle er mir ein Geheimnis mitteilen oder sonst einen Gefallen thun; auch fängt er damit an, mich Bruder (hermano) zu nennen; dann vertraut er mir, bald lächelnd, bald mit tiefem Ernst, die Thatsache an, ein Akt der Wohlthätigkeit (carida) sei jetzt gerade bei ihm sehr wohl angebracht. Das erste Mal reicht man unwillkürlich eine, diesem gewinnenden Auftreten entsprechende Gabe und erhält dafür eine lobende, ganz brüderliche Anerkennung; allmählich freilich wird man gleichgültig, hartherzig, unerbittlich, darf aber niemals grob werden, denn der Bettler betrachtet sich selbst als einen perfekten Gentleman, welcher „in einer vorübergehenden Verlegenheit sich die Freiheit nimmt, u. s. w. u. s. w." Deshalb mischt er sich etwa auch, immer höflich, in euer Gespräch, belacht einen Witz oder macht selbst einen, und ginge mit zu Tisch oder ins Theater, wenn man ihn nur einlüde; denn seine gesellschaftliche Stellung bringt das so mit sich. Neben diesen sehr lokalfarbigen und diplomatischen Bettlern giebt es außerdem an alten Weibern und zerlumpter Straßenjugend die Hülle und Fülle von gewöhnlichem Bettelvolk. Dieses muß man, weil sehr aufdringlich, kurz abweisen, wobei ein Kraftspruch, am besten in einer unverständlichen Sprache, öfters recht wirksam ist. Ein ganz erfolgreiches Mittel gegen die Standhafteren aber hatte ich darin, daß ich mein Notizbuch hervorzog und anfing sie abzuzeichnen. Erst gafften sie verdutzt hin; sobald sie aber begriffen hatten, um was es sich handelte, begaben sie sich schleunig auf dem Rückzug. Sie erwarteten, daß man ihnen das Konterfei ihres Königs giebt, nicht aber das ihrige nimmt.

Ein weiterer, besonders spanischer Zug, welcher schon in

Madrid stark hervortritt, ist die immer noch anhaltende Nationaltracht der Capa. Dies ist der altspanische Mantel, welcher mit der Geschichte des Landes, wie mit seinem Theater eng verwachsen ist und der verbreitetsten Bühnengattung den Namen der Degen- und Mantelkomödie gelassen hat. Heute ist der Degen weggefallen, aber der Mantel floriert fort und fort und wird Jahr aus Jahr ein, bei Kälte und Wärme, von der unendlichen Mehrheit der, sonst europäisch gekleideten, städtischen Bevölkerung getragen. Die Capa besteht immer aus einem dunkeln Tuch und reicht faltig bis zur halben Wade herunter; darüber hängt ein runder Kragen, welcher höchstens bis an den Ellenbogen geht. Sie hat also eine große Ähnlichkeit mit dem geschmackvollen sogenannten Macferlane, in welchem man von hinten wie ein Kutscher und von vorn wie eine Federmaus aussieht. Der Spanier aber weiß seine Capa, wenn nicht mit Grazie, so doch mit Würde zu tragen; „elle ne lui pend pas dans le dos," wie die Franzosen sagen. Die beiden Vorderstücke sind von oben nach unten mit zwei parallel laufenden Streifen Futter von verschiedener Farbe und Stoff, z. B. blau und rot, Pelüsche und Merino, besetzt, und nun wirft der Träger den rechten Zipfel mit einer unfehlbaren Gewandtheit so über die linke Schulter, daß die farbige Innenseite nach Außen hängt, was sich, in einem massenhaften Durcheinander gesehen, sehr malerisch ausnimmt. Von vorn dagegen ist der Anblick eher unheimlich. Durch den erwähnten Wurf nämlich rückt die Capa bis an den Mund und oft bis über die Nasenspitze herauf, so daß man nichts als ein Paar dunkle Augen mit einem schwarzen Filzhut darüber und zwei Beinen darunter wahrnimmt. Wenn nun so ein Paar Capas beisammenstehen

und sich gravitätisch über die letzten Ereignisse der toros unterhalten sieht, dann glaubt man in diesen ruhigen, ehrenwerten Bürgern einige katilinarische Existenzen zu erblicken, welche Gift, Dolch und Steinöl gegen Thron, Altar und Kassenschrank brüten. Man fasse sich aber ein Herz und gehe sie um eine Auskunft an; da wird man keine Antwort erhalten, wie jener „dumme Kerl, der nach Frankfurt kam und nicht einmal wußte, wo die Fahrgaß war." Sogleich löst sich einer der „Verschwörer" von der Gruppe los, begleitet euch, Straßen lang, bis zum Postgebäude, welches ihr gerade sucht, und verabschiedet sich, mit einer schönen Verbeugung, erst dann, wenn er euch bis vor das poste-restante Bureau gebracht hat, welches man schon selbst ausfindig gemacht hätte. Daselbst aber hört die kastillanische Höflichkeit auf, und der spanische Beamte fängt an einer der unangenehmsten zu werden, die es geben kann. Bei einer unserer Reiseunterhaltungen sagte uns ein Eingeborner einmal folgendes: „Das spanische Volk besteht aus lauter grundbraven Leuten (sehr wahr!); aber was mit dem Staate, der Verwaltung, der Presse, überhaupt mit dem öffentlichen Leben zusammenhängt, c'est tout canaille sans exception." Der Mann sprach nämlich Französisch. Dies harte Urteil mag übertrieben sein, aber der spanische Beamte scheint es herausfordern zu wollen. Er mag schlecht oder unregelmäßig bezahlt werden; jedenfalls ist er verdrießlich, thut möglichst wenig und das Wenige schlecht, und scheint zu erwarten, daß die Maschine, ehe sie sich bewegt, erst geschmiert werden muß. Nach welchen Grundsätzen die Stellen besetzt werden, weiß ich nicht, wahrscheinlich eher nach Gunst als nach Verdienst. Sicherlich war dies der Fall mit dem „dummen Jungen" (ich finde keinen milderen Ausdruck),

welcher den poste-restante Dienst versieht oder vielmehr nicht versieht. Offenbar ist derselbe nicht gewohnt, verschiedenartige Handschriften oder gar fremde Schriftarten zu lesen, denn ob er das Gesuchte findet oder nicht findet, hängt, wie wir uns mehrfach überzeugten, von dem reinen Zufall ab. Die Klage über die Niederträchtigkeit dieses Dienstes ist übrigens unter den Fremden, besonders den Engländern, ganz allgemein. Wer nur einige Lokalkenntnis erworben hat, läßt sich seine Briefe ins Hotel adressieren. Unglaublich aber scheint es, daß der Bedienstete, welcher am poste-restante Schalter der spanischen, so vielfach von Fremden besuchten Hauptstadt sitzt, auch nicht eine Silbe einer fremden Sprache versteht, sondern sich beleidigt glaubt und mürrisch antwortet, wenn er in einer solchen angeredet wird. Da wir ganz in der Nähe wohnten, so machte ich mir ein Vergnügen daraus, diesen Burschen täglich, in Gegenwart möglichst vieler Zeugen, auf Deutsch, Französisch und Englisch anzusprechen, um die Kenntnis dieser empörenden Unwissenheit unter die Leute zu bringen. Das ist auch „Lokalfarbe."

Um nun von dem Eindruck zu reden, welchen Madrid im allgemeinen macht, so ist derselbe gerade kein günstiger. Daß die Stadt 2000 Fuß über dem Meer, auf einer öden, schwer zugänglichen Hochebene liegt, ist zwar nicht ihre Schuld, aber für die Geschichte und Entwickelung des Landes bezeichnend. Wie die staatliche und kirchliche Autorität der alten Monarchie, so war auch ihr Sitz die Hauptstadt nämlich unnahbar: der Himmel ist hoch und der Zar ist weit! Wenn Gustav Adolf, seiner Zeit, von München sagte, es sei ein goldener Sattel auf einem Esel, so gilt dies viel eher von Madrid; aber so wenig wie der Manzanares mit der Isar oder der

Elbe, so wenig läßt sich die spanische Hauptstadt, obwohl volkreicher, mit München oder Dresden vergleichen. Von der Bildergalerie sehen wir hier ab; in Hinsicht der Auswahl und Vollständigkeit ist dieselbe bekanntlich die erste in der Welt; aber als Stadt macht Madrid eine mittelmäßige Figur. Da die Häuser meist hoch und die Straßen eng sind, so hat die Stadt eine geringe Ausdehnung, und man ist nach allen Seiten bald am Ende. Altertümer hat sie fast keine und das Neuere ist meist schwerfällig und geschmacklos, immer aber nichtssagend. Das Neueste sind zwei recht nette, vielbesuchte und gutbefahrene Skating Rinks; das bizarre Phänomen des Abbrennens einer „Eisbahn" ist bei ihnen bis jetzt noch nicht vorgekommen. Die Umgegend von Madrid ist, wie schon erwähnt, trostlos! Endlich ist das Klima abscheulich. Madrid ist nicht nur die Residenz der spanischen Könige, sondern auch der Sitz des Gottes der Winde. Das Sprichwort sagt: Der Wind von Madrid bläst keine Kerze aus, aber er tötet einen Menschen. Das mag für die schöne Jahreszeit gelten, wo die kalten Luftströmungen den Unvorsichtigen nur allmählich überraschen; Ende April aber, als wir da waren, mochte der Wind wohl Menschen töten, aber die Kerzen blies er gleichfalls aus. Das wehte von allen Seiten um jede Straßenecke, bald lau, bald schneidend kalt, bald naß, bald trocken, mit einem Temperaturwechsel, von welchem man an anderen Orten keinen Begriff hat. Nun wurde uns die Bedeutung der Capas klar. Kein Wunder, daß alle Madrider Herren wie Verschwörer aussahen: es war eine allgemeine Mantelverschwörung gegen — den Wind! Mit der berüchtigten spanischen Sonne dagegen ging es zunächst noch immer sehr sparsam her. Man war versucht, die bekannte Anekdote von

dem spanischen Gesandten in London in ihr Gegenteil zu verkehren. Ein nach Spanien Reisender fragte denselben nämlich, ob er eine Bestellung nach Hause habe. Nichts, war die Antwort, als einen Gruß an die Sonne, welche ich, seit ich in England bin, nicht gesehen habe! Aber es ist Thatsache, daß wir in Madrid, außer beim Stiergefechte, von der Sonne nicht mehr sahen, als jener in London. Wer also, außer im hohen Sommer, dahin geht, der nehme sich eine Capa mit oder kaufe sich dort eine solche, selbst auf die Gefahr hin, für einen Catilina und Carbonaro gehalten zu werden! — und, als zweiter Rat: er lasse sich, zu keiner Jahreszeit, poste-restante Briefe schreiben!

Wenn man in Spanien in einer größeren Stadt, sei es in Madrid oder Sevilla, oder nur in Granada und Malaga, durch die vielfach gewundenen, engen Gassen schlendert, so wird man auf die Dauer durch das Dasein einer Menge wohlversehener bric à-brac-Läden betroffen. In jeder Straße wenigstens einmal, oft mehrere beisammen, stehen sie offen mit ihren schwerfälligen, geschnitzten und gedrehten Sesseln und Stühlen, altertümlichen, eingelegten Tischen, Kommoden und Schränken, wunderlichen Luxusflinten und Pistolen, welche niemals von Mauser, Dreyse und Chassepot geträumt haben; mit Porzellan- und Fayencegeschirren, Gobelins, abenteuerlich verschnörkelten Stutzuhren, verkrusteten Gemälden, venetianischen Spiegeln, unheimlichen Dolchen und blutrostfarbigen Hellebarden, bizarrem Glaswerk, Ketten, Armbändern, Ringen und jenen tausend kleineren Gegenständen des Hausrates aus der Rococozeit, welche die gegenwärtige Generation, als sie noch ein kleiner Junge war, mit stummer Bewunderung an ihren Urgroßmüttern betrachtete. Ich besuchte im vorigen Jahr die vielbe-

sprochene Ausstellung von Altertümern in der Eschenheimergasse in Frankfurt a. M.; die spanischen bric à-bric-Händler könnten eine solche zehnfach herstellen — ohne die lebendigen Rococogegenstände beiderlei Geschlechts zu rechnen, welche die Ware bewachen und zu verkaufen suchen.

Hier entsteht nun die Frage: Wo kommen in Spanien alle diese zahlreichen, heutzutage so sehr gesuchten und immer seltener werdenden Wunderdinge her? Zartbesaitete Gemüter erwidern hierauf seufzend: Aus dem Raube der Kirchen und Klöster! In der spanischen Geschichte ist uns nun zwar, etwa mit Ausnahme der letzten kommunistischen Bewegung an der Südküste, von einer solchen gewaltsamen Verweltlichung der Kirchengüter nichts bekannt geworden; immerhin aber könnten geistliche Möbel privatim veräußert worden sein. Doch selbst wenn dies der Fall wäre, so ist noch ein solcher Überfluß im Besitze der Geistlichkeit geblieben, daß der spanische Staat seiner jetzigen, alles lähmenden Kreditlosigkeit leicht und schnell aufhelfen könnte, wenn er dorten, in der Art der diplomatischen Bettler, ein unverzinsliches, nicht rückzahlbares Anleihen machte. Von dem Mobiliarreichtum der spanischen Kirchen an Kunstwerken und sonstigen Kostbarkeiten und Raritäten kann sich nur derjenige einen Begriff machen, der selbst hingesehen hat; geplündert oder nicht, strotzen sie immer noch von Gold, Elfenbein, Marmor, Juwelen, Gemälden und dem feinsten Schnitzwerk; Tabernakel wie in Toledo, Granada und Sevilla sieht man wohl in der Welt nicht wieder. Und dabei bedenke man, daß die Hauptsache in den Sakristeien steckt und dem gewöhnlichen Sterblichen gar nicht zu Gesicht kommt. Nur in Toledo hatten wir das Glück, gerade nach dem Prinzen von Wales in die Kathedrale

zu treten und die Masse von Gold- und Silbergerät, wie von prachtvollen Gewändern und Edelsteinen zu übersehen, die man für ihn zur Schau gestellt hatte. Um sich übrigens zu überzeugen, daß die Geistlichkeit keineswegs ausgeraubt worden sein kann, braucht man nur die Geistlichen selbst anzusehen. Diese zahlreichen, stattlichen, stolzen, wohlbeleibten, wohlgepflegten, wohlgekleideten Herren leiden offenbar keinerlei Mangel, und inmitten der ärmlichen Bevölkerung nehmen sie sich aus wie ihre reichen, prunkvollen Kirchen innerhalb der verkommenden und zerfallenden Städte. Dieser Klerus ist jedenfalls eine Macht im Staate und einer der dicksten schwarzen Punkte am Horizonte des alfonsistischen Regiments — besonders seitdem dasselbe das Prinzip der religiösen Toleranz anerkannt hat.

Doch um auf den bric à-brac zurückzugehen, so glaube ich, daß sich dessen häufiges Vorkommen auch anders als durch Kirchenraub erklären läßt. Wie heutzutage in England, so hatte in Spanien, in der Reformationszeit, der Seehandel endlose Schätze an Gold und Kostbarkeiten zusammengehäuft, und wenn das Land auch allmählich verfiel, so dauerte doch sein innerer, einmal erworbener Wohlstand noch weit bis in das vorige Jahrhundert hinein. Seitdem aber verarmten gerade die wohlhabenden, edlen Familien, und da bei denselben Arbeit für eine Unehre galt, so waren sie genötigt, aus der „Schnur zu zehren" und, wie der biedere Lafontaine, die Zinsen samt dem Kapital zu vermöbeln. Manches schöne Erb- und Familienstück muß da, dringenderen Bedürfnissen zu liebe, den Weg alles bric à-brac's gegangen sein. So entleerten sich allmählich und entleeren sich noch Schlösser und Paläste ihrer künstlerischen Habe, und ihre Kostbarkeiten finden

sich, in einer plebejischen Gleichheit vor dem Trödler, in schwer zugänglichen Winkelgäßchen und unbeschreiblich malerischen, aber übelriechenden Buden wieder.

Wer da Geld, Zeit, Orts- und Sachkenntnis hätte und sich auf das Transportwesen verstünde, der könnte bald, für einige tausend Thaler, ein kleines Museum zusammenbringen, welches in London oder Paris Hunderttausende wert wäre. Ich habe in einer französischen Stadt einen Trödler gekannt, welcher fünfundzwanzig Jahre lang unverdrossen allen möglichen alten Kram zusammengescharrt hatte, endlich aber das Beste aussuchte, eine eigene Ausstellungsbude baute, in vier Wochen alles rein ausverkaufte und sich damit ein beträchtliches Vermögen machte. Man weiß, warum und wie sehr solche Artikel jetzt gesucht sind, besonders in Frankreich und England. Ein Herr So und So z. B. hat sich nach wohlbetriebenen Geschäften mit einigen Millionen zurückgezogen. Alsbald kauft er sich ein altes Schloß, oder noch besser, er läßt sich eine Ruine aus den Rittertagen oder der Renaissancezeit neu bauen und stattet dieselbe mit altertümlichen Möbeln und einem „Urväterhausrat" aus, welcher zwar weder schön, noch bequem ist, dafür aber auch das Zehnfache eines eleganten und komfortablen, zeitgenössischen Mobiliars kostet. Wenn man nach einem oder zwei Jahren auf seinen romantischen Landsitz kommt, dann glaubt man in die Schatten der Vorzeit zu treten. Erst wird man in eine künstlich verfinsterte Halle mit Glasmalereien an den Fenstern geführt, in welcher sich Teppichgemälde und Rüstungen nebst Zubehör um den Vorrang streiten. Dringt man bis in den Salon vor, so gelangt man in eine Art von Möbelmagazin, in dem sich sämtliche Sitzgattungen, seit dem Mittelalter vertreten finden,

und in einem benachbarten Kabinet befindet sich die Gelehrsamkeit vergangener Tage unter der Form eines ehrwürdigen eisenbeschlagenen Bücherschrankes voll unlesbarer Scharteken in Schweins- und sonstigem Leder, mit ziselierten Metallbügeln u. s. w. Der unerfahrene Besucher ist da alsbald überzeugt, daß der Stammherr der hier wohnenden Familie einst zwischen der Jungfrau von Orléans und dem famosen Bastard Dunois gefochten hat, oder mit Wilhelm dem Eroberer aus der Normandie über den Kanal nach England gezogen ist; der ausnahmsweise Menschenkenner allein erinnert sich, daß er all diese Herrlichkeiten schon einmal anderswo gesehen hat, und zweifelt an dem Werte der reicheingerahmten Bilder an den Wänden, weil bei der allgemeinen künstlichen Dämmerung keines „im richtigen Lichte" hängt. Nun, jeder nach seinem Geschmack! Der neugebackene Millionär hat gern alte Sachen, und darum ist der bric à-brac jetzt Mode; es werden riesige Geschäfte darin gemacht und für diese ist Spanien eine gute Quelle. Fast acht Jahre lang war dieses Land durch den Karlistenaufstand und andere Unruhen fast abgesperrt oder wenig zugänglich und wurde zwar von Geschäftsreisenden, nicht aber von Touristen und Kunstliebhabern besucht. Heute ist die einzige Eisenbahnlinie, welche hineinführt, wieder offen: die von Paris über Bayonne nach Madrid.

Wie lange wird sie es bleiben? Das läßt sich nicht absehen. In den Pyrenäenprovinzen ist auch ein schwarzer Punkt sichtbar: die Widersetzlichkeit der Basken nämlich gegen das Einheits- und Gleichheitsprinzip. Davon, daß man überall Steuern zahlen, Soldaten stellen und sterben muß, will ihnen nur die letztere Wahrheit in den Kopf; Spanier wollen sie sein, und doch eine bevorzugte Ausnahmestellung

(Fueros) behalten. Und wenn man ihnen nicht nachgiebt, sind die Trotzköpfe im Stande, den Aufstand von vorne anzufangen, die Nordlinie zu zerstören und dergleichen. Also avis au lecteur, wenn er nach spanischem bric à-brac lüstern ist. Auch ohne mit den betreffenden Kuriositätenkrämern unter einer Decke zu stecken (puh!), können wir sie doch empfehlen; besonders die Läden in Granada, welche uns die originellsten und reichhaltigsten zu sein schienen. Doch von Granada giebt es auch sonst viel zu berichten, und zunächst über die eigentümlichen Wege, auf welchen wir in dieses merkwürdige alte Mauren- und Zigeunernest gelangt sind.

Wer von Madrid aus weiter in das Innere des Landes vordringen will, hat zu dem Ende die große Südlinie vor sich. Dieselbe führt zunächst an den Tajo hinunter zu den „schönen Tagen von Aranjuez" und übersteigt weiterhin die Toledokette. Dann trennt sich ein südöstlich nach Alicante und Carthagena führender Zweig ab; westlich ein anderer, der durch das Guadianathal und dann nach Lissabon geht. Die mittlere Linie durchkreuzt ihrerseits die wüste, felsenstarrende Sierra Morena, erreicht, Menjibar gegenüber, den Guadalquivir und läuft in dessen Thal westsüdwestlich nach Cordova, Sevilla, Cherez, und Cadiz hinunter. Bei Cordova trennt sich ein neuer Zweig ab, der gerade südlich nach Malaga führt, und, ehe er die Sierra Nevada, die südlichste und höchste der spanischen Ketten, durchbricht, von Bobadilla aus eine ostnordöstliche Seitenlinie in das Gebirg hinein nach Granada entsendet. Wer also von Madrid nach Granada fährt, der beschreibt, von Menjibar aus, drei Seiten eines Vierecks und macht mithin einen sehr beträchtlichen Umweg.

Auf der vierten Seite dagegen führt, von Menjibar über Jaen nach Granada, eine direkte Poststraße. In Madrid erfuhren wir, dieselbe werde täglich von einer schnellfüßigen Diligence befahren, welche, um zehn Uhr morgens abgehend, um sieben Uhr und vier Stunden früher als der um neun in Menjibar passierende Zug, anzukommen pflege. In einer spanischen Diligence waren wir noch nicht gefahren; wir entschlossen uns also ohne viel Besinnen, dieselbe zu benutzen — mit welchen Wechselfällen des Glücks und besonders mit welcher Lokalfarbe, das wird man sehen.

Wir verließen Madrid abends zwischen Neun und Zehn mit der Südbahn, gelangten morgens um Neun nach der, rechts vom Fluß liegenden Station Menjibar, stiegen aus und fanden einen stattlichen Postwagen altklassischen Stils, mit Mayoral (Kondukteur), Kutscher und Postillon versehen und mit acht Maultieren und Pferden bespannt. Wir verlangten Plätze in der „Berlina", welche dem Coupé entspricht; dieselben waren aber schon vergeben. Dagegen bot man uns zwei Plätze im „zweiten Coupé" an; dieselben wurden arglos angenommen; dann begaben wir uns in das Stationsbüffet, um in möglichster Eile ein treffliches Frühstück einzunehmen. Als wir wieder herauskamen, war die Deligence auf dem Punkt abzufahren, und wir gewahrten mit einiger Bestürzung, daß alle sichtbaren Räume in der Berlina, dem Coupé und dem Inneren gedrängt voll saßen. Wir machten unsere Ansprüche auf das „zweite Coupé" geltend, und da stellte es sich heraus, daß man darunter eine Bank auf dem offenen Verdecke, dem Gepäck gegenüber, verstanden hatte. Da werden wir auch die Gegend sehen! sagten wir, stiegen munter hinauf und mit einem plötzlichen Ruck

setzte sich das schwere Fuhrwerk in goloppierende Bewegung. Denn schnell fährt eine spanische Diligence, das muß man ihr lassen; abwärts und auf ebenem Grund im Galopp, bei leichter Steigung im scharfen, bergan im kurzen Trab; im Schritt niemals. Die Straße, welche wir befuhren, ist trotz des furchtbaren Gebirges, welches sie durchkreuzt, sehr wohl angelegt und erträglich unterhalten; nichtsdestoweniger erhielten wir, bei der gewaltsamen Bewegung, Rucke und Stöße, welche jedes Loslassen des eisernen Geländers lebensgefährlich machten. Dabei blies ein heftiger Wind, welcher einen feinen, weißen, blendenden Staub aufwirbelte, uns in wenigen Minuten vollständig puderte und uns den Besitz unserer Hüte mit Hartnäckigkeit streitig machte. Allmählich begannen wir nun einzusehen, daß wir uns auf eine mehr als lokalfarbige Unternehmung eingelassen hatten; aber zurück konnte man nicht mehr; es hieß: Vogel friß oder stirb!

Bald nach der Abfahrt waren wir am Fluß und kreuzten den gelbschäumenden Guadalquivir auf einer baufälligen, haarsträubenden Hängebrücke. Ich habe schon in mehr als einen „Abgrund" geblickt, aber den Bergstrom, vom Verdeck des schwankenden Wagens auf der schwankenden Brücke gesehen, werde ich Zeitlebens nicht vergessen. Aber weiter ging's an dem alten, kahl und trostlos daliegenden Bergnest Menjibar vorbei und bis zum ersten Relais, wo in einer öden Ebene aus einsamer Hütte acht neue Tiere zum Vorschein kamen, mit wunderbarer Schnelligkeit angespannt wurden und davon galoppierten. Allmählich fing die Gegend an interessant zu werden, und malerische Bergketten von eleganten Formen traten unserer südlichen Richtung quer in den Weg. Aber drohendes Gewölk zog um sie her, senkte sich tiefer und tiefer,

und bald sprühte ein feiner Regen, vom Winde gepeitscht, fast wagrecht auf uns herab. An ein Benutzen der Regenschirme war da nicht zu denken; der Staub, welcher uns gepudert hatte, verwandelte sich in einen grauen Schleim; bald sahen wir aus wie zwei Bäckergesellen am Trog, und die Lage wurde nun wahrhaft kritisch. Wir hielten Kriegsrat, und da wir, als zweitem Relais der nicht unbedeutenden Stadt Jaen nahten, so beschlossen wir, dort abzusteigen und irgendwie eine Besserung unserer Lage zu erzwingen.

Jaen ist ein alter, trübselig aussehender Ort mit einer stattlichen Kirche an einem großen Platz, auf welchem die Diligence anhielt, um umzuspannen. Wir ließen uns eine Leiter geben, kletterten von unserem luftigen und nassen Thron herunter und reklamierten, insoweit wir uns auf Spanisch auszudrücken vermochten, bessere Plätze. Welche Scene! Von der einen Seite bedrängten uns die feierlichen Bettler, von der anderen die Kellner der beiden anliegenden Funda's; dazwischen standen die übrigen Passagiere, die Wagenführer, die Neugierigen und zwei stattliche, sehr artige und gefällige Gendarmen. Dabei allgemeine Gleichheit vor dem strömenden Regen! Hier stellte es sich nun heraus, daß mein schlanker und leichtbekleideter Reisegefährte, als der vierte im Bunde, noch in das obere, mit einem Lederverschluß versehene Coupé hineingeklemmt werden konnte, woselbst er denn auch, bis zum Ende der Fahrt, wie in einen spanischen Bock gespannt, verharrte. Für mich selbst arbeiteten die Leute mit großer Beharrlichkeit an dem Gepäck herum, um dessen Lederbedeckung über meinen Sitz zu spannen. Ich stieg also wieder auf, aber die Decke war zu niedrig und lag, wie ich mich auch setzen mochte, mit ihrem ganzen Gewicht auf meinem Kopfe,

während das Wasser auf den Sitz rieselte. So konnte es nicht gehen; ich stieg wieder herunter. In der Berline saß eine dicke wohlwollende Dame, welche die Vorgänge mit offenbarer Teilnahme betrachtete. Ich fragte sie, wann wir in Granada ankommen würden? Nicht vor zehn Uhr! war die Antwort; und es war etwa halb eins! Dies entschied meinen Entschluß. Fahrt nur zu, sagte ich zum Mayoral; da oben fahre ich nicht mit. Ich käme als ein toter Mann an! In jedem anderen Lande der Welt wäre nun der Postwagen abgegangen, und ich hätte, vierundzwanzig Stunden später, mit dem des nächsten Tags, auf einem besseren Platz nachkommen können. Nicht so in dem wohlwollenden Spanien! Alle Welt, die Gendarmerie zumeist, nahm an meinem traurigen Geschick Anteil und man fragte sich, was da zu machen sei; nur die Bettler, welche ich im Drange der Verhältnisse etwas unzart behandelt hatte, lachten mich aus. Endlich kam die Lösung; der Mayoral erklärte mir nämlich, wenn ich ihm für jede Station (es waren deren fünf) eine Pezeta (1 f. 5 c.) geben wolle, werde er mir die Hälfte seines Platzes auf dem Bock abtreten. Etwas mehr als vier Mark! das war nicht zu viel gefordert. Unter allgemeinem Frohlocken stieg ich auf, und davon gings. Beneidenswert war mein Los freilich nicht; drei robuste Männer auf einem Platze, welcher knapp für zwei Personen berechnet war, und dabei keine andere Bedachung oder Lehne als die Vorsprünge des Coupés, welche meinem neuen Hut unvergängliche spanische Reiseeindrücke verursachten — neun Stunden einer solchen Lebenslage ließen manches zu wünschen übrig. Immerhin war man wieder Mensch mit Menschen und nicht mehr die „einzige fühlende Brust“ unter den Gepäckstücken und der Lederdecke da droben.

Auch waren die nächsten Eindrücke recht freundlich. Der Regen hörte auf, die Sonne trat aus den Wolken und trocknete und erwärmte mich. Meine beiden Nachbarn, der Mayoral und der Kutscher, behandelten mich mit Hochachtung und boten mir Cigaretten an, welche ich jedoch nicht rauchte, weil ich kaum einen Arm regen konnte. Am meisten aber behagte mir unser stattliches Achtgespann, welches weniger von dem Kutscher als von dem Postillon gelenkt wurde, welcher an der Spitze des Zugs auf dem linken Tier saß. Dieser etwa achtzehnjährige Bursche hatte einen schwarzen Ledermantel an mit einer Kapuze, welche auf seinem Rücken auf- und niederschlug, wenn er sie nicht bei etwaigen Regengüssen über den Kopf zog. Auch führte er ein tüchtiges Horn, mit welchem er die uns begegnenden Fuhrwerke aus unserem Wege scheuchte und die Ankunft an den Stationen verkündete. Er hatte einen breiten und hohen arabischen Sattel aus Schaffell, und seine Steigbügel hätten, wenn losgeschnallt, als Überschuhe dienen können. So ritt dieser Bursche, von morgens zehn bis abends halb elf die dreißig oder vierzig Wegstunden, welche wir machten, immer darauf los, hurre, hurre, hopp, hopp, hopp, wie Lenorens gespenstiger Reiter. Man hätte seine Posteriora auf die Ausstellung nach Philadelphia schicken mögen. Dabei sang er seine eintönig näselnden, spanischen oder vielmehr maurischen Weisen vor sich hin, außer wenn er seine Maulesel und Pferde anrief. Den letzteren fehlte es übrigens auch nicht an sonstigen Ermahnungen, denn der Kutscher und der Mayoral leisteten darin Erstaunliches. Von den sechsundfünfzig Tieren, welche uns nacheinander an jenem denkwürdigen Tage (Donnerstag, 20. April) zogen, hatte jedes seinen besonderen Namen, und

obwohl sie sich in ihrer Pflichterfüllung nichts weniger als lässig zeigten, wurden sie doch beständig persönlich interpelliert, wobei die lange Peitsche des Kutschers und ein besonderer Treiber nachhalfen. Letzterer, ein barfüßiger leichtgeschürzter Geselle, hing entweder mit Händen und Füssen an einer Seite des Wagens fest, oder er sprang, wenn es langsamer ging, herab und so zu sagen, in die Tiere hinein und bearbeitete dieselben unbarmherzig mit einem langen Stecken, den er in der Faust führte. Das beständige Anrufen der Tiere, in welchem die vier Wagenführer einander ablösten, war unbeschreiblich komisch. Es klang, und zwar den ganzen Tag hindurch, ungefähr folgendermassen: Banjero, Banjero, Paquita, ailla! Hortellano = tellano = tellano! Capitana, allan! Cafestero, Cafestera! Avellanja, ailla! Alma! Carambo, allan! und dann wieder zum Postillon assa! assa! (wahrscheinlich für basta), wenn es bergab zu schnell ging. Letzteres kam jedoch zunächst noch nicht vor, denn von Jaen aus waren wir in ein Bergthal eingebogen, wo rasch gestiegen wurde. Hier bekamen wir den ersten Vorgeschmack der andalusischen Natur und Vegetation, eine Luft zum Küssen nämlich und eine üppige südliche Pracht von Baumwuchs und Blütenduft. Darüber schon ernste, drohende Granithöhen, dann wieder lachende Seitenthäler, hier und da die Ruinen eines maurischen Schlosses auf steiler Höhe, im Thal Mühlen und einzelne Bauernhöfe; allenthalben die Spuren einer reichen und eifrigen Kultur. Noch ein Relais und das Thal wird enger, die Aussicht düsterer, es fängt wieder an zu regnen und ein schneidender Wind bläst durch die Bergspalten uns entgegen. Da fängt auch der Magen an zu knurren, denn von dem guten Frühstück vom Morgen

ist, nach all der Gemüts- und sonstigen Bewegung, kaum noch eine entfernte Erinnerung übrig. Die geringen, in der Eile beim Frühstück eingesackten Vorräte (man glaubte ja in Granada zu dinieren) sind bald verschwunden, und an den einsamen Stationen, wo die Pferde zauberhaft schnell gewechselt wurden, war nichts, aber auch rein gar nichts zu haben. Glücklicherweise hatte ich etwas Reisechocolade und ein Fläschchen Rum in meiner Hängtasche; ohne dieses Hausmittelchen wäre ich wohl mehr tot als lebendig in Granada angekommen.

Unser Thal wurde indessen immer wilder, verengte sich mehr und mehr, und wir kamen an eine Stelle, wo himmelhohe Felsen von beiden Seiten so steil in das Wasser abstürzen, daß man in den zur rechten Hand einen beträchtlichen Tunnel, eine Art von Pausilipp im Kleinen, gehauen hat, durch welchen die Straße hindurch führt. Weiterhin wurde das Thal etwas freier, Alpenwiesen mit spärlichem Baumwuchs zeigten sich hier und da, dazwischen ein Dörfchen, wo gewechselt wurde. Der Himmel wurde wieder hell, aber es war bitter kalt. Nun senkte sich die Straße ein wenig; wir waren offenbar über eine Wasserscheide gekommen. Gegenüber lagen hohe Gebirgszüge mit Schneefeldern, welche ich für die Sierra Nevada hielt. Es war etwa fünf Uhr. Nun gehts nach Granada hinunter? fragte ich. Noch nicht, war die betrübende Antwort. Die Gebirgsfahrt sollte jetzt erst recht angehen. Der erwähnte Höhenzug rückte näher und löste sich allmählich in mehrere unglaublich schroffe Wände auf, deren relative Höhe von der Thalsohle aus drei- bis viertausend Fuß betragen mochte. Sie waren von oben bis unten mit ungeheuren, weißlich schimmernden Granitblöcken übersäet; waghalsige Ziegen krochen dazwischen herum; eine hatte auch richtig ein

Bein gebrochen. Eine der erwähnten Wände lag nun wie ein mächtiger Riegel breit vor uns, und die Straße strebte in künstlicher Netzverschlingung an sie hinan, um sie zu umgehen. Wohl eine Stunde lang fuhren wir stets in wackerem Trab hin und her, ohne ersichtlich von der Stelle zu kommen, aber immer steigend; da war das Hindernis endlich umgangen. und nun gings in grausige Granitschluchten hinein, für deren Öde weder die Schweiz noch Tyrol, sondern nur der gräßliche Kast oberhalb Fiume ein Gegenbild liefern können. In einem tiefen Einschnitt stand wieder ein einsames Haus, vor welchem gewechselt wurde, wie es gerade anfing zu dunkeln. Zwei Gendarmen traten vor das Thor. „Ist die Straße sicher?" hörte ich den Mayoral fragen. „Ganz sicher!" war die Antwort. Jetzt erstaunte ich mich, daß mir der Gedanke, eine solche Gebirgsstraße könne möglicherweise nicht immer sicher sein, nicht früher von selbst gekommen war. Es war uns nämlich aufgefallen, daß wir häufig in gewissen Zwischenräumen Gendarmen, immer zwei und zwei und bis an die Zähne bewaffnet, begegnet hatten; an manchen Stellen haben sie sogar kleine aber feste und wohlvergitterte Wohnhäuschen. Immerhin wäre es für ein halbes Dutzend entschlossener und wohlbewaffneter Kerle trotz aller Gendarmen ein Kinderspiel gewesen, die Diligence in einer der Gebirgswindungen abzufassen und auszuplündern, und sie hätten an Hab und Gut der zwanzig Passagire keinen schlechten Fang gemacht. Aber es kam nichts vor; die Vorsehung mochte denken, wir hätten ohnehin Leids genug ausgestanden; ich wenigstens habe in meinem Leben nicht so arg gefroren, wie in den Granitschluchten jener schroffen Höhen, welche doch nur die Vorberge der eigentlichen Sierra Nevada sind.

Mögen aber diese Erfahrungen keinen Touristen abhalten, die beschriebene Straße zu befahren, sondern ihn nur lehren, die nötigen Vorsichtsmaßregeln zu gebrauchen. Man bestelle sich zum Voraus durch den Telegraphen einen Platz in der Berlina, nehme ein kaltes Mittagessen und warme Kleider mit, und man wird zwischen Menjibar und Granada nicht mehr Unbill erfahren, als man seiner Zeit während einer zwölfstündigen Fahrt in einem Thurn- und Taxis'schen Eilwagen ausstand. Die erwähnte dicke Dame z. B. kam ebenso munter an, wie sie abgefahren war, während wir arme Schlucker kaum noch wußten, ob Paris in Frankreich oder in Neuholland liegt.

Endlich ging es also ernsthaft abwärts, um Bergecken herum, an Felsenhängen hin und über Notbrücken weg, wie man sie auch anderwärts befährt, aber nicht achtspännig und indem die Rosselenker singen, Cigaretten drehen und dieselben sogar anstecken. Die Finsternis brach jetzt ganz herein und es war immer noch bitter kalt; aber wir kamen doch aus den Bergen heraus, und es wurde zum letzten Mal umgespannt. Wieder sausten wir, jetzt auf flachen Strecken, dahin, eine volle Stunde lang; da wurde fast plötzlich die Luft weicher, und ein süßer Blütenduft quoll in mein halberstarrtes Riechorgan. So konnten nur entfernte Orangengärten duften! In der That, es war kein Zweifel, wir waren in der Vega von Granada, im Garten von Andalusien. Bald wurde auch ein fernschimmernder Lichtnebel sichtbar. Das ist Granada! beteuerten mehrmals und mit Nachdruck meine beiden Bockgefährten, gerade als wenn es mir darauf angekommen wäre, daran zu zweifeln. Immerhin hatten wir noch eine halbe Stunde zu fahren. Einzelne Höfe und Häuser

zeigten sich schon, von Gärten umgeben, hier und da ein beleuchtetes Madonnenbild. Dann rollten wir von Zeit zu Zeit unter hohen Thorbogen hin; dieselben mochten die ehemaligen Befestigungsgrenzen einer Stadt anzeigen, welche von einer halben Million auf siebzigtausend Einwohner herabgeschwunden ist. Endlich, aber immer noch zwei Stunden vor dem Zug, welchen wir am Morgen verlassen hatten, gelangten wir in die Stadt selbst, in traurige halberleuchtete Gassen mit einem unbeschreiblichen Pflaster, auf welchem wir im Schritt dahinhumpelten, wie ein maroder Fußgänger; dann auf einen großen Platz; da hielt die Diligence stille, unbeschädigt; sie mußte aus untadelhaftem Material verfertigt sein. Wir krochen von unseren Sitzen herab und in einen Omnibus; denn wir wollten in das neugegründete Hotel Washington Irving, welches dicht an der Alhambra, also weit oberhalb der Stadt liegt. Fast eine halbe Stunde lang fuhren wir hinauf, erst durch winklige finstere Berggäßchen, dann durch einen dichten, romantischen, halb erleuchteten, von rauschenden Wassern durchrieselten Wald. Zuletzt schlug aber doch die Glocke der Erlösung; wir waren abgeliefert und saßen bald trotz der späten Stunde bei einem erträglichen Nachtessen mit dampfendem Thee, rotem Valdepenjas und weißem Malaga — dem Verdienst seine Krone!

Als wir gegen Mitternacht auf unsere Zimmer gingen, sagten wir uns: Wenn wir ohne Brust-, Hals- oder sonstige Entzündung davon kommen, dann wird diese Fahrt eine unserer ansprechendsten Reiseerinnerungen bleiben! Letzteres ist glücklicher Weise eingetroffen.

Als ich nach unserer abenteuerlichen Diligencenfahrt erwachte und meine Fensterläden zurückschlug, erblickte ich, hinter

einer hohen starkbelaubten Baumreihe, eine rötliche, von der Sonne angestrahlte Masse: es waren die Zinnen der Umfassungsmauer der Alhambra! Gleich darauf kam auch mein Reisegefährte zum Vorschein. Wir stellten fest, daß wir noch lebendig und munter waren, frühstückten und richteten dann ohne Verzug unsere Schritte nach dem alten maurischen Königsschloß. Was aber doch die schöne Literatur nicht thut! Die schöne Literatur, welche von allen ernsten Leuten mit ernsten Geschäften, und selbst von dem eigentlichen Gelehrtenstand, so gern über die Achsel angesehen wird als etwas Überflüssiges, Frivoles, Schädliches, als ein Ding, welches im praktischen Dasein immer unbeachtet über Seite gesetzt werden sollte! Diese unpraktische, leicht entbehrliche schöne Literatur hat sich selbst in Granada, wie sonst so oft, nützlich und anstellig erwiesen! Mit der Alhambra hatten sich seit Jahrhunderten viele gelehrte Herren und Altertumsforscher und Kunstkenner und Gott weiß Wer noch mehr beschäftigt, und dennoch war das Wunderwerk maurischer Baukunst vor der großen und kleinen Welt in Vergessenheit geblieben und stand rettungslos da in schnödem, täglich wachsendem Verfall. Da erscheint, vor etwa vierzig Jahren, ein amerikanischer Tourist, Essayist und Novellendichter, nebenbei auch Diplomat und Geschichtschreiber, Washington Irving, durchstreift das südliche Spanien, setzt sich, während einiger Sommermonate, in der Alhambra selbst fest, betrachtet ihr phantastisches Märchenwerk mit dem Auge des Malers und des Dichters, horcht an Ort und Stelle auf den Klang der tausend Sagen und Anekdoten, welche sich immer an historische Denkmale von solcher Wichtigkeit anheften, und entzückt dann, eines schönen Tages die große Lesewelt durch die Veröffentlichung seiner *Alhambra-*

*Tales*, dieses Bilder- und Novellenkranzes, welcher sich, wie ein frischer Schmuck, auf den alten Trümmerhaufen legte. Seitdem ist das Interesse an den maurischen Ruinen, im Lande wie im Auslande, erwacht; man besucht, untersucht und beschreibt dieselben, man erhält sie und fängt sogar an, das Verlorene wiederherzustellen. Der merkwürdigste Triumph der schönen und leichten Literatur liegt aber noch gar nicht hierin, sondern in ihrer unmittelbaren Einwirkung auf eine der am meisten praktischen Seiten des menschlichen Daseins: auf die Wirtshäuser nämlich. Seitdem die Alhambra wieder zu Ehren gekommen ist, genügen die Hotels der Stadt den immer steigenden Reisebedürfnissen nicht mehr, und darum haben sich, oberhalb derselben, am Fuße der ehrwürdigen Feste selbst, zwei neue Gasthöfe angesiedelt, deren Namen den neuen transatlantischen Schutzpatron der Örtlichkeit mit Recht feiern. Der eine heißt gerade aus: Hotel Washington Irving; der andere: Funda de los siete suelos, d. h. zu den sieben Stockwerken, in Erinnerung an mehrere Erzählungen und besonders an die von dem Vermächtnisse des Mauren (the Moor's Legacy), in welcher ein gewisser unheimlicher Thurm mit sieben Stockwerken (the tower of the seven floors) eine hauptsächliche Rolle spielt. Einen stärkeren Beleg für die Volkstümlichkeit der *Alhambra-Tales* als diese beiden Hotelnamen kann man wohl nicht verlangen; ihre Besitzer scheinen auch Dank jenem guten Klang recht klingende Geschäfte zu machen, und sie beweisen somit, daß die bloße Geschmacksschriftstellerei doch immer noch mehr vermag, als schöne Seelen im Mondenschein seufzen zu lassen.

Unter solchen Betrachtungen stiegen wir die letzte Strecke des prachtvollen, blumendurchstreuten Waldwegs hinan, der

in das Schloß führt, und traten in den Hof und auf die verschiedenen Plattformen, von welchen aus man die Stadt, die Gegend und die baulichen Reste selbst überblickt.

Wer sich, auch ohne nach Spanien zu gehen, eine lebhafte Vorstellung von der Alhambra machen will, der besichtige das Heidelberger Schloß; in einer Hinsicht ist die berühmte Neckarstadt ein Granada im Kleinen, in einer anderen dagegen im Großen. Man erweitere die Stadt auf 70000 Einwohner; man vergrößere die Anhöhe, welche dieselbe beherrscht; man theile den Neckar in die zwei Bergströme Darro und Chenil, welche südlich und nördlich den Fuß der Feste bespülen; man erhebe den Kaiserstuhl und den badischen Odenwald zur Höhe der mit ewigem Schnee bedeckten Sierra; man denke sich an die Stelle der nach Westen geöffneten Rheinebene, die nach dem Guadalquivir hinuntergezogene Vega, den andalusischen Frucht-, Wein- und Ölgarten — und man hat das Bild von Granada! Hinsichtlich des Klimas, der Landschaft und ihrer Färbung, sowie aller äußeren Größenverhältnisse hat somit Granada vieles vor Heidelberg voraus; bedenkt man dagegen die geistige und materielle Betriebsamkeit der deutschen Universitätsstadt, ihre endlosen Verkehrsmittel, den Wohlstand, die Nettigkeit, die Eleganz und und das reiche Leben, welches allenthalben und bis in die Bierstuben hinunter, pulsiert, gegenüber dem langsam dahinsterbenden Granada, dann zieht das letztere den kürzeren und ist nur noch ein Heidelberg im Kleinen. Am Neckar ist die schöne Vergangenheit nur noch eine kostbare Zierde einer glänzenden lebenvollen Gegenwart; am Fuße der Nevada dagegen wirft die matte Gegenwart einen trüben Schatten auf ein ehemals voll von funkelndem Licht, heroischer Kühnheit, feinem

Kunstgeschmack und schroffen Gegensätzen der Stämme und der Religionen, die zu einer weltgeschichtlichen Bedeutung anwachsen. Für den Touristen freilich treten diese letzteren Interessen, an Ort und Stelle, riesengroß hervor, besonders wenn ihm die Scenerie nebst ihren Erinnerungen aus den Alhambrageschichten zum Voraus vertraut ist. In diesen Legenden und Erzählungen hat man es ja nicht nur mit Anekdoten, Märchen und Jagdgeschichten zu thun, sondern oft auch mit den wichtigsten historischen Thatsachen und namentlich mit der endgiltigen Bildung des spanischen Königreichs unter Ferdinand und Isabella, welche durch die Einnahme von Granada, 1492, besiegelt wurde. Vor solchen Betrachtungen verschmelzen Landschaft, Baukunst und Geschichte in ein reizvolles Ganze, sobald man nur in den Bereich der Alhambra eingetreten ist. Da ziehen wir z. B. unter einem Hufeisenbogen an einer Schelle; ein enges Pförtchen öffnet sich, wir treten auf eine schmale Terrasse, welche sich rechts an eine hohe Festungsmauer schließt und links auf das enge Thal des Chenil hinunterblickt. Das Wasser rauscht, das Wasser schwillt, wie überall auf der Alhambra, und zwar diesmal aus einem starken Springbrunnen, dessen Flut sich allenthalben, in klaren Rinnen, durch das Wundergärtchen verbreitet. Das Ganze ist nur ein Gewirr von Lorbeer- und Myrthenbüschen mit gewaltigen Rosenhecken, welche sich mit tausend glänzenden Blüten an der trübroten Wand hinanranken. Kann man anderswo die Stätte suchen, welche die Rose der Alhambra und ihre Katze mit dem Schildkrötenfell und ihre altjüngferliche, tugendhaft mißtrauische Tante und stellenweise den schlauen und doch treuen Pagen beherbergte? Einige Schritte weiter, und wir kommen zu dem

geheimnisvollen Thurm mit drei Stockwerken über und vieren unter der Erde, welche den ungerechten Richter, den habsüchtigen Pedellen und den geschwätzigen Barbier verschlangen, während der brave Wasserträger und sein verschlagener maurischer Gefährte mit reichen Schätzen davonkamen. An diesem Thurm befindet sich auch das verfallene Thor, aus welchem Boabdil, der letzte Maurenkönig, heimlich und bei Nacht davonzog, um sein bis dahin unbezwingliches Schloß dem katholischen Ferdinand zu überlassen. Die Plattform des Thurmes ist wiederhergestellt, und von ihrer Höhe überblickt man Alles in Allem. Von einem historischen Anhaltspunkt geht das Auge zum andern. Auf jener Bergspitze im Nordosten saß einst, in der Felseneinsamkeit, Boabdil und blickte auf die Stadt, aus welcher ihn ein Aufstand der Seinigen vertrieben hatte; die Spitze heißt noch jetzt der Sitz des Mauren. Links davon, im Nordwesten, türmt sich eine einsame, zackige Gebirgsgruppe drohend empor; durch ihre frostigen Schluchten sind wir gestern erst (welch ein Übergang!) dahingerollt. Durch ihre Schluchten zogen auch, vor 400 Jahren, die kastilianischen Scharen, welche dem letzten maurischen Fürstentum, nach elfjährigem Kriege, den Todesstoß gaben. Nicht weit davon ist die Brücke von Pinos, auf welcher der Bote Isabella's den trostlos scheidenden Columbus einholte und an den Hof nach Santa Fé, in der andalusischen Ebene, zurückrief, wo man seine Vorschläge endlich annahm — für den Amerikaner Washington Irving eine sehr vielsagende Brücke! Wir wenden uns um; da ziehen sich von Südosten nach Südwesten die Ketten der Nevada, welche uns von dem wenig entfernten Mittelmeer, von Almeria und Malaga, scheiden. Ein öder, jetzt fast verlassener Gebirgspaß

zieht südlich hindurch zu den Abhängen der Alpujarras, welche selbst in Spanien durch ihre rauhe Schroffheit berüchtigt sind. Diesem Paß folgte der nach Afrika abziehende Boabdil; auf der Scheide des Gebirgs angelangt, warf er einen letzten Abschiedsblick auf den Garten, den er sein Königreich genannt hatte, und noch heute heißt der Platz: der Seufzer des Mauren. So drängen sich hier, von Stelle zu Stelle, die Erinnerungen, bezeichnet durch treffende, bald rührende, bald erschreckende Namen, deren Wahl den poetischen Instinkt des Volkes bekundet.

Man mag im Innern des Maurenpalastes selbst umherstreifen, man mag die äußeren Umfangsmauern und den weiten steilen Schloßhügel selbst umgehen — allenthalben wird man auf Neues, Unerwartetes, Interessantes stoßen. Ursprünglich war das ganze Plateau der Zitadelle von einem Stadtteil eingenommen, welcher über 12000 Einwohner zählte. Aber nach und nach gingen aus verschiedenen Ursachen die Wohnungen zu Grunde und wurden zerstört, und jetzt enthält der bei weitem größte Teil der Fläche nur noch Gärten, Pflanzungen oder bloße Felder voll von Unkraut, unter welchem manneshohe Stauden des fleischigen, breitblätterigen Kaktus die Hauptrolle spielen. Letzterer ist übrigens, beiläufig gesagt, ein sehr nützliches Unkraut; man zieht ihn leicht und gern zu Garten- und sonstigen Hecken, welche undurchdringlich sind. Die Eisenbahnen haben sich diese Eigenschaft zu Nutze gemacht; alle südlichen Linien sind auf beiden Seiten mit Kaktus- oder Aloehecken eingefaßt. In Cordova sah ich einen Kantenkaktus im Spalier haushoch emporgezogen. Die ehemaligen Wohnhäuser der Zitadelle sind also fast verschwunden; nur ein kleines Sträßchen nistet

noch in der östlichen Ecke zwischen den Festungswerken. Die letzteren sind nämlich größtenteils noch vorhanden, und die Alhambra gilt heute wie ehemals für einen „festen Platz." Mit welchem Rechte, daß wollen wir dahingestellt sein lassen. Immerhin hat sie eine Besatzung und sogar ein Gefängnis, dessen Insassen jedoch ziemlich viel Freiheit zu genießen und sich sehr wohl zu fühlen scheinen; sie verfertigen unter anderem verschiedenartige Kästchen aus farbigem Stroh, welche man zur Erinnerung an die Alhambra in den Hotels zum Verkauf ausgeboten findet. Endlich haust in den Türmen selbst, wie in den Seitengebäuden des eigentlichen Palastes, eine Anzahl von Leuten, welche, mit der Bewachung, Erhaltung und Reparatur desselben beschäftigt, hinreichendes Leben und Bewegung in die alte Burg bringen. Die Furcht vor unheimlichem Gesindel, welches nur zwischen Licht und Dunkel sichtbar werden soll, mochte früher begründet sein; gegenwärtig erscheint sie albern. Die Örtlichkeit an sich ist freilich immer noch unheimlich genug. Die steilen Felsenabstürze und die düster roten Mauern und Türme, welche sie allenthalben umgeben, der tiefschattige Wald, durch den man heraufkömmt, das endlose Quellengerieſel auf allen Seiten, die gähnenden Öffnungen ehemaliger, jetzt vertrockneter Wasserleitungen, und so vieles andere stimmt unwillkürlich zur Erwartung ungewöhnlicher Dinge. Dazu kommt für die Leute im Lande selbst der feste Glaube, daß der Alhambrahügel ein Zauberberg sei, welcher mitunter seine sehr schwachen Stunden habe. Ein arabischer Magier soll das Schloß über Nacht zusammengehext haben und jetzt noch in unterirdischen Prachtsälen hausen, wo ihn eine gleichfalls verzauberte spanische Prinzessin durch die Klänge ihrer silbernen Laute

in einem duseligen Halbschlaf erhält — glücklicher Weise! denn wenn er ordentlich aufwachte, sich die Augen riebe und sähe, daß die Feinde des Koran Herren und Meister über seinem alten Kopf geworden sind, dann ginge alles gleich in Scherben. Und nun gar der alte Boabdil, der letzte Maurenkönig! Der ist für die maurische wie für die spanische Volkssage ein zweiter Barbarossa! Jener Boabdil, welcher 1492 durch den Südpaß nach Afrika abzog, war ein bloßes Schattenbild, wie die falsche Helena des Euripides; der wirkliche zog damals mit Roß, Mann und Wagen in den Berg, und Wer in gewissen Nächten in die gräulichen Ziehbrunnenlöcher hineinhorcht, welche hier und dort bis in die Eingeweide der Felsen führen, oder gar den Mut hat, Steine hineinzuwerfen, der vernimmt in der Tiefe den Waffenklang eines ganzen herrlichen Kriegsheeres. In manchen Nächten zieht der Maurenfürst sogar aus seinem Kyffhäuser aus, aber nicht mit Saus und Braus wie der alte Jäger vom Rodenstein, sondern in würdiger Stille. Dann hält er eine Truppenschau wie der tote Kaiser in den Elysäischen Feldern, und zum Schluß giebt's *grande reception en toilette de cour* in der Alhambra; mit dem ersten Hahnenschrei jedoch ist alles wieder verschwunden. „Aber kommen wird der Tag!" heißt es in der Sage, wo er am hellen Morgen, in Fleisch und Blut, erscheint und das alte Maurenreich wieder herstellt. Einstweilen hält er seine Finanzen in guter Ordnung.

In verschiedenen unzugänglichen Türmen liegt der Staatsschatz für den künftigen Krieg, unverzinslich, unter magischen Banden; kluge Wichtlein spüren ihm beständig nach, aber nur hier und da glückt es einem listigen Schatzgräber, in unbewachter Stunde „ein Kesselchen herauszuheben." Auf dem fabelhaften Kredit

dieser Maurenschätze hat die reiche Einbildungskraft der zahllosen armen Teufel in Granada einen ganzen Gründerreichtum aufgebaut; doch dieses spukhafte Kapitel wollen wir lieber gar nicht aufschlagen, denn man käme nicht ans Ende. Nur ein Wort über einen verwandten Gegenstand, die Zigeuner nämlich. In den zahlreichen Berghöhlen hinter der Stadt sitzen keine verzauberten Mauren mit oder ohne Kassenschränke, sondern man trifft dort eine unglaublich zerlumpte und demoralisierte Vagabundenbevölkerung orientalischen Ursprungs, in deren nächsten Bereich sich der Reisende nicht ohne genügende Begleitung wagen soll. Die Löcher, in welchen sie hocken, öffnen sich nach vorn in einer quadratförmigen Thür, welche mit geweißten Steinen eingefaßt ist. An der Bergwand, welche der Alhambra gegenüber unter dem Schlößchen Generalife liegt, gewahrt man deren eine Menge neben- und übereinander, halb im Gebüsch versteckt und durch Zickzackpfade verbunden. Bei Tag nimmt sich das schon wunderlich genug aus; aber Nachts werden die Höhlen durch ihre innere Beleuchtung geradezu phantastisch. Jetzt erst erklärte ich mir die zahlreichen, viereckigen Lichterscheinungen, welche ich bei der Fahrt am vorigen Abend, oft mehr oder weniger von der Straße entfernt, wahrgenommen hatte. Das waren alles Zigeunerlöcher gewesen. Die Bewohnerschaft scheint ein armseliges, tief verachtetes Gesindel zu sein. Doch spricht man viel von ihren, wie es scheint, sehr accentuierten Charaktertänzen. Um eine geringe Summe (20 Frs.) hätten wir ein solches Schauspiel haben können, verzichteten jedoch darauf aus allgemeinen Rücksichten. Um so leichter konnten wir erröten, als wir bald darauf, in Sevilla, vernahmen, der Prinz von Wales habe bei seiner Anwesenheit daselbst das

dortige Zigeunerpublikum in reichliche Nahrung gesetzt und dessen nur allzu charakteristischen, choreographischen Übungen mit seinem Kennerblick geprüft und gebilligt.

Ich komme nochmals auf die Alhambra zurück, oder vielmehr auf ihre berüchtigte, teilweise Zerstörung durch Karl V., welcher an der also gewonnenen Stelle die Aufführung eines unvollendet gebliebenen Palastes im Renaissancestil unternahm. Diese unglückliche Ruine ist der Gegenstand der Entrüstung aller Altertumsforscher geworden, welche dieselbe gern zum Sündenbock jener barbarischen Entweihung machen möchten. Die Heftigkeit ihres Tadels scheint uns unverdient. Karl V. wurde etwa fünfundzwanzig Jahre nach der Eroberung von Granada König von Spanien, und dachte wohl nicht mit Unrecht, ein Denkmal der neuen Herrschaft gegenüber dem letzten Monument der alten, kaum verschwundenen, sei gerade hier nicht schlecht am Platze. Ein anderer hätte vielleicht die ganze Alhambra in die Luft gesprengt; wenigstens sind solche Demonstrationen seitens christlicher wie anderer Sieger nicht selten in der Geschichte. Fernerhin ist ein Palast keineswegs die abscheuliche, schwerfällige, unverdauliche Pastete, welche alle Kunstrichter, aus Groll über den besprochenen Vandalismus, aus ihm gemacht haben. In der That sind die meisten reinen Renaissancebauten in Spanien plump; allein gerade der Palast Karls V. macht hier eine rühmliche Ausnahme. Er hat eine ebenso originelle wie elegante Anlage, denn er bildet einen runden, von Arkaden umgebenen Hof, innerhalb eines Quadrats, welches nach Außen vier gerade Fronten von geschmackvoller Gliederung und reichem Detailschmuck aufweist. Manche der Verzierungen, namentlich die Reliefs an den Pfeilerbasen der Pforten, sind

vortreffliche Kunstwerke, voll Leben und Charakter und meistens gut erhalten. Leider geht alles übrige in Schutt und Trümmer. Eine Bedachung scheint das großartige Werk nie gehabt zu haben, und nur ein so mächtiges Quaderngefüge wie das seinige konnte dem Zahn der Zeit (und das nur unter andalusischem Klima) so wacker widerstehen. Die Erdbeben, welche gerade im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert in jener Region häufig waren, mögen die Baumeister zum Verzicht auf die Vollendung des Werkes bestimmt haben. Immerhin könnte man mit geringen Kosten für seine Erhaltung sorgen, und dazu wäre es an der Zeit; denn die oberen Arkaden scheinen nachgerade einstürzen zu wollen. Sonderbare Wendung der Geschicke! Der Heidenpalast wird heutzutage mit Sorgfalt gepflegt und wieder hergestellt; sein christlicher Nebenbuhler und Sieger fällt in Trümmer. Immerhin trifft der Besucher zuerst auf den letzteren, und so kam es, daß wir ihn *vor* der Alhambra besichtigten; *nach* derselben wäre sein Eindruck vielleicht weniger günstig gewesen, denn im Vergleich zu der Eleganz und Leichtigkeit des arabischen Bauwerks wird alles andere trocken. Insoweit eine Architektur Witz haben kann, ist die arabische in der Alhambra witzig und geistreich. Auch kommt sie zuletzt, als eine Blüte und Vollendung aller vorhergehenden Werke desselben Stils. Der berühmte Alcazar in Sevilla und nun gar die großartige Moschee-Kathedrale in Cordova sind viel älter; die Alhambra entstand erst zwischen 1240 und 1320. Sie hat den Ausdruck des Anmutigen wie nichts anderes; die feinen, oft doppelt und selbst dreifach gestellten Säulen oder vielmehr Säulchen, welche die Hufeisenbogen tragen, bringen unbeschreibliche, wechselvolle Lichtperspektiven hervor;

dabei allenthalben das glatte Leuchten des Marmors; darüber das farbenprächtige Licht- und Schattenspiel der Arabesken; die tiefen Schatten der dunklen Holzplafonds; das beständige Hereinspielen des Wassers als Spiegel wie als Ton! — die Gesamtwirkung ist eben zauberisch. Frühere Besucher haben diesen Eindruck vielleicht nicht immer mit derselben Lebhaftigkeit empfangen wie wir, und dann wohl darum, weil zu ihrer Zeit die jetzt im Zug befindlichen Restaurationsarbeiten noch nicht unternommen worden waren. Das Verdienst derselben gebührt hauptsächlich dem Archäologen Contreras, welcher nicht nur ein beträchtliches Fachwerk über die Alhambra verfaßt hat, sondern auch, wenn wir recht belehrt wurden, die Neumalung der Arabesken (ein Hauptpunkt!), wie andere Herstellungsarbeiten persönlich leitet. Unter anderem hat Herr Contreras kleine farbige Reliefdarstellungen einzelner Teile, z. B. Thüren und Fenster ausgeführt und in Rahmen gefaßt. Diese leicht transportabeln Arbeiten sind zu entsprechenden Preisen bei den Thürhütern zu haben. Wer die Ausgabe nicht zu scheuen braucht, kann sich keine schönere und lebhaftere Erinnerung mitnehmen als diese Bilder, welche in der Verpackung etwa nur den Raum eines starken Atlas beanspruchen.

Von der Alhambra kann man nicht nach Granada heruntergehen, ohne sich durch die Gärten und den luftigen Bau des Lustschlößchens Generalife, an welchem man vorbeikommt, angelockt zu fühlen. Dort, wie fast überall, wird man beim Eingang wegen einer „Permission" des Gouverneurs interpelliert, aber das magische Wort passaporta, d. h. Paß, d. h. Fremder, d. h. Trinkgeld, besiegt sogleich alle Schwierigkeit. Das spanische Visa kostet jetzt 11 fs.; da muß es auch zu

etwas gut sein. Auf der Grenze wurden wir zwar nach Pässen nicht gefragt; doch ist es unentbehrlich, solche Urkunden für immer mögliche Zwischenfälle bei sich zu haben, und als wir einmal unser Gepäck verloren hatten, kamen dieselben uns sehr zu statten.

Generalife ist ein sehr hochgelegenes und fast turmartiges Gebäude von maurischer Architektur, dessen Einzelheiten jedoch durch einen gleichmäßigen weißen Kalkanstrich vollkommen vertilgt sind. Es kann also mit der Alhambra als Bauwerk in keinen Vergleich treten. Der Reiz und die Eigentümlichkeit dieser Anlage bestehen vielmehr in ihren wundervollen, übereinander geschichteten Gartenterrassen, in den reichlichen Wasserströmen und in der herrlichen Vegetation, welche dieselben beleben. Insbesondere hat die Scheere des Gartenkünstlers dort die bizarrsten Wirkungen hervorgebracht: man möchte denken, er habe mit seinen Pfeilern aus Buchs und seinen Cypressenbögen die Marmorsäulen und die Backsteinwölbungen der Alhambra nachäffen und parodieren wollen, wie Aristophanes und Offenbach die alte mythologische Tragödie ins Spaßhafte verändert haben. Da sind Gänge, Plätze, Hallen aus lebendiger Vegetation wie dort aus Stein, aber von ähnlichen Verhältnissen und Formen — abermals ein meisterhaftes Wunderwerk in seiner Art. Nur denke man dabei nicht an die steifen und barocken Verschnörkelungen des Gartenzopfstils, wie er im vorigen Jahrhundert Mode war; die Gewächse und die Art ihrer Behandlung sind zwar dieselben, aber der Gesamtplan und seine Verwirklichung sind so kühn und überraschend, daß ich mich nicht erinnern kann, je etwas Ähnliches gesehen zu haben. Dazu kommt noch der Überfluß des Wassers, welches allenthalben in mächtigen

Strahlen hervorquillt und große in Marmor gefaßte Becken füllt; die ganze üppige Blütenpracht der Rosen- und Geranienhecken, der zugleich blühenden und früchtetragenden Orangenbäume und der zahlreichen glänzenden Blumenbeete; endlich die unvergleichliche Aussicht in das Thal und auf die Berge, welche derjenigen von der Alhambra aus noch vorzuziehen ist, einesteils weil man auf dem obersten Pavillon, der die hängenden Gärten überragt, weit höher steht als dorten; andernteils weil die malerische Königsburg selbst mit in den Rahmen des Bildes hineintritt. Während wir oben standen, zog ein wechselndes Spiel von Sonnenblicken und Schattenbildern über die Gegend; hier Lichtstreifen, dort Regengüsse, alles in großen, weiten Verhältnissen wie das Thal und die Berge selbst. Abermals betraf mich die Ähnlichkeit mit Heidelberg. Gleichwie es dorten mehr regnet als billig, so muß auch Granada verhältnismäßig mehr Feuchtigkeit haben als die umliegende Gegend; das Thal öffnet sich wie ein Trichter nach Westen, und das zahlreiche, am Himmel zerstreute Gewölk zog offenbar am Rande der Gebirge hin, in diesen Trichter hinein. Somit wurde der Tag leider fast ganz regnerisch.

Ich will Generalife nicht verlassen, ohne der reizenden maurischen Sage zu gedenken, welche sich an diesen Platz anschließt. In jenen Zaubergärten war, wie in einem Gefängnis, der Wunderprinz Ahmed El Kamel eingeschlossen worden, damit er nicht allzufrüh erfahre, „was Liebe sei“. Denn „Liebe bringt Gefahren“, das hatten die Hofastrologen mit Hülfe ihrer Sternguckerei ausgeklügelt, während man es (o Fortschritt!) heute in jedem ABC-Buch lesen kann. Aber leider hatte der schöne Prinz als Hofmeister einen alten

Professor der Philosophie und Linguistik, welcher ihm, unter anderen nützlichen Dingen, auch die Kenntnis der Vögelsprache beibrachte. Dadurch kam Ahmed mit kriegerischen Geiern, leichtfertigen Schwalben, sentimentalen Turteltauben und misanthropischen Fledermäusen in Verkehr, und mit Hülfe eines gelehrten Uhus und eines schöngeistigen Papageis entwischte er aus Generalife, bestand viele Abenteuer und gewann endlich die Tochter des christlichen Königs von Toledo zur Gattin. Klingt diese artige Romanze nicht abermals wie eine Offenbachiade, welche die schwermütige Musik der ernsten Alhambraballaden in Walzer, Galopp und Polka umsetzt?

Aber kommen wir denn endlich nach Granada hinunter? Freilich wohl, und immer noch zeitig genug, denn nach all den Denkmalen der Vergangenheit wird die Gegenwart traurig genug erscheinen. Nirgends mehr als in Granada ist der Verfall ehemaliger Größe bemerklich. Auch andere Städte haben abgenommen; Cordova z. B. hat nur noch ein Zwanzigstel seiner ehemaligen Million Einwohner; aber Spuren von Lebensthätigkeit und Wohlstand sind doch allenthalben sichtbar; hier aber ist fast alles trüb und verlassen. Nirgends, sagte mir mein Pariser Freund, welcher mehrere Monate in Algerien zugebracht hatte, tritt eine größere Ähnlichkeit mit den gleichfalls absterbenden maurischen Städten und ihrer Bevölkerung in Nordafrika mehr zu Tage, als hier. Auch erinnerten wir uns an das Wort eines feingebildeten und vielleicht hochgestellten Spaniers, mit welchem wir zufälliger Weise eine sehr lehrreiche, mehrstündige Unterhaltung auf der Eisenbahn gehabt hatten. „Bei ihrem Abzug aus Spanien, sagte derselbe, haben die Mauren ihre guten Eigenschaften mitgenommen und uns nur die schlechten dagelassen; der schlimme Teil dieser

Erbschaft aber ist der praktische Fatalismus, die thatenlose Gleichgiltigkeit, der Mangel an Initiative im Denken und Handeln bei den mittleren und unteren Volksklassen. Wir haben eine Wahlkammer! In jedem anderen Lande merkt man bei etwaigen Neuwahlen, ob das Land mit seiner Regierung zufrieden ist oder nicht. Bei uns dagegen wird immer im Sinn der bestehenden Verwaltung gewählt, weil es gerade diese ist, die den Anstoß dazu giebt. Deshalb können wir heute eine föderal-kommunistische, morgen eine liberal-konstitutionelle, übermorgen eine klerikal-reaktionäre Nationalversammlung haben!"

Madrid mag mithin die Residenz des Gottes der politischen und anderen Winde sein; Granada ist der Sitz des orientalischen Fatums. Nur das Bestehende ist vernünftig; aber hier ist das Bestehende unvernünftig. Die Masse der Bevölkerung scheint zerlumpt, schmutzig und von einer stumpfsinnigen Gleichgiltigkeit. So auch die engen Winkelgäßchen, welche den größten Teil der Stadt bilden; die sehr zahlreichen Verkaufsläden sind ärmlich, mit geschmackloser Ausstellung; nur der innere Teil der Stadt ist mit Gas beleuchtet. Ein ganzes Quartier maurischer Verkaufshallen, im schönsten Alhambrastil, besteht noch wohlerhalten, aber es ist verlassen; hier und da steht ein Laden offen; die meisten Räume aber sind unbenutzt, unbewohnt, geschlossen, verbarrikadiert; man stolpert auf dem zerrissenen Pflaster der ehemals eleganten Sträßchen und Gänge hin, nur um die Säulen und Bogen zu bewundern; welch' trauliche Wein- und Kaffeestübchen, welch' artige Putz- und Galanterieläden könnten sich da ansiedeln, wie in den Passages der französischen und italienischen Städte; aber hier alles ist einsam, still, düster. Einige große Plätze nehmen sich noch gut aus; einige Prachtgebäude sind wohl erhalten;

die Spaziergänge am Darro und am Chenil sind immer noch reizend, grün, frisch und blumig; aber als Ganzes macht die Stadt doch nur den Eindruck, als wären mehrere alte Winkelstädtchen aneinander gekleistert. Wir schlossen uns einer Prozession an, welche aus einer Kirche in die andere wallte; wir sahen viele Leute und verschiedene Gotteshäuser, aber der trübe Eindruck blieb allenthalben derselbe.

Die eigentliche und alleinige Merkwürdigkeit der Stadt selbst bleibt mithin ihre Kathedrale, dieses kolossale Bauwerk, welches bei dem Blick von oben vor allem in die Augen fällt, und auch unten dem Schritt des Spaziergängers immer wieder entgegentritt. Haben die Baumeister mit Sankt Peter in Rom wetteifern wollen? Fast möchte es so scheinen.

In denjenigen Landesteilen, welche bis zur Renaissancezeit unter der arabischen Herrschaft verblieben, wird man ja doch keine christliche Gothik suchen; letztere findet sich in Burgos, in Toledo, selbst in Sevilla; in Granada wie in Malaga dagegen tritt der Kirchenbau, sobald er einmal möglich geworden war, schon gleich im Renaissancestil auf. Derselbe ist großartig oder vielmehr großthuend, denn trotz seiner gewaltigen Mittel bleibt er doch hinter der einfachen Machtfülle von Sankt Peter weit zurück. Von außen sind die Bauten freilich, hier wie dort, kahl und fast nichtssagend; aber im Inneren können die Spanier den reichen Detailschmuck des arabischen Stils nicht vergessen, und um im Vergleich nicht ärmlich zu erscheinen, führen sie jene Mannigfaltigkeit in die erneuerten griechisch-römischen Bauformen ein, deren Natur einer solchen Auszierung doch widerstrebt. Daher kommt nun die prunkvolle Schwerfälligkeit der meisten spanischen Renaissancebauten, welche besonders in den Kathedralen von Malaga

und Granada, beides Bauwerke von fast erdrückender Größe, zu Tage tritt.

Aber Stil hin, Stil her — das kann man alles bei Lübke, Carrière und Vischer erfahren, wenn diese Herren auch nie ihre gelehrten Nasen in die sonderbar duftenden Umgebungen spanischer Kirchen gesteckt haben mögen. Wir andern wollten, wenn nicht etwas Lokalgeruch, so doch etwas Lokalfarbe haben, und en veux-tu? en voilà! hieß es da, als wir kaum den Fuß unter die turmhohen Kuppeln und zwischen die wuchtigen Pfeiler der Kathedrale gesetzt hatten. Am Fuße derselben Pfeiler nämlich waren auf Manneshöhe und in Lapidarschrift funkelnagelneue Inschriften angebracht des Inhalts, daß derjenige, welcher innerhalb der Kirche sich erlaubt, mit derjenigen zu reden, welche ꝛc. ꝛc, implicite und durch den bloßen Versuch der Unterhaltung in folgende Bußen verfällt: a. Excommunication, b. zwei Duros (Dollars = 10 f. 50.) Strafgeld. Und zwar hat man dabei nicht die Wahl zwischen a. und b., sondern die Pönitenz ist cumulativ, d. h. man wird erst geköpft und dann gehängt, man wird gebannt und muß obendrein bezahlen; denn „Liebe bringt Gefahren"; das wußte man in Granada schon zur Zeit des Prinzen Ahmed El Kamel. Wir betrachteten diese kirchenpolizeiliche Maßregel mit einer um so größeren Objektivität, als diejenige, die Unterhaltung mit welcher die erwähnten Folgen etwa statt hätte haben können, nicht zugegen war; dennoch ließen wir uns die Sache gesagt sein, besonders im Hinblick auf die zwei Duros; denn so zweite harte Thaler Buße wären noch härter als hart gewesen. Ländlich, sittlich! doch alle Löcher wie alle Gesetze können umgangen werden; das merkten wir bald, als wir uns von demjenigen angeredet sahen, welcher

von derjenigen redete, mit welcher die Unterhaltung verboten war. Einfach und sinnreich wie das Mittel war, konnte es uns doch nicht behagen; wir schützten unsere mangelnden Kenntnisse der spanischen Sprache vor und entgingen somit dem Kirchenbann, dem doppelten Duro und allen anderen möglichen Konsequenzen.

Die Fahrt von Granada nach Malaga ist eine der schönsten, welche man machen kann. Erst genießt man die Vega, eine reiche, wohlbewässerte Ebene, in welcher die Kultur des Ölbaums vorwiegend zu sein scheint. Allmählich aber zieht sich die Bahn nach dem Gebirge hin, denn wir sind auf der Nordseite der Nevada; Malaga liegt auf der Südseite; wir müssen eben hindurch. Wir arbeiten uns also nach und nach, in weiten Schlangenlinien, bald steigend, bald fallend, in die Berge hinein, welche rechts wie links die prachtvollsten Ausblicke zeigen, aber auch zugleich wieder an die schroffe Rauheit und Öde der spanischen Ketten erinnern. So gelangten wir in etwa dreistündiger Fahrt nach Bobadilla, wo die Zweigbahn von Granada auf die große Linie von Cordova nach Malaga trifft. Ein Dorf oder eine Stadt Bobadilla waren nicht zu entdecken. Wir fanden nichts als einen beträchtlichen Bahnhof mit einer großen Restauration, deren Personal zum größten Teil geläufig Französisch spricht. Man ißt dort gut und billig zu Mittag. Als dies abgemacht war, erfuhren wir, daß der Zug von Cordova, welchen wir zu nehmen hatten, wie gewöhnlich, zu spät kommen werde. Man trieb sich also auf dem Quai herum, und bald hatte sich eine kleine Gesellschaft, meist Franzosen, zusammengefunden, welche sich die Zeit verkürzte, wie es eben ging. Unter anderem befand sich dort die offizielle Eisenbahnwage, und

es fiel keinem Beamten ein, uns zur Ordnung zu rufen, als wir dieselbe zum Spielzeug machten und uns darauf wogen. Da war denn auch ein junger Engländer, welcher uns mit Pathos erklärte: „Ao! seit ich in Spanien bin, habe ich täglich um ein Pfund abgenommen! ao!“ „Um ein Pfund Sterling?“ warf Einer von uns ein. „Ao, nein!“ sagte er naiv; „ao! ich gebe jeden Tag mehr als ein Pfund Sterling aus, ao!“

Unter solchen und ähnlichen Schnurrpfeifereien verging die Zeit; der verspätete Zug langte endlich an, wir stiegen auf, und nun ging es eigentlich in das Gebirge selbst hinein, an einer Stelle, wo die gewaltige Sierra etwas niedriger und dünner ist als sonst. Doch sei erwähnt, daß an einer Stelle, wo eine Brücke über einen gefährlichen Bergstrom geschlagen werden muß, dieselbe zwar begonnen, aber aus Mangel an Geldmitteln nicht vollendet worden war. Die Bahn führte deshalb in einem Bogen um das Hindernis herum auf einer Notlinie von sehr geringer Haltbarkeit, welche deshalb nur im Schritt befahren wurde.

Endlich ist der Paß überschritten, und wir befinden uns auf dem Abhang des verhältnismäßig schmalen Landstriches, welcher sich zwischen der Sierra im Norden, dem mittelländischen Meer im Süden, befindet und in solcher Lage ein ganz afrikanisches Klima besitzt. Von der sommerlichen Blüten- und Pflanzenpracht, welche wir da zu Ende April vorfanden, kann keine Beschreibung einen Begriff geben. Die Orangen- und Citronenbäume stehen im offenen Feld, in Reihe und Glied, wie anderwärts die Apfel- und Pflaumenbäume in den Grasgärten. Hecken von Kaktus, Aloés und Granaten ersetzen den Schlehdorn; Ölbäume bedecken die weniger günstig

gelegenen Abhänge. In dem Thal, durch welches wir herunterfuhren, liegen eine Menge prächtiger Landhäuser von jedem Format, welche den reichen Handeltreibenden von Malaga angehören mögen. Ihre Gebäulichkeiten verschwinden fast unter dem üppigen Geranien- und Rosenwuchs, der sie funkelnd umgiebt. Nur die Palme ragt mit ihrer feinen Federkrone über alles hinaus in die tiefblaue Luft; denn mag es anderwärts schneien und stürmen, hier ist das Wetter immer schön, zum Entsetzen schön sogar, sobald der eigentliche Sommer einmal gekommen ist.

In dieser zauberischen Umgebung mußte ich unwillkürlich an einen Tyroler denken, mit welchem ich vor einigen Jahren von Verona bis Venedig gefahren war. Derselbe kam frisch über den Brenner herüber und, einmal in Italien angelangt, sah er sich sogar mit Begierde nach der berühmten Vegetation des Landes um. Er war aber sehr enttäuscht, denn jene ganze Strecke ist mit hohen Akazienhecken eingefaßt, welche jede Aussicht versperren. Ein über das andere Mal rief er voll Entrüstung aus: „Ja! wenn i dös gewüßt hätt, daß hier nur Kakazien zu schauen sind, dann u. s. w.“ Das Land, „wo im dunkeln Laub die Goldorangen glühn“, hatte er freilich noch lange nicht erreicht; hier aber, am Südabhang der Nevada, hätte er seine Rechnung mehr als reichlich gefunden.

Malaga, obwohl nicht reich an Sehenswürdigkeiten, gefiel uns ausnehmend; nur der Hafen ist weniger belebt, als wir dachten, und zwar, weil die Rosinen in den letzten Jahren mißraten sind. Dennoch ist die innere Stadt voll Leben, hat ein schönes Theater, ein Café chantant und viele prächtige Häuser von maurischer Bauart. Letztere schließt sich bekanntlich gegen außen hermetisch ab; Fenster und Thüren

gehen nur auf einen inneren, Patio genannten Hof, welcher mit Arkaden umgeben, mit einem Springbrunnen versehen und als Garten ausgeziert zu sein pflegt. Auf die Straße selbst führt nur eine Flügelthür von schwerem Holz, welche bei Tage offen steht, so daß jedermann sich in den Vorplatz stellen und legen kann, zu dem sie Zugang giebt. Von den Bettlern wird dieser Zufluchtsort häufig benutzt. Das andere Ende des Vorplatzes, welches in den Patio führt, ist mit einer eisernen Gitterthür, oft von wunderschöner Arbeit, verschlossen, durch welche man, auch ohne aufdringlich zu sein, neidischen Auges in alle diese kleinen, irdischen Paradiese hineinblicken kann. Abends gewahrten wir zuweilen auf der inneren Seite der Gitterthür eine Schöne und an der Außenseite einen Caballero, in eifriger, offenbar durch die Landessitte gebilligten Unterhaltung. Auch das Zirpen der Guitarre unter Balkons, auf welchen dunkle Gestalten zu schweben scheinen, gehört keineswegs zu den Seltenheiten in den südlichen Städten.

Die großen Gasthöfe haben gleichfalls einen, zuweilen zwei Patio's, welche dann, bei ihrer Kühle, die angenehmsten Rauch-, Kaffee-, Lese- und Siestaräume vorstellen, die man sich denken kann. So auch im Hotel Viktoria in Malaga.

Am Hauptplatze der Stadt und einige Schritte vom Hafen gelegen, ist dies ein staatliches, feierliches Gebäude im Stil des vorigen Jahrhunderts. Als wir anlangten, wies man uns zwei ungeheure, ineinandergehende Façadenzimmer im ersten Stock, mit Flügelthüren und Balkons vor den gewaltigen Doppelfenstern, an. „Wie wär's wenn wir hier einen Ball gäben?" sagten wir unwillkürlich, wie aus einem Munde; „wir könnten die halbe Stadt empfangen — freilich

zum Stehen mehr als zum Sitzen.“ Das Mobiliar nämlich, obwohl für unsere Bedürfnisse ausreichend, entsprach den übrigen Verhältnissen keineswegs; nur ein altes Staatssopha aus fein geschnitztem Mahagoni, mit rotem Sammet bezogen, bewahrte eine entsprechende Würde und nahm in seinen riesigen Dimensionen fast eine Wand meines Zimmers ein; dasselbe mußte bessere Tage erlebt haben. Ich sah in Gedanken auf seiner weiten Fläche ein halbes Dutzend Damen in Reifröcken und spitzen Miedern sitzen, wie man sie jetzt nur noch in Porzellanfiguren und auf Ahnenbildern wiederfindet; ach ja, Schiller hat Recht: Ewig jung ist nur die Phantasie!

Im Übrigen hat Viktoria von einem englischen Hotel nur den Namen, wie die Funda Svizza in Cordova von der Schweiz nur die Preise; nichtsdestoweniger ist man gut und und billig dort aufgehoben; die Küche insbesondere ist vortrefflich. Wir blieben also mit Vergnügen einen Tag länger als beabsichtigt war und hatten somit Zeit, uns nach Lokalfarbe umzusehen. Wir fanden solche zunächst unter der Form des originellsten aller städtischen Briefkästen. Derselbe befindet sich am Eingang eines Tabaksladens, am Boden, und sieht dem Behälter einer etwas großen Gasuhr zum Verwechseln ähnlich; nur daß die schmale rechteckige Spalte auf seiner Oberfläche seine Bestimmung andeutet. Dieselbe ist freilich nicht immer sichtbar, da der Kasten (buzon) auch als Sitz benutzt wird. Im Übrigen versieht er seinen Dienst redlich, denn die Botschaften, welche ich ihm anvertraute, kamen richtig an.

Ein anderes, lokalfarbiges Phänomen sind die berühmten, kunstvollen Statuetten an den Fontainen der Alameda. Wer kennt nicht ein gewisses Manneken auf einem öffentlichen

Platz in Brüssel, welches, wenn es nicht aus Bronze und ein Wahrzeichen der Stadt wäre, mit der Sittenpolizei in unvermeidliche Konflikte kommen müßte? In letzterer Hinsicht stellen die marmornen Nymphen und sonstigen Gottheiten der erwähnten Fontaine jenes Manneken in den entschiedensten Schatten; zu bedauern ist nur, daß die Wasserwerke sehr unvollständig spielen. In Granada hatten wir auf der Promenade ähnliche Bildwerke, aber von einer weit roheren und mehr karrikierten Ausführung wahrgenommen.

Wunderlich schien uns auch die Sitte der Kinder, auf den Spaziergängen zierliche, schöngeschmückte Lämmer an farbigen Bändern mit sich zu führen. Man sagte uns, dies geschehe nur zwischen Ostern und Pfingsten. Dann würden die Tierchen geschlachtet und verspeist. Das wäre also eine Art von anticipiertem Kinder-toros en miniature. Ob die Kinder durch den erwähnten Umgang klüger werden, steht dahin; denn: sage mir, mit Wem Du umgehst, und ich sage Dir, Wer Du bist!

Endlich seien auch die sehr gemütlichen Weinstuben oder vielmehr Keller der südspanischen Städte erwähnt. Es sind dies geräumige, nach der Straße zu offene Gewölbe mit einer bar und einer Menge von angekrahnten Fässern verschiedener Größe, deren jedes eine Aufschrift mit der Sorte und der Jahreszahl trägt. Man läßt sich nun, so recht an der Quelle trinkend, einen oder mehrere Becher, in „reinem Zinne", reichen und bezahlt dafür zwei, drei, auch vier Sous, je nach der Qualität — ein billiges und unschuldiges Vergnügen!

Von Malaga aus wären wir gar zu gerne zur See nach Cadiz gefahren, um Gibraltar, die Säulen des Herkules und das, wie es scheint, gleich einer großen Silberperle im

Meer schwimmende Cadiz selbst zu sehen. Aber leider gab es in den nächsten Tagen keine sicheren Dampfschiffgelegenheiten, so daß wir auf unser schönes Projekt verzichten mußten. Wir fuhren also mit der Eisenbahn zurück — unter Bestehung welches neuen Abenteuers, das wird man bald sehen.

Da wir Malaga mit einem Frühzug zu verlassen hatten, so berichtigten wir unsere Rechnung am Abend vorher, und zwar, wie gewöhnlich, in französischem Golde, welches man uns bis dahin allenthalben zu seinem vollen Werte (20 Frs. oder 16 Mk. zu 75 Realen, meist sogar, mit einer Prämie, zu 76 Realen) abgenommen hatte. Als wir jedoch am nächsten Morgen in das, dicht neben der Viktoria belegene, städtische Eisenbahnbureau kamen, von wo die Omnibusse abgehen, und unsere Plätze nach Cordova mit derselben Münze bezahlen wollten, wies der Beamte dieselben zuerst als nicht landesüblich zurück; dann erklärte er, den Louisd'or nur zu 60 Realen, also mit 20 Prozent Verlust für uns, annehmen zu können. Der Andrang des Publikums zu der Kasse war groß; parlamentieren konnte man da nicht lange, und doch wollten wir uns auch nicht geradezu die Haut über den Ohren zusammenziehen lassen oder bis zum Abendzug warten. Wir gingen also in das Hotel zurück, um von dem dortigen Kassierer wechseln zu lassen. Der lag aber noch im Bett, und auf weiteres Andringen erklärte man uns, er sei krank. Diese Antwort machte es uns klar, daß wir geschraubt oder bis zum Abendzug aufgehalten werden sollten. Keins von beiden konnte uns passen; wir fuhren aber immerhin mit dem Omnibus nach dem Bahnhof. Unterwegs hatte Dumont einen luminösen Einfall. Mit dem, was wir an kleinem Geld, in spanischer Münze, gerade in der Tasche haben, sagte er, können wir

immer unsere Plätze bis nach Bobadilla bezahlen; im dortigen Buffet lassen wir wechseln und nehmen dann neue Plätze bis Cordova.

Gesagt, gethan! Am Bahnhof versuchten wir es erst noch einmal mit französischem Gold, erhielten aber denselben Bescheid wie vorher. Da brachten wir, zur sehr bemerklichen Enttäuschung des Personals, unsere unwiderstehliche Kriegslist zum Vorschein und rollten bald auf der Linie nach Bobadilla dahin, sehr vergnügt, obwohl nicht ohne einige Besorgnis, dort nicht die nötige Zeit für unser Wechselgeschäft, Ankauf der Billets und Umschreibung des Gepäcks zu finden. Und leider hatte der Zug schon wieder die in Spanien übliche Verspätung.

In unserer Wagenabteilung befand sich noch ein junger Herr von gutem Aussehen und einem sehr geläufigen Französisch, wie es sich bald herausstellte, als der Zufall eine Unterhaltung zwischen uns herbeigeführt hatte. Wir berührten gelegentlich die Verlegenheit, in welcher wir uns befanden, und sogleich zeigte sich unser Reisegefährte mit der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit bereit, uns das nötige spanische Gold gegen französisches zu geben. Dies wurde mit Dank angenommen, und in Bobadilla angelangt, verteilten wir die Rollen dahin, daß der Pariser neue Billetts an der Kasse nehmen, ich selbst aber das Ausladen unserer beiden Gepäckstücke verhindern solle.

Wie viel Aufenthalt? fragten wir. Zwei und eine halbe Minute! Und dabei war die Kasse geschlossen und der Kassierer nicht aufzutreiben. Ich lief dennoch an den Gepäckwagen, sah aber sogleich, daß nach der entgegengesetzten Seite des Zuges ausgeladen wurde. Da derselbe endlos lang war,

so konnte ich nicht um denselben herumgehen, versuchte also in den Gepäckwagen zu steigen, woran ich jedoch verhindert wurde. Dagegen stellte sich der Bedienstete vor, ein stattlicher Mann mit einem schönen Schnurrbart und einer breiten Gold- oder Silberborte um die Mütze. Bei seinem Anblick entfloh, sehr mit Unrecht, mein ursprünglicher Gedanke, mit einer Pezeta nachzuhelfen; aber einem solchen Herrn ein Trinkgeld anzubieten, daß ließ sich doch nicht wagen! Übrigens erklärte derselbe mit Höflichkeit, indem er mir die Gepäckscheine nicht ohne mein Widerstreben abnahm, wir möchten uns um weiter nichts bekümmern; in Cordova sollten wir uns nur an ihn wenden, da würden wir unser Gepäck schon erhalten. Ich kehrte also beruhigt auf den Quai zurück; mein Freund hatte mittlerweile die Billets nach Cordova zu beschaffen gewußt, und nun stellte es sich heraus, daß der Zug noch eine gute Viertelstunde blieb. In dem französisch-redenden Buffet stand ein treffliches Gabelfrühstück bereit; wir thaten demselben alle mögliche Ehre an, und hatten nachher die Zeit, auf dem Quai herumzuspazieren, schwatzend und rauchend, mit einer unbegreiflichen Sorglosigkeit, ohne uns mit einem Wort oder Blick um unser Gepäck zu bekümmern. Da war denn auch wieder eine Schmeißfliege von Betteljungen, welche ich endlich, ungeduldig, durch die Anrede: „Mohrendonnerwetter! Konstantinopolitanischer Dudelsackpfeifer!“ vertrieb. „Es scheint“, sagte unser junger Herr, der uns aus der Verlegenheit geholfen hatte, immer auf Französisch, daß Sie sehr gut Deutsch sprechen.“ „Kein Wunder“, sagte ich; „ich bin ein Deutscher“. „Ich auch!“ rief er, und nun erfuhr ich, daß dieser freundliche Herr ein Geschäftsreisender aus Nürnberg war, welchen eine gütige Fügung der Geschicke zu unserem Beistand gesandt hatte.

In dieser angenehmen Gesellschaft fuhren wir also weiter bis Cordova, wo wir um die Mittagsstunde bei großer Hitze und einem ungeheuren Menschengewühl — es war ein Sonntag — eintrafen. Ich eile sogleich nach den Gepäckwagen und frage den Herrn mit Borte und Schnurbart nach unseren Stücken. Der aber sieht mich groß an und schüttelt den Kopf: es sei nichts da! Ich wurde ungeduldig, vielleicht sogar grob; Jener erklärt mit Gleichmut, wir hätten uns an den Bahnhofverwalter zu wenden. Wir begaben uns also, mit unseren Pässen bewaffnet, in dessen Kabinet, wo wir einen sehr artigen Herrn fanden, der uns mit Wohlwollen anhörte, den Bediensteten sogleich vornahm und uns dann eröffnete, unsere Sachen seien in Bobadilla stehen geblieben; er werde sogleich ein Telegramm dahin senden, und wenn sie sich vorfänden, würden sie mit dem Abendzug nachkommen und in der Nacht eintreffen; am folgenden Morgen möchten wir nachfragen. Wir wollten die Depesche bezahlen. Nein, hieß es; das sei Dienstsache.

So hielten wir denn unseren Einzug in Cordova, nicht mit fliegenden Fahnen und Sack und Pack, wie weiland der arabische Eroberer Tarik, sondern gedrückt und demütig, mit etwas Handgepäck, wie die Römer, als sie unter dem Joch der Samniter herschritten. Unser Unfall machte uns ziemliche Sorge; Gepäckscheine hatten wir keine, und wenn sich die in Bobadilla herrenlos auf offener Bahn zurückgebliebenen Stücke nicht vorfanden, dann — das sagten wir uns ohne Selbsttäuschung — waren sie noch unterhalb der spanischen und türkischen Wertpapiere zu notieren. Das freilich konnte erst die Morgensonne lehren: für den Augenblick dagegen war die Mittagssonne heiß, sehr heiß, und zu einem Wechsel der

Leibwäsche fehlten uns die nötigsten Elemente. Letztere freilich, sagten wir mit Gelassenheit, bekommt man überall zu kaufen, und einmal in der Funda Svizza installiert, erkundigten wir uns alsbald nach den betreffenden Magazinen. Aber ein Donnerwort machte einen Strich durch die Rechnung. Es war Sonntag Nachmittag und Toros, und an Handelsgeschäfte, selbst an die elementarsten, vor Montag Morgen nicht zu denken; bis dahin aber konnten wir unsere eigenen Effekten haben. Wir blieben also, wie wir waren (Yo soy quien soy, sagt der stolze Spanier), besahen die Moschee mit ihren tausend Marmorsäulen und dem Orangen- und Palmenwald im Vorhof, sowie sonstige Merkwürdigkeiten und richteten unsere Schritte endlich nach den verhängnisvollen Toros. Aber schon Lord Byrons Ritter Harold machte auf seiner Pilgerfahrt die Erfahrung, daß man bei den Toros immer zu spät kommt, wenn man nicht zu früh da ist; auch wir fanden die ungeheure Bude schon vollgepfropft und von außen hermetisch verschlossen, während einige stämmige Gensdarmen den Andrang der Ausgeschlossenen gegen das Hauptthor nur mit Mühe bändigten. Bei unserem geringen Geschmack an diesem Schauspiel kam uns die gezwungene Entsagung nicht bitter an, und wir begaben uns nach dem nahgelegenen öffentlichen Spaziergang, welcher ausgedehnt und wohlunterhalten ist. Daselbst ließ sich alsbald eine Militärmusik vernehmen oder vielmehr eine Essigtrompeterei, gegen welche die Blechharmonien der französischen Jahrmarktsbuden das gesponnene Gold sind. Nichtsdestoweniger hatte sich eine gewählte und geputzte Gesellschaft zusammengefunden, mit deren Betrachtung wir uns die Zeit vertrieben. Auch fand ich wieder die Gelegenheit, einige Bettlergesichter halb abzuzeichnen. Darüber wurde

es Essenszeit. Wir fanden in unserer Funda eine vorzügliche Table d'hôte, durchstreiften dann einige Straßen der eigentümlichen und altertümlichen Stadt, entdeckten ein Café chantant und begaben uns endlich, weidlich ermüdet, zur Ruhe. Unser erster Gang am nächsten Morgen war nach dem Bahnhof; wir traten in das Gepäckbureau, und siehe da! „Die Verlassenen streckten den Urhebern ihrer Tage die Arme liebend entgegen." Unter abermaliger Vorzeigung der Pässe legitimierten wir uns als die rechtmäßigen Eigentümer, und nach einigen Formalitäten war die Sache abgemacht. Eine kleine Bitterkeit sollte aber doch nachkommen. In Granada hatte ich zwei der erwähnten Strohbüchschen gekauft, das kleinere in das größere gesteckt und das Ganze in eine Zeitung gewickelt. Als ich nun am Abend, in Sevilla angelangt, meinen Sack öffnete, fand ich das Zeitungspapier zerknittert neben der größeren Schachtel; die kleinere war verschwunden. Wie das vorkommen konnte, und wie überhaupt die ganze Geschichte mit unserem Gepäck zusammenhing, das versuchten wir nicht ins Klare zu bringen. Wir konnten uns Glück wünschen, mit „einem blauen Auge" davongekommen zu sein und merkten uns abermals die alte Moral, daß man das Gepäck immer mit derselben Sorgfalt behandeln sollte wie ganz kleine Kinder.

Also endlich Sevilla, das vielbesungene und vielsingende Sevilla, die „am meisten spanische Stadt Spaniens"! Warum blieb gerade dieses Sevilla hinter unseren Erwartungen etwas zurück? Vielleicht weil dieselben durch die pomphaften Verheißungen aller unserer spanischen Reisegenossen zu hoch geschraubt worden waren, vielleicht auch weil die Kultur allzuviel von der ehemaligen Lokalfarbe abgeleckt hat. Ohne Zweifel ist Sevilla eine schöne, reiche, vielbesuchte Stadt, wie

man solche in den Nachbarländern zu Dutzenden findet; aber die Perle aller Städte ist sie darum doch noch nicht — abgesehen von dem Reichtum ihrer Kunstschätze, welcher die Wiege Murillo's fast über jede Vergleichung erhebt. Innerhalb Spaniens selbst hat Sevilla freilich den Vorzug, lebend und selbst aufblühend zu sein, was nach dem schon Gesagten viel heißen will. Die noch besser gedeihenden Seestädte Carthagena, das spanische Toulon, und Barcelona, die zweite Stadt des Landes, habe ich freilich nicht gesehen; aber auch Sevilla (über 100,000 Einw.) gedeiht offenbar; seine Straßen, Spaziergänge und Plätze, seine Theater und Cafés sind, besonders abends, gedrängt voll von Menschen. Mit den Eisenbahnzügen sieht man eine große Menge Leute ankommen und abfahren, und im Guadalquivir zählte ich wohl ein Dutzend Dampfboote. Um Kleines mit Großem zu vergleichen, kann man sagen, daß Sevilla und Cadiz sich zu diesem Fluß verhalten wie Rouen und Havre zur Seine. Aber leider wird der Guadalquivir (arabisch für: Wasser das große), wie alle Flüsse Spaniens, täglich seichter. Wenn man Corneille's Cid liest, dessen Handlung wunderlicher Weise in Sevilla spielt, welche Stadt erst dreihundert Jahre später den Mauren entrissen wurde, dann hört man von einem maurischen Einfall, welcher zu Schiff mit der Flut aus dem Meer heraufkam und desgleichen wieder abzog; heutzutage würde selbst die Phantasie der Dichter solche, an Shakspeare erinnernde Kunststückchen bleiben lassen; eine Kriegsflotte möchte ebensowohl in „Böhmen landen" wie in Sevilla. Dagegen landen noch beständig Silberflotten von Fremden, besonders von Engländern, welche „täglich um mehr als ein Pfund Sterling leichter werden." Letzteres mochte namentlich von dem Prinzen

von Wales gelten, dessen Aufenthalt in Sevilla, als wir ankamen, jedermann noch frisch im Gedächtnis war. Wie schon erwähnt, hatten unter anderem Preciosa & Cie. vor ihm figuriert. Im Hotel der Vier Nationen hatte er gewohnt. Unter mehreren Gasthöfen, welche dem schönen, mit Orangenalleen geschmückten Platz vor dem Stadthaus anliegen, ist dies der bedeutendste und neueste; alles ist da kühl und geräumig, bequem, gut, und nicht so teuer. Kaum war der Prinz fort, so machten die Söhne und Töchter Albions dort einen Masseneinfall, so daß man unter den „Vier Nationen" nur noch England, Schottland, Irland und das Kaiserreich Indien verstehen konnte. Dennoch waren auch wir wohl aufgehoben, und nur mit einem Seufzer schied ich von dem bequemsten aller ledernen Rauchsofa's, welches dicht neben meiner Zimmerthüre, im hinteren Patio stand. Was hohe, kühle Marmorhallen mit fließendem Wasser darin wert sind, das merkt man in Spanien noch mehr als in Italien. Aber auch die Stadt selbst kam uns weniger heiß vor als Cordova und Toledo. Dennoch scheinen sämtliche Sevillaner eine beständige ambulante Wasserkur zu gebrauchen. Gleichwie sich die Bevölkerung Württembergs in zwei Klassen teilt: Eine, welche examiniert, und eine andere, welche examiniert wird, so zerfallen auch die Sevillaner in zwei Kategorien: in Wasserträger und in Wassertrinker. Merkwürdigerweise schienen uns die ersteren noch zahlreicher als die letzteren. Den Nachmittag und Abend hindurch bis spät in die Nacht hinein hört der Ruf: agua, agua! nicht auf, das Trommelfell zu erschüttern, und allenthalben sind es stattliche, wohlbekleidete Gestalten, welche, den antiken Krug auf der Schulter und den Becher in der Hand, das kostbare Ingredienz spazieren

man solche in den Nachbarländern zu Dutzenden findet; aber die Perle aller Städte ist sie darum doch noch nicht — abgesehen von dem Reichtum ihrer Kunstschätze, welcher die Wiege Murillo's fast über jede Vergleichung erhebt. Innerhalb Spaniens selbst hat Sevilla freilich den Vorzug, lebend und selbst aufblühend zu sein, was nach dem schon Gesagten viel heißen will. Die noch besser gedeihenden Seestädte Carthagena, das spanische Toulon, und Barcelona, die zweite Stadt des Landes, habe ich freilich nicht gesehen; aber auch Sevilla (über 100,000 Einw.) gedeiht offenbar; seine Straßen, Spaziergänge und Plätze, seine Theater und Cafés sind, besonders abends, gedrängt voll von Menschen. Mit den Eisenbahnzügen sieht man eine große Menge Leute ankommen und abfahren, und im Guadalquivir zählte ich wohl ein Dutzend Dampfboote. Um Kleines mit Großem zu vergleichen, kann man sagen, daß Sevilla und Cadiz sich zu diesem Fluß verhalten wie Rouen und Havre zur Seine. Aber leider wird der Guadalquivir (arabisch für: Wasser das große), wie alle Flüsse Spaniens, täglich seichter. Wenn man Corneille's Cid liest, dessen Handlung wunderlicher Weise in Sevilla spielt, welche Stadt erst dreihundert Jahre später den Mauren entrissen wurde, dann hört man von einem maurischen Einfall, welcher zu Schiff mit der Flut aus dem Meer heraufkam und desgleichen wieder abzog; heutzutage würde selbst die Phantasie der Dichter solche, an Shakspeare erinnernde Kunststückchen bleiben lassen; eine Kriegsflotte möchte ebensowohl in „Böhmen landen" wie in Sevilla. Dagegen landen noch beständig Silberflotten von Fremden, besonders von Engländern, welche „täglich um mehr als ein Pfund Sterling leichter werden." Letzteres mochte namentlich von dem Prinzen

Beleuchtung, einen magischen Eindruck. Im einzelnen aber erscheint es doch als Stückwerk, besonders wenn man die Säulen untereinander vergleicht, welche aus den kostbarsten und mannigfaltigsten Marmorarten aller Farben bestehen, aber in ihren Verhältnissen immer von einander abweichen. Von einem eigentlichen Stil kann da noch keine Rede sein; ein fremdartiges Baumaterial wird mit Geschick und Geschmack ausgenutzt; nur die Anwendung des Hufeisen- und Spitzbogens, welcher letztere in einigen Kuppelformen auftritt, wahrt die arabische Originalität.

Welch' ein Unterschied zwischen diesem unbeholfenen Anfang und der feinen, geistreichen Kunstvollendung des Alhambrapalastes! Freilich liegen auch fast sechs Jahrhunderte zwischen beiden, und wie hier am Anfang, so setzt sich dort die Maurenherrschaft ihr Denkmal am Ende. Zwischen beiden erscheint der Alcazar in Sevilla. Derselbe ist kein phantastisches Sommerlustschloß auf luftiger Höhe, sondern ein einheitlicher, offizieller, befestigter Königspalast inmitten einer großen Stadt, welcher nötigenfalls einem Aufruhr oder einer Belagerung trotzen, wie auch den Schauplatz einer stattlichen Haupt- und Staatsaktion abgeben konnte. Die Alhambra besticht durch ein künstliches Durcheinander von Gärten, Hallen und Galerien; der Alcazar imponiert durch die Ordnung und Symetrie seiner wuchtigen und weitläufigen Prunkgemächer. So ist sein Stil, obwohl konsequent arabisch, auch schwerfälliger und reicher als dorten; die Säulen sind stärker und weiter voneinander gestellt, die Räume höher, die Arkadengänge breiter; man möchte an das Verhältnis zwischen der korinthischen und der jonischen Bauart denken; nur daß hier die jonische mit der Alhambra zuletzt käme.

Auch der Zauberhauch der Sage, welcher auf dem steilen waldigen Alhambrahügel liegt, fehlt dem Alcazar in Sevilla; er befindet sich inmitten der geräuschvollen Stadt, dicht bei der Giralda, dem einzigen Reste der großen Moschee, deren ehemaliges Minaret jetzt der massigen gothischen Kathedrale zum Glockenturm dient, und gegenüber dem Palaste des Erzbischofs steht. In solcher Umgebung gedeiht kein romantisch-poetischer Spuck, und der Alcazar wird noch lange auf seinen Washington Irving warten müssen. Die Touristen besehen ihn mit handwerksmäßiger Neugier wie andere Merkwürdigkeiten; andere lassen ihn sogar ganz beseite um (o Jammer!) in die Cigarettenfabrik (man denke an Carmen) oder zu den toros zu laufen.

Mit Malaga und Sevilla hatten wir die äußersten Punkte unseres Ausflugs erreicht und dachten jetzt an den Rückzug, auf welchem wir nur noch das äußerst wichtige Toledo mitzunehmen hatten. Auf dem Wege dahin aber und dortselbst trug sich verschiedenes Bemerkenswerte zu, welches wir nicht unerwähnt lassen wollen.

P. S. Soeben lese ich in der Zeitung, daß fünfundzwanzig wohlbewaffnete Banditen kürzlich die Diligence von Sevilla nach Huelva abgefangen haben. Dieselbe hatte eine Barsendung von 210,000 Fr. „an Bord", welche die Wegelagerer angezogen zu haben scheint. Auch die Passagiere wurden ihrer fahrenden Habe beraubt, sonst aber nicht schlecht behandelt. Huelva liegt westlich von Sevilla, am nördlichsten Punkte des Golfes von Cadiz. Die Entfernung ist etwa dieselbe wie die von Menjibar nach Granada; der Weg geht aber mehr durch Flachland als durch Gebirge. Diese Straße war also „nicht vollkommen sicher."

Der geographische Mittelpunkt der pyrenäischen Halb-

insel bestimmt sich fast mit mathematischer Genauigkeit auf den ungeheuren, vom Tajo umströmten Granitblock, auf welchem die uralte Stadt Toledo liegt. Diese natürliche Veste soll schon den Nachkommen Noahs, Japhet's Sohn Tubal, zur Anlegung einer Stadt, mit gewaltigen Felsenkellern darunter, bestimmt haben. Auch Herkules hat dort riesige Spuren seines Daseins hinterlassen. Sicherer ist die Thatsache, daß die Römer dort nisteten, und noch sicherer, daß in den späteren kriegerischen Zeiten vom frühesten Mittelalter an die Gothen, die Araber und endlich die wiederauflebenden Spanier, aus Toledo ihre Hauptstadt machten. Auch war die Stadt in jenen Tagen glänzend, blühend, vielbevölkert; erst unter Philipp II. hat sie ihrer glücklicheren Nachbarin und Rivalin, Madrid, weichen müssen. Ein solcher Platz ist aber noch heute an verschiedenartigen historischen Erinnerungen und Denkmalen reicher als jeder andere, und mit Recht sagt das spanische Sprüchwort: „Wer Toledo nicht gesehen hat, der hat Spanien nicht gesehen." Toledo mußte also gesehen werden.

Die ehemalige Hauptstadt Spaniens liegt einige Stunden westlich von der Hauptlinie, welche von Madrid südlich nach Sevilla führt, und wird durch eine Zweigbahn erreicht, welche sich bei der Station Castillejo von dieser Bahn abtrennt. Da wir von Sevilla aus kamen, so hatten wir vom unteren Guadalquivir bis in das mittlere Tajothal eine sehr beträchtliche Strecke zurückzulegen. Wir fuhren also an einem sehr heißen Tage morgens zwischen 10 und 11 aus der andalusischen Hauptstadt ab in einem langen vollgepfropften Zuge, dessen Insassen von da bis Cordova mehr Orangen verspeisten, als ich bis dahin in meinem ganzen Leben gesehen

hatte. Ein billiges Vergnügen; denn weniger als drei oder vier konnte man nicht kaufen, und die kosteten etwa zwei Sous. Auch hatten wir wieder äußerst angenehme Reisegesellschaft, nämlich einen schottischen Lord Oberrichter, welcher sich etwa zur selben Zeit wie ich, studierenshalber in Heidelberg aufgehalten hatte, nebst seiner sehr schönen und liebenswürdigen Gemahlin. Gegen Abend gelangten wir an den Fuß der Sierra Morena, nach Menjibar, verhängnisvollen Andenkens, wo wir übrigens sehr gut zu Nacht speisten. Dann ging es wieder fort durch Berg und Thal, die Nacht hindurch, bis wir etwa um 3 Uhr morgens in Castillejo anlangten. Wer nach Toledo geht, kommt gewöhnlich von Madrid und nicht von Sevilla aus, und so traf es sich, daß außer uns nur noch ein Reisender ausstieg, welcher sich später zu unserem großen Vergnügen als höchst gemütlicher Gaskogner herausstellte: Es war Dr. M. Cazeaux, Badearzt der Eaux Bonnes in den Unteren Pyrenäen und Herausgeber (Directeur) des Journals des Eaux Bonnes. Die Station war äußerst unscheinbar, fast unbeleuchtet, und als wir nach dem Wartesaal fragten (wir hatten bis gegen 10 Uhr zu warten), führte uns ein Mann mit einer Laterne in einen leeren Raum mit Wänden von rauhem Mauerwerk und einigen Pritschen darin, welcher genau so aussah und roch wie eine Wachstube. Der Pariser und der Doktor richteten sich dort zum Schlafen ein, wie sie konnten; ich selbst zog es vor, mich außen herumzutreiben und zu orientieren. Ich improvisierte ein Frühstück mit Hilfe einer letzten Orange, eines Stückes Chokolade und eines Schlucks Cherez aus meiner lebensrettenden Flasche, und darüber begann der Tag anzubrechen. Da lag denn die spanische Landschaft aus dem Don Quichote

de la Mancha vor mir: „nichts hinten und nichts vornen", wie man im gewöhnlichen Leben zu sagen pflegt; eine endlose, wellenförmige, leere Ebene mit Steinen, Sand und Staub zur Verzierung. Inmitten dieser Wüste standen einsam die dürftigen Bahngebäulichkeiten; gegenüber eine im Entstehen begriffene Fabrik und auf einem entfernten Höhenrand ein Kapellchen! ein eindringliches memento mori war da allenthalben leserlich am Himmel und auf der Erde angeschrieben. Kein Laut rings umher, kein Vogelsang, kein Hundegebell keine Menschen- oder Tierstimme begrüßte die aufgehende Sonne. Schon Washington Irving hat die Abwesenheit der Singvögel in Spanien bemerkt. Endlich wurde ein Geräusch vernehmlich. Ein etwa 15jähriger Junge kam zum Vorschein und machte eine cantina oder Trinkstube auf, wie sie mit Brot, harten Eiern, Orangen und meist gutem Wein versehen, fast an keiner spanischen Eisenbahnstation fehlt. Ich gab dem erstaunten Jüngling zu verstehen, daß ich eine Morgenabwaschung zu verrichten beabsichtigte, und er brachte mir alsbald eine Art von brauner irdener Kasserole, in welcher Kartoffeln abgekocht zu werden pflegen mochten, nebst Wasser und einer Serviette, welche Spuren verschiedenartigen Gebrauchs aufzeigte. Ich benutzte dieses dürftige Material nach Kräften und fragte dann, was es koste. Ei, nichts! war die naive Antwort. Ich gab dem Jungen zwei Realen Trinkgeld, was ein aufrichtiges, vergnügtes Erstaunen zur Folge hatte und sich auch sonst als sehr wirksam erwies, wie man bald sehen wird.

Die Zeit verging, und es war zwischen sechs und sieben, als ich zwei weibliche Gestalten in der Cantina bemerkte, von bescheidenem Aufzug, aber jung und von angenehmem spanischen

Typus. Andererseits zeigte sich auch mein Pariser Freund, welcher ausgeschlafen hatte. Er verlangte einen Waschapparat, und man reichte ihm eine schöne, weiße Porzellanschüssel mit einem reinen Handtuch, welche dem Privatmobiliar der beiden Señoras entnommen sein mochten. Dadurch ermutigt, erkundigten wir uns nach der Möglichkeit eines warmen Frühstücks. Darauf sei man eigentlich nicht eingerichtet, werde aber doch das Möglichste thun, hieß es. Bald wurden wir denn auch gerufen und fanden in der Ecke der vollständig gereinigten Cantina ein rundes, weiß gedecktes Tischchen mit zwei Tassen dampfender Chocolade und allerhand Gebäck. Dabei versicherte uns Señora Dolores — denn das war der Name der Spenderin des Guten — man habe leider die beste Sorte Chocolade verlegt und nicht auffinden können; wir müßten uns eben mit einer geringeren begnügen. Wir begnügten uns denn auch und zwar ohne Schwierigkeit, denn das Getränk war ganz vortrefflich. Endlich, o Wunder! als wir bezahlen wollten, erklärte Dolores, wir seien nichts schuldig; wir hätten nach Chocolade gefragt, und da sie welche gehabt hätte, sei es ihre Pflicht gewesen, uns auszuhelfen. Nur mit einiger Mühe konnten wir das zweite weibliche Wesen zur Annahme einer kleinen Entschädigung bewegen. Wer aber war eigentlich Dolores? Dolores war die Vorsteherin der Kantina, ein in tiefe Trauer gekleidetes, etwa dreißigjähriges, äußerst schwarzäugiges Frauenzimmer von großer Zungengeläufigkeit. Sie sprach mit jener auffallend reinen und klaren Betonung, welche man an den Castillanern rühmt, und schnarrte das R wie ein Spinnrad, so daß sie das Wort Rey (König) z. B. aussprach, als ob es RRRRey geschrieben würde. Letzteres um so nachdrücklicher, als gerade an diesem Tage der König

selbst von Madrid aus mit dem Prinzen von Wales erwartet wurde, dem er Toledo zeigen wollte. War es nun zum Zeitvertreib oder aus anderen Gründen — kurz, Dolores weihte uns im Laufe des Morgens in das Geheimnis ihrer Trauer und ihrer Schmerzen ein, was für uns keine geringe Aufgabe war, da wir regelmäßig nur die Hälfte ihrer langen, mit großer Lebhaftigkeit vorgetragenen Sätze verstanden. Sie gehörte zu der in Spanien besonders zahlreichen Klasse von Menschen, welche sich über den Undank des Vaterlandes zu beklagen haben. Sie war die Witwe eines in seinem Dienste verunglückten Chefe de las Machinas. Ob dieser Chefe de las Machinas ein einfacher Lokomotivführer oder ein Aufseher der Werkstätten, oder ein hochgestellter Ingenieur war, das vermochten wir, trotz vieler Fragen, nicht zu ergründen; aber tot war er, tot und begraben, das stand fest, und seine Witwe, statt eine Nationalbelohnung oder eine Stelle im höheren Töchterunterricht zu erhalten, war mit einer schnöden Cantina abgefunden worden, wo sie harte Eier und roten Wein zu verkaufen hat, um leben zu können. Jedenfalls war ihre pathetische Trauer über die eine oder die andere Thatsache höchst aufrichtig; denn sie vergoß häufige Thränen auf ein feines, schwarzgerändertes Taschentuch von Battist, und als dasselbe ordentlich naß geweint war, hing sie es wie eine Mantilla über ihren prächtigen, glänzend schwarzen Haaren zum Trocknen auf, was ihr allerliebst stand, besonders wenn die Sonne darauf schien.

Somit nahm unser unfreiwilliger Aufenthalt in Castillejo allmählich einen elegischen und idyllischen Charakter an, dessen Lokalfarbe nicht ohne Verdienst und Reiz war. Nach und nach stellte sich auch unser Badedoktor ein. Wir versuchten

die beste Art Valdepenjas aus der Cantina der Witwe des Chefs de las Machinas und fanden ihn vortrefflich. Sicherlich konnte die Kantina zufriedener mit ihr sein, als sie mit der Cantina; denn Dolores, das ergab sich aus ihrem ganzen Wesen, hatte offenbar „bessere Tage“ gesehen. Allmählich fand sich auch einiges Publikum ein; ein schwerer Güterzug kam und ging; von Cordova her langte ein Personenzug an, und endlich traf auch unser Zug aus Madrid ein.

Wir verabschiedeten uns von der noch immer vielbetrübten, aber jetzt vielbeschäftigten Dolores mit dem Versprechen, uns am Abend bei der Rückfahrt noch einmal vorzustellen, und rollten dann in das Tajothal hinunter, ohne den sechs- bis siebenstündigen Zeitverlust in Castillejo allzusehr zu bedauern.

Von Castillejo nach Toledo fährt man kaum ein Stündchen lang. Am Bahnhof angelangt, sahen wir uns alsbald zu unserem großen Erstaunen mit königlichen Ehren empfangen, gerade als ob der RRRRey selbst schon da wäre. Guirlanden und Kränze hingen uns überall vor der Nase; man konnte nicht anders als auf Teppiche treten; Soldaten standen Spalier; dahinter drängten sich Herren im schwarzen Frack und weißen Kravatten und Handschuhen — bei der Hitze! Nur die weißgewaschenen Jungfrauen waren noch nicht eingetroffen; man hielt uns auch keine Rede und überreichte keinen Blumenstrauß. Dies brachte uns wieder zum Bewußtsein der Wirklichkeit zurück. Der König und der Prinz nebst Gefolge kamen erst eine halbe Stunde später an; da wir aber diesen beiden Herren fortan in unvermeidlicher Weise begegneten, so will ich ihnen schon jetzt einige tiefgefühlte Worte widmen.

Beide waren, wie ihre Begleiter, in leichter, dem Klima

angemessener Sommertracht, mit runden Filzhütchen von der modischen Form eines Bienenkorbs. Der König insbesondere trug eine jener hellen kurzen Jacken, welche der deutsche Künstler, so lange er noch keinen Orden hat, mit Vorliebe kultiviert und mit verschiedenen, äußerst malerischen Ausdrücken bezeichnet. Er sah in jeder Hinsicht aus wie ein junger, sehr junger Mensch. Der Prinz von Wales dagegen, obwohl blond, hat den Typus eines schon vorgerückten, etwas abgelebten Vierzigers, mit weit mehr Haaren in dem Gesicht als darüber. Seine Haltung ist ebenso gewählt wie ungezwungen; auch sein Großonkel Georg IV. wollte ja nur „der erste Gentleman seines Landes" sein. Die ganze Besichtigung der Stadt ging in einer sehr anspruchslosen Weise vor sich. Nirgends wurde das Publikum vom Zugang abgehalten, außer in der Kathedrale, weil daselbst große und seltene Schätze zur Schau gestellt waren. An mehreren anderen Orten befanden wir uns öfters unwillkürlich mitten unter dem Gefolge und gingen ab und zu, wie es uns beliebte. Die große nichtoffizielle Masse des toledanischen Publikums selbst zeigte sich zwar neugierig, sonst aber teilnahmlos und jedes Unterthanenenthusiasmus bar. Nach zwei oder drei Stunden war die ganze königliche und prinzliche Herrlichkeit wieder verschwunden und nach Madrid zurückgekehrt.

Unsererseits dagegen hatten wir wiederum ein etwas wunderliches Abenteuer zu bestehen.

Durch die Reisehandbücher erfährt man, in Toledo gebe es nur Ein gutes Hotel, die Funda de los Linos nämlich, und das sei teuer und schlecht. Wir entschlossen uns deshalb, dort nur ein déjeuner dinatoire einzunehmen und

gegen Abend wieder abzufahren. Unser Gepäck blieb am Bahnhof. Als wir in los Linos anlangten, fanden wir unseren Badearzt bereits dort vor, welcher mit einem ihm bekannten französischen Genieofficier, den Familienangelegenheiten in die Gegend geführt hatten, zusammengetroffen war. Wir speisten also höchst wohlgemut miteinander und zwar so, daß der Pariser und ich uns eine Schüssel mehr aufwarten ließen als die Andern. Als die Rechnung kam, betrug sie für den Arzt und den Offizier 40 Realen (10 frs. 50 c.) und für uns 50 Realen (13 frs. 20 c.). Dies stand aber in schreiendem Mißverhältnis zu allen in Spanien wie in Frankreich üblichen Preisen, da man selbst in Paris für 3—5 frs. ebenso reichlich und viel besser frühstückt als in los Linos zu Toledo. Nach einer vergeblichen Auseinandersetzung mit dem Kellner gingen wir hinunter nach dem Patio, wo der Wirt und seine Familie in einem offenen Nebenzimmer gerade zu Mittag aßen. Als wir unsere Sache vorbrachten, um eine Reduktion zu erwirken, verhielt sich der Mann selbst ruhig; aber seine Frau und Töchter überhäuften uns mit einem Schwall von Redensarten, gegen welche die elegischen Ergüsse der Maschinenwitwe in Castillejo ins leere Nichts verschwanden. Daraufhin entschlossen sich unsere beiden Reisegefährten zu zahlen; ich selbst, der ich an diesem Tage etwas marode war und passiv blieb, fand mich geneigt, Gleiches zu thun. Nicht so der Pariser Philosoph, welcher diesmal, wie nur irgend ein homerischer Held in der Ilias, „seinen großen Tag“ hatte. „Was würden wir in Paris für ein solches Frühstück bezahlen?“ fragte er mich. „Höchstens fünf Franken per Kopf!“ „Gut! bestehlen laß ich mich nicht! Wir zahlen zusammen 40 Realen und keinen Heller mehr!“

nicht aus Sparsamkeit sondern aus Grundsatz! Damit zog er ein Goldstück von 40 Realen aus der Tasche, legte es auf den Tisch und erklärte, man möge uns, wenn nicht zufrieden, vor die Polizei zitieren. Dann wandten wir uns zum Gehen. Die nun folgende Scene war unbeschreiblich komisch. Die ganze Familie sprang auf wie Ein Mann und begleitete uns unter den lebhaftesten Ausdrücken ihrer Entrüstung bis in den Hof. Der Wirt selbst suchte dem Pariser das Goldstück wieder aufzudrängen und als das nicht ging, es ihm in die Tasche zu schieben. Endlich warf er es uns nach, so daß es klingend auf das Pflaster fiel. „Laßt es nur liegen! sagte der Doktor kaltblütig; sie werden es schon wieder aufheben!“ Somit schritten wir mit ächt spanischer Grandezza, ohne uns irgend zu beeilen, durch das Hofthor hinaus auf die Straße. Ich selbst bekämpfte mit Mühe einen inneren Lachkrampf, indem ich daran dachte, daß der Philosoph, welcher zu Paris in sehr glänzenden Verhältnissen lebte und im gewöhnlichen Leben mit der sogenannten piéce de cent sous nicht mehr Umstände mache als ein Sevillaner mit einer Orange oder einem Glas Wasser, nur den Eingebungen der reinen Vernunft und dem Geboten des kategorischen Imperativs gefolgt war.

Wir zogen nun, von dem Lohnbedienten de los Linos als Führer begleitet, in der Stadt herum und mehrmals vor dem Hotel vorbei, ohne belästigt zu werden. Die guten Leute mochten dem königlichen Besuch zu Liebe, ihre Preise etwas überschraubt haben, und als sie sahen, daß man sich das nicht gefallen ließ, wagten sie es doch nicht, sich an die Polizei zu wenden. Übrigens sollen solche Fälle in Spanien öfters vorkommen. Die Engländer z. B., welche „nach Murray

reisen", schlagen vor jedem Abgang aus einem Hotel ihr Reisehandbuch auf, suchen den für den betreffenden Ort verzeichneten Preis, legen das Geld auf den Tisch und — gehen fort, wie wir, ohne etwaige Reklamationen auch nur eines Wortes zu würdigen. Uns selbst kam ein derartiger Zwischenfall nur in Toledo vor — ohne das gastfreundliche Castillejo zu rechnen, wo wir übrigens den Preis selbst gemacht hatten.

Um endlich von Toledo selbst zu reden, so ist dies schon seiner Lage nach einer der merkwürdigsten Plätze, die man sehen kann. Man stelle sich einen Rosinenpudding in seiner Sauce vor — der Pudding ist der riesige Granitblock, auf welchem die Stadt liegt; die Sauce der Tajo, welcher drei Vierteile der Basis des Felsens, mit großer Gewalt und von Wasserfällen unterbrochen, umströmt. Auf der anderen Seite des Flusses springen wieder steile und wildzerrissene Granitwände empor, was dem gewaltigen, donnernd dahinschießenden, gelben Bergstrom ein höchst imposantes Ansehen giebt.

Nur zwei Brücken führen über denselben: eine in das Granitgebirge hinein, die andere nach dem schmalen Wiesenthale, durch welches der Fluß herankommt und auch wieder abzieht. In letzterem liegt die Eisenbahnstation. Von derselben bis in die Mitte der Stadt hinauf hat man wohl eine halbe Stunde zu steigen.

Bei einer so festen Lage, im Mittelpunkt des Landes, ist es nicht erstaunlich, daß Toledo für die Westgothen, die Araber und die wieder neuauflebenden Spanier, bis zur Erfindung des Schießpulvers, der wichtigste Platz und der Sitz der höchsten Gewalt war. Von dem hohen Alter der Stadt zeugen vor allem die künstlichen Höhlen, welche sich mehrfach,

als Fortsetzung natürlicher Spalten, in die Eingeweide der Felsen, welche die Stadt tragen und umgeben, eingetrieben finden. Daß Tubal, Noah's Enkel, dieselben als Keller für die großväterlichen Weinprodukte angelegt habe, ist wohl nur Fabel. Aber auch von Herkules, dem Freunde eines kühlen Trunkes, wird behauptet, er habe sich, nach der Errichtung seiner berühmten Säulen an der Meerenge von Gibraltar, in Toledo häuslich niedergelassen und großartige Felsenkeller gegraben. Realistische Pragmatiker dagegen nehmen an, die Höhlen seien nichts anderes als römische Kloaken; für ihre Vermutung sprechen mit Energie die wahrhaft mephistophelischen Düfte, welche oft mitten in den Straßen aus manchen Boden- und Maueröffnungen aufsteigen, so daß man kühnlich sagen kann: „Wer Toledo nicht gerochen hat, der hat Spanien nicht gerochen!" Wahrscheinlich waren diese vielbestrittenen Felsenlöcher die ersten Zufluchtsorte eines Troglodytengeschlechtes, welches sich dort mit gutem Erfolg, vor dem Zorn der Götter, der Menschen, der wilden Tiere oder der Überschwemmungen verbergen mochte, und jedenfalls gab ihr Dasein nachträglich den Anlaß zur Entstehung merkwürdiger Lokalsagen, in welchen sich der ganze poetische Aberglaube des Mittelalters abspiegelt.

In einer nach ihm benannten, besonders ausgedehnten Grotte, soll Herkules eine Zeit lang gelebt und daselbst die Zauberkünste gelehrt haben, mit deren Hilfe er als Prestidigitateur seine zwölf Thaten verrichtete. Seitdem blieb Toledo der Sitz aller Hexerei, Teufelei und der magischen Künste, welche sich von den Heiden auf die gothischen Christen, dann auf die Mauren und endlich wieder auf die Christen vererbten. Wäre Faust ein Spanier gewesen, so hätte er in Toledo statt in Wittenberg

Paris, ungesehener Zeuge dieser Vorgänge, und es kam so, daß Florinda für ihn und sein Reich eine zweite Helena wurde. Von der Schmach seiner Tochter unterrichtet, lieferte der rachsüchtige Graf Julian die festen spanischen Plätze an der nordafrikanischen Küste, die er befehligte, den Arabern aus und führte die letzteren über die Meerenge ins Land. In der mehrtägigen Schlacht von Cherez verlor Roderich Thron und Leben, und die Araber wurden, auf Jahrhunderte hinaus, die Herren von Spanien. Kurz vorher aber waren dem ungenügsamen Könige allerhand toledanische Wunderdinge passiert, welche wir den Chronisten nacherzählen wollen.

Kurze Zeit vor dem arabischen Einfall hielt der König Hof in dem Toledaner Residenzschlosse, dem Horte der gothischen Herrlichkeit, wo die Kostbarkeiten, welche Alarich in Rom und anderswo erbeutet hatte, neben dem prophetischen Smaragdtisch Salomo's und den fünfundzwanzig Kronen seiner eignen Vorgänger, aufgespeichert lagen. Plötzlich erschienen zwei wunderlich gekleidete, uralte Männer, welche wandelnden Schlüsselbündeln glichen, dermaßen waren sie mit den verschiedenartigsten Schlüsseln behängt. „Wir sind", sagten sie, „die Wächter des Herkulesturms im Granitgebirge, welcher die Geheimnisse der Zukunft in sich verschließt. Herkules selbst hat ein großes Vorhängeschloß an die Thür gelegt; jeder seitherige Fürst des Landes that desgleichen; bringe auch Du Dein Schloß an, o König; denn es ist nicht gut die Zukunft vor der Zeit zu wissen." Roderich aber war leider ein Freidenker und hätte „Kraft und Stoff" verfassen können; die Weisheit der alten Portiers ließ ihn ungerührt; vielmehr bildete er sich sogleich ein, ein Turm mit so vielen Schlössern, könne nichts anderes als ein riesiger, wohlgefüllter Kassenschrank sein, dessen Inhalt niemand ge-

gehauſt; hieß ja doch im Mittelalter die ſchwarze Kunſt: Arte Toledana! Heutzutage, wo jedes Wunderwerk „ohne Hexerei, durch die bloße Geſchwindigkeit“ geſchieht, iſt die toledaniſche Kunſt um ihr uraltes Anſehen gekommen; die Wundergeheimniſſe des Herkules und des Doktors Fauſt werden an jeder polytechniſchen Schule gelehrt, und man fliegt in der Luft oder ſpricht mit ſeinen Freunden auf tauſend Stunden Entfernung, auch ohne den Ring des Salomo zu beſitzen. Aber ſo iſt es nicht immer geweſen; das erfuhr ſchon der letzte Gothenkönig Roderich, im Jahre 711, kurz vor dem Sturze ſeines Reichs und ſeiner Herrſchaft durch die Araber. Roderich, ein tapferer und intelligenter Fürſt, war etwas mehr Lebemann als es ſich eigentlich für Leute ſeines Standes ſchickt. Er war kaum König geworden, da warf ein Schiffbruch eine wunderſchöne, auf Reiſen begriffene, arabiſche Prinzeſſin an die ſüdſpaniſche Küſte. Der junge König bot ihr ſein Herz, ſeine Hand und ſeinen chriſtlichen Glauben an, und alles wurde mit Dank angenommen. Nun baute er für die reizende Exilona einen prächtigen Sommerpalaſt mit Gärten und Waſſerkünſten, deſſen Ruinen in dem Wieſenthale am Fuße der Veſte noch gezeigt werden, und lebte herrlich und in Freuden. Aber es begab ſich, daß an einem heißen Nachmittage die Hofdamen, teils orientaliſchen, teils gothiſchen Urſprungs, beim Bade um den Preis der Schönheit ſtritten. Eine ſehr formvollendete Mauritanierin ſchien den Sieg davon tragen zu wollen, als ihre Nebenbuhlerinnen die jugendliche Florinda, die Tochter des Grafen Julian, des erſten Großwürdenträgers, ins Gefecht brachten und dadurch triumphierten. Unglücklicher Weiſe war der König, hinter einem Fliederbuſch ſtehend, als ein neuer unfreiwilliger

Paris, ungesehener Zeuge dieser Vorgänge, und es kam so, daß Florinda für ihn und sein Reich eine zweite Helena wurde. Von der Schmach seiner Tochter unterrichtet, lieferte der rachsüchtige Graf Julian die festen spanischen Plätze an der nordafrikanischen Küste, die er befehligte, den Arabern aus und führte die letzteren über die Meerenge ins Land. In der mehrtägigen Schlacht von Cherez verlor Roderich Thron und Leben, und die Araber wurden, auf Jahrhunderte hinaus, die Herren von Spanien. Kurz vorher aber waren dem ungenügsamen Könige allerhand toledanische Wunderdinge passiert, welche wir den Chronisten nacherzählen wollen.

Kurze Zeit vor dem arabischen Einfall hielt der König Hof in dem Toledaner Residenzschlosse, dem Horte der gothischen Herrlichkeit, wo die Kostbarkeiten, welche Alarich in Rom und anderswo erbeutet hatte, neben dem prophetischen Smaragdtisch Salomo's und den fünfundzwanzig Kronen seiner eignen Vorgänger, aufgespeichert lagen. Plötzlich erschienen zwei wunderlich gekleidete, uralte Männer, welche wandelnden Schlüsselbündeln glichen, dermaßen waren sie mit den verschiedenartigsten Schlüsseln behängt. „Wir sind", sagten sie, „die Wächter des Herkulesturms im Granitgebirge, welcher die Geheimnisse der Zukunft in sich verschließt. Herkules selbst hat ein großes Vorhängeschloß an die Thür gelegt; jeder seitherige Fürst des Landes that desgleichen; bringe auch Du Dein Schloß an, o König; denn es ist nicht gut die Zukunft vor der Zeit zu wissen." Roderich aber war leider ein Freidenker und hätte „Kraft und Stoff" verfassen können; die Weisheit der alten Portiers ließ ihn ungerührt; vielmehr bildete er sich sogleich ein, ein Turm mit so vielen Schlössern, könne nichts anderes als ein riesiger, wohlgefüllter Kassenschrank sein, dessen Inhalt niemand ge-

höre als ihm selber. Schon am nächsten Tag ritt er mit großem Komitat nach dem Turm hinauf, ließ die Schlösser aufmachen und drang, trotz mancher warnenden Schreckniſſe, in das Innere vor, ähnlich jenem frechen Othonen, welcher die Gruft Karls des Großen in Aachen beſuchte, wie man es auf Kaulbach's Bild im germaniſchen Muſeum zu Nürnberg ſehen kann. Er fand aber nichts als ein Käſtchen und in demſelben ein Stück Linnen. Entfaltet zeigte der Stoff das Bild eines Kampfes zwiſchen gewappneten Rittern und bärtigen Männern mit Turbanen und krummen Säbeln und Naſen, und das Leinenzeug dehnte ſich aus wie eine Wolke, und das Bild wurde lebendig, und mit Waffengeräuſch, Trommelſchlag und Trompetenklang lieferten ſich die Bilder einen Geiſterkampf in der Luft gleich der Hunnenſchlacht von Kaulbach, und die blanken Ritterſchwerter erlagen vor den krummen Säbeln und Naſen. Das Getöſe wurde ſo arg, daß ſich der König und ſein Gefolge ſpornſtreichs davon machten, und, von einem Gewitter verfolgt, nicht raſteten, ehe ſie nach Toledo gelangten. Am nächſten Tage geſchah ein neues Wunder. Ein Adler mit einem Feuerbrand im Schnabel ließ ſich auf den verzauberten Turm herab, entzündete denſelben und bald war nur noch ein Aſchenhaufen übrig. Nun erſchien ein Zug zahlloſer kleiner ſchwarzer Vögel, welche mit ihrem Flügelſchlage die Aſche aufregten und über das ganze Land zerſtreuten. Jedes Stäubchen fiel als ein Blutstropfen nieder, und jeder, den ein Tropfen berührte, wurde bei dem nun folgenden Einfall erſchlagen. Und ſo ging das Weſtgothenreich zu Grunde, weil König Roderich den Thurm des Herkules für einen Arnheimer Kaſſenſchrank gehalten hatte.

Freilich erlag das feſte Toledo dem arabiſchen Feldherrn,

dem einäugigen Veteranen Tarik, nur durch Verrat und einen Handstreich, welche abermals an den trojanischen Krieg erinnern. Mit seinem siegreichen Heere vor dem wohlverteidigten Toledo angelangt, merkte Tarik bald, daß da ohne Kanonen, welche damals noch nicht erfunden waren, nichts zu machen sei; er begnügte sich also damit, die Stadt zu blockieren und die Erfindung des Schießpulvers abzuwarten. Da erschien eines Abends vor ihm ein würdiger alter Rabbiner, den seine Glaubensgenossen in der Stadt heimlich an Stricken über die Felsen heruntergelassen hatten. Er meldete, die zahlreichen Juden in Toledo hätten gerade jetzt von den Christen die härtesten Verfolgungen zu erdulden und würden gern die Stadt in seine Gewalt bringen, wenn er ihnen eine bessere Behandlung und gute Prozente verspräche. Das Geschäft wurde gemacht. Nächtlicher Weise ließen die Juden eine arabische Truppe in einen von ihnen besetzten Turm und verbargen sie darin. Ein anderes Korps versteckte sich in den Gebüschen und Spalten des Granitgebirges. Am folgenden Morgen brach Tarik sein Lager ab und zog mit Sack und Pack davon, ganz wie sich die listigen Hellenen weiland nach der Insel Tenedos einschifften. Alsbald strömten (es war gerade Palmsonntag) die Toledaner aus der Stadt nach einer im Wiesengrund gelegenen Kirche ihres Schutzheiligen, welchem sie ihre Rettung zu verdanken glaubten. Da brachen die Araber aus dem Turm hervor und bemächtigten sich der Festungswerke. Die versteckt gehaltene Truppe fiel über die wehrlose Bevölkerung her und machte sie nieder. Bald war auch Tarik mit seinem Heer wieder da, und um das gothische Toledo wars geschehen. Es wurde maurische Hauptstadt und erhielt an der Stelle der Burg einen prachtvollen Alkazar, der aber auch wieder

verschwunden ist; denn die ältesten Teile des weitläufigen gegenwärtigen Schlosses stammen erst aus der Zeit Karls V.

Was die Juden betrifft, so gewährte ihnen Tarik sehr schöne Prozente und vollkommene Glaubensfreiheit; sie erbauten nun eine prächtige Synagoge, welche, in eine Kapelle verwandelt, noch jetzt bestehen soll. Ich besichtigte dieselbe und fand ein wunderliches, offenbar sehr altes Gebäude in einem höchst eigentümlichen Stil vor. Ob dasselbe wirklich eine Synagoge aus dem achten Jahrhundert ist, das mögen Andere entscheiden. Wäre dies der Fall, so stünde dieser Bau dem Alter nach, den Höhlenbauten am nächsten, denn was man von westgothischen Resten aufweist, ist zweifelhaften Ursprungs und selbst wenn ächt, von ganz untergeordneter Bedeutung.

Im Jahre 1085 wurde Toledo von Don Rodrigo, dem Cid Campéador, dem Helden der Volkslieder, Corneille's und Herder's, den Mauren wieder abgenommen, und hundertfünfzig Jahre später der Bau der zwar reichen und prächtigen, aber unregelmäßigen gothischen Kathedrale begonnen. Andere Gebäude folgten, erst im gothischen, dann im Renaissancestil, denn so lange die Vertreibung der Mauren nicht beendet war, blieb Toledo, wenn auch gerade nicht die Hauptstadt, so doch der Hort und das Palladium der christlichen Macht; dort wurden jene berühmten Stahlklingen gehärtet, welche für die Niederlage von Cherez Revanche nahmen; von Toledo führte auch der berüchtigte eiserne Alba, die Personifikation des katholischen Spaniens, seinen Herzogsnamen. Heute freilich ist die Stadt auf eine Bevölkerungszahl von 20,000 zurückgeschwunden; imposante Festungswerke bestehen noch auf der Thalseite, und in dem sehr schön restaurierten Alcazar hat sich eine Offizier-

schule angesiedelt; aber ein auswärtiger Feind könnte sich des ganzen Landes bemächtigen, ohne nur an dieses verlorene Felsennest zu denken, oder es von den umliegenden Höhen aus in wenigen Stunden zusammenkanonieren. Somit hat Toledo jetzt nur noch den Reiz seiner Altertümlichkeit und seiner Erinnerungen, und derselbe ist, wie wir gesehen haben, sehr mannigfaltig. Die Höhle des Herkules besitzt z. B. immer noch ihren alten Ruf, und obwohl ihr Eingang vermauert worden ist, nachdem die Versuche, in sie einzudringen, zu verschiedenen Unglücksfällen geführt hatten, so geht doch die Sage, daß sie ungeheure Schätze birgt, welche von einem menschenfressenden unterirdischen Bullenbeißer bewacht werden. Einer anderen Ueberlieferung zufolge führte Herkules diese Höhle in einem Tunnel unter dem Tajo durch und dann zu einem, drei Stunden Wegs von der Stadt entfernten Ausgang. Also Brunel und sein Themsetunnel und die anderen Wunderwerke der Neuzeit sind alle schon einmal dagewesen.

Ich erwähne noch den in Toledo spielenden Ausgang der Sage vom Wunderprinzen Ahmed el Kamel, aus dem Generalife bei Granada. Von seinem Uhu und seinem Papagei hatte der Prinz erfahren, daß die ihm von den Sternen bestimmte Prinzessin die Tochter des christlichen Königs von Toledo war und der Preis eines demnächst abzuhaltenden Turniers werden sollte. Leider fehlte es ihm an Waffen und Kampfesgeschick. Aber der gelehrte Uhu wußte, daß in einer der Höhlen des Granitgebirges ein verzaubertes Roß und eine desgleichen Rüstung standen. Mit ihrer Hilfe triumphierte Ahmed el Kamel, konnte aber dennoch, weil ein blinder Heide, nicht als Freier auftreten. Nun verfiel die

Prinzessin, aus Sehnsucht nach ihm, in eine tiefe Schwermutskrankheit, und der König versprach dem Arzt, der sie heilen würde, jede mögliche Belohnung. Ahmed erschien darauf, als arabischer Sänger verkleidet und bannte die bösen Geister durch eine geschickte, in Versen vorgetragene Liebeserklärung, welche nur dem „schönen Kinde" verständlich war. Als Belohnung verlangte er dann eine Büchse aus Sandelholz mit einem seidenen Teppich, welcher einst dem König Salomo gehört hatte, nach der Zerstörung Jerusalems nach Rom und von dort, durch die Nachfolger Alarichs, nach Toledo gebracht worden war. Die Herren Obermedizinalräte des Königs lächelten verstohlen über die Bescheidenheit des Fremden, und der Teppich wurde geholt. Der Wunderprinz aber breitete denselben aus, setzte sich mit der Prinzessin darauf, und siehe da! plötzlich flogen beide durch die Luft davon wie die Ballons bei der Belagerung von Paris. Der Teppich war König Salomo's Imperméable d. h. Reise- und Zaubermantel, was die gelehrten Herren in Toledo, trotz ihrer Hexenmeisterei, nicht wußten; es war jener Zaubermantel, von welchem Faust seufzend sagt, er solle ihm nicht um einen Königsmantel feil sein — wenn er ihn hätte. Ahmed el Kamel flog mit der Prinzessin nach Granada, wo sein Vater gerade gestorben war, und so wurden sie gleich König und Königin. Der Uhu wurde Reichskanzler, der Papagei Hofmarschall. Der König von Toledo zog indeß mit einem großen Heere aus, um seine Tochter zu suchen; als er aber in die Nähe von Granada kam und vernahm, welche glänzende Partie sie gemacht hatte, schloß er lieber Frieden und es gab Festessen, Galavorstellungen und ähnliche Dinge in Hülle und Fülle. Somit waren das düstere Toledo und das heitere Granada versöhnt — ein

rechtes Bild des spanisch-maurischen Lebens im Mittelalter! Wahrlich, Lord Byron hat recht zu singen:

„O schönes Spanien, romant'sches Land!"

Der Tag in Toledo war, obwohl interessant, doch heiß und mühselig gewesen; auf der Rückfahrt aber kredenzte uns Dolores, in Castillejo, ein letztes Glas des feurigsten Valdepenjas, welcher unsere ermatteten Lebensgeister wieder in gute Ordnung brachte. Einige Stunden später waren wir in Madrid, eroberten in dem gewöhnlichen Bahnhofsgewühl, nicht ohne Anwendung vieler Kraftsprüche, einen Kutscher und unser Gepäck und trafen um Mitternacht im Hotel de la Paix ein, wo wir von der alten camarera Pepita mit Freudengeschrei empfangen und wieder in unserem alten Quartier untergebracht wurden.

Nach zwei Rasttagen, an welchen nichts Erhebliches passierte, traten wir, an einem Freitag Nachmittag, die immer noch dreißigstündige Rückfahrt nach Bayonne an. Wir hatten die Aussicht gut bedient zu werden; denn Prinz Arthur, der Bruder des Prinzen von Wales, war mit einem kleinen Gefolge in demselben Zug, so daß wir beim Einsteigen abermals auf den Hof und seine Gäste trafen. Unsrerseits fanden wir, was bei einem dreißigstündigen Beisammensein keine Kleinigkeit ist, wieder eine sehr angenehme Reisegesellschaft. Sie bestand aus einem ältlichen Herrn aus Hagen in Westphalen, den Geschäfte nach Portugal geführt hatten, einem Attaché der französischen Gesandtschaft dortselbst, welcher gleichfalls aus Lissabon kam, und einem anderen Attaché einer peruanischen Mission in London oder Paris. Bald hatten wir, so zu sagen, gemeinschaftliche Sache gemacht, um die bevorstehenden Leiden und Freuden mit vereinten Kräften zu

tragen. Auch der junge Engländer, welcher täglich um ein Pfund leichter wurde, hatte sich wieder eingestellt. Derselbe saß in einer benachbarten Abteilung bei einigen Frauenzimmern mit kleinen Kindern und kam an den Stationen zu uns herüber, um ein Familienglück zu beklagen, welches nicht das seinige war. Diese Mitteilsamkeit erinnerte mich an die einstigen Reisen im Postwagen, wo man Mensch mit Menschen sein mußte, ob man wollte oder nicht, und in Folge der unvermeidlichen Berührungen der Kniescheiben und Schienbeine manche ewige Freundschafts- und sonstige Bündnisse schloß. Auf den großen Straßen des heutigen Weltverkehrs ist eine kalte und steife Zurückhaltung an die Stelle jener offenen Leutseligkeit getreten, und man kann von Neapel über Wien oder Berlin oder über Lyon und Paris nach London reisen, ohne auch nur ein Wort mit einem etwaigen Reisegefährten zu wechseln. Auf den weniger besuchten Eisenstraßen dagegen finden sich noch heute die Spuren des ehemaligen, traulichen Verkehrs zwischen Leidensgenossen, und so machte ich z. B. im skandinavischen Norden wie auch in Spanien mehr als eine angenehme und nützliche Reisebekanntschaft. Ein ähnliches voreisenbahnliches Vertrauen herrschte auch in unserer kleinen Gesellschaft, und es wurde in keiner Weise getäuscht oder mißbraucht.

Wir hatten gehofft an der beträchtlichen Station Eskurial, dem Palast und Grab Philipps II. am Fuße der Sierra Guadaramma, wo wir mit Einbruch der Dunkelheit eintrafen, zu Mittag speisen zu können, aber es hatte wieder Verspätung gegeben, und der Aufenhalt wurde ganz kurz. Dennoch konnte ich ein langes und dünnes, sogenanntes Pariser Brot und eine gute Flasche Wein erhaschen, mit welchen wir uns, in Er-

wartung besserer Tage, die Zeit vertrieben. Nun ging es wieder in das schon beschriebene Granitgebirge hinein, und erst gegen zehn Uhr Abends hatten wir das Joch überschritten und langten nun bei dem uralten Bergnest Avila an. Einer von uns zog auf Kundschaft nach einer Cantina und ihren Vorräten aus, kam aber sogleich mit einem Freudengeschrei zurückgestürzt, es stehe ein ganzes feierliches Nachtessen bereit. Wenn man seit zwölf Stunden „nichts Warmes gegessen hat," wie der Bauer in Wallenstein's Lager, dann läßt man sich das nicht zweimal sagen, und in einem Nu saßen wir in einem Restaurationssaale und vor einem dampfenden Souper, wie man das auf solcher Höhe und in einer solchen Steinwüstenei nicht zu finden hoffen durfte. Merkwürderweise nun fanden die Einen das Souper sehr gut, die Anderen aber sehr schlecht. Bei der nachfolgenden Unterhaltung konnte man darüber nicht einig werden, bis Einer sagte: „Wer von uns hat die heilige Theresa angerufen?" „Theresa? Wieso Theresa?" fragte man. „Die heilige Theresa, die geistige Braut des Erlösers," hieß es, „ist in Avila geboren und gilt noch heute für die Schutzpatronin des Ortes. Wer an sie denkt, dem bescheert sie ein gutes Souper, den Andern ein schlechtes." In der That fand es sich, daß die Unzufriedenen nicht an die heilige Theresa dachten; die Befriedigten dagegen hatten ihren Gaumen unter den Schutz der mystischen Karmeliterin gestellt, und somit waren das Rätsel und der Widerspruch gelöst. Wer also in Zukunft dort vorüberkommt, der merke sich das Hausmittelchen.

Unsere weitere Fahrt verlief ohne bemerkenswerte Zwischenfälle, bei schönem Wetter und ohne jene grimmige Kälte, welche uns, einige Wochen vorher, bei unserem Eintritt in Spanien

begrüßt hatte. Empfehlenswerte Büffets fanden sich noch in Burgos, der alten Königsstadt, welche wir zu unserem großen Leidwesen unbesehen lassen mußten, wie auch in Miranda. Gegen Abend erreichten wir den französischen Grenzposten Hendaya, wo gespeist und visitiert wurde, und einige Stunden später waren wir wieder wohl aufgehoben beim heiligen Stephan in Bayonne, den man nicht besonders anzurufen, sondern nur ordentlich zu bezahlen braucht, um sehr gut behandelt zu werden. Aber Frauenzimmer, selbst die heilige Theresa sind ehrbegierig!

Nachdem wir so, an Leib und Leben unbeschädigt, den größten Teil von Spanien durchstreift hatten, wäre es vielleicht zweckmäßig, einen Rückblick auf die Reisebedingungen selbst zu thun und insbesondere zu Gunsten der, oft falsch und ungerecht beurteilten Hotelzustände eine Lanze, oder vielmehr einen Zahnstocher, zu brechen.

Auch wir waren mit einem Vorurteil, um nicht zu sagen mit einer gewissen geheimnisvollen Scheu über die Pyrenäen gegangen, indem wir erwarteten, wir würden mehr von Olla Potrida, Knoblauch und Chocolade als von anderen Dingen leben. An kleinen, vom Eisenbahnverkehr abgelegenen Orten hätte diese Befürchtung auch in der That zur bitteren Wahrheit werden mögen; in den mehr oder weniger beträchtlichen Städten aber, wo wir verweilten, fanden wir, ohne Ausnahme, neue und gute Hôtels, welche in gemischtem, halb französischem, halb englischem Stil gehalten sind und wenig zu wünschen übrig lassen. Die Küche insbesondere ist im wesentlichen französisch; dabei gut und reichlich. Letzteres gilt auch von den Eisenbahnbüffets, welche, außer in dem vom Krieg verwüsteten Norden, in hinreichender Zahl vorhanden

und in den Reisehandbüchern, ja selbst in jedem detaillierten Fahrplan angegeben sind. An diesen Buffets sowie in den Hôtels ist man sicher, mit der französischen Sprache auszukommen; auch englisch redende Bedienung ist nicht selten. An letzterer fehlt es überhaupt nicht; die Leute sind immer bei der Hand, sehr gefällig und dienstbereit. Daß allenthalben mit Öl statt mit Butter gekocht wird, versteht sich von selbst; doch schmeckt man das in Spanien nicht mehr heraus als in Italien, vorausgesetzt daß nur gutes Olivenöl verwandt wird. Die Olla Potrida stellte sich als ein sehr genießbares Ragout heraus. Die Zwiebel hat auf ihre alleinseligmachende Herrschaft in der spanischen Küche verzichtet. Wenn ich Zwiebeln essen wollte, mußte ich sie unter den Mixed Pickles der table d'hôte suchen. Von dem vielverschrieenen spanischen Schmutz endlich haben wir, außer auf den Straßen, nicht viel bemerkt, und selbst das berüchtigte Ungeziefer der Betten machte sich trotz des südlichen Klimas nur ausnahmsweise geltend. Die Zimmereinrichtung läßt zuweilen zu wünschen übrig. Die Möbel sind selten, alt oder unbehilflich, die Teppiche fehlen fast gänzlich; die Betten sind immer von Eisen und mager garniert; man rechnet mit Bestimmtheit auf die Decke, welche der Reisende mitbringt, um sie über seine müden Füße zu breiten. Der Fußboden ist oft mit Marmor getäfelt, was nicht wenig zur Kühle beiträgt. Einige neue Hotels, wie die Funda Svizza in Cordova und die Vier Nationen in Sevilla haben im Innern einen ganz monumentalen Anstrich.

Was nun endlich den unvermeidlichen „metallischen Nachgeschmack“ all dieser Herrlichkeiten angeht, so ist derselbe nicht stärker als an andern Orten.

Man zahlt im Durchschnitt für Wohnung, nebst Zubehör, Gabelfrühstück und Diner, 40 bis 50 Realen per Tag, also zwischen zehn und dreizehn Franken — ein Preis, dem ein Reisender, der sich nicht besonders krumm legen will, schwerlich sonstwo entgehen wird — außer wenn er darüber hinausgeht, wie der mehrfach erwähnte Pfundengländer. Unangenehm ist, daß dieser Preis als Pensionspreis behandelt wird, d. h. man mag den ganzen Tag im Hotel sein oder nicht, oder z. B. einmal auswärts essen, so wird der Tag doch für voll gerechnet und bezahlt. Für das Diner ist man an die Stunde mehr oder weniger gebunden; für das Gabelfrühstück nur ausnahmsweise, wie z. B. im Hôtel de la Paix in Madrid. Die Frühstücke werden nach der Karte, aber reichlich und gut, serviert. An den Eisenbahnbüffets kosten die immer sehr reichlichen und mannigfaltigen Mahlzeiten etwa 3 oder 4 frs.

Im allgemeinen Verhältnis der meist niedrigen Lebensmittelpreise sind diese Sätze hoch, und die Hotels wie Büffets, welche meist von Franzosen gehalten werden, gelten darum für wahre Goldgruben, und mit Recht. Doch muß man auch bedenken, daß die Beschaffung der nötigen Tafelgerätschaften, des Mobiliars und eines wohlgedrillten Personals in Spanien schwieriger und kostspieliger ist als in andern Ländern. Endlich ist der Wein immer und überall à discrétion vorhanden! Und was für Wein! In den nördlichen Landesteilen ist es ein feuriger Rotwein, welcher durch den Zusatz von Wasser nur noch schmackhafter statt fade wird. In Andalusien dagegen kommen noch geringere Sorten von Cherez und weißem Malaga dazu, den man auch besser nur mit Wasser trinkt. Der Löwe, welcher einmal all dieses Traubenblut geleckt hat, ist leicht versucht,

in anderen Ländern mit Mephisto zu sagen: „Wenn eure Weine nur ein wenig besser wären!“ Der so übel berüchtigte Geschmack des Weines nach dem Bockschlauch dürfte heutzutage ins Bereich der Fabel gehören. Auch die sprichwörtliche Gefährlichkeit der spanischen Weine für den Nordländer mag dort, wie in Italien, nur von der eigenen Unmäßigkeit des Trinkers abhängen. Sind Rheinwein und Burgunder nicht gleichfalls schädlich? wenn sie maßweise getrunken werden!

Die Rheinbundtruppen, welche als französische Kontingente seit 1808 in Spanien fochten, brachten von dort die Redensarten mit: „Ei, da müßt' ich ja Tinte (für vino tinto, d. h. Rotwein ohne Wasser) getrunken haben,“ um einen der Übergeschnapptheit benachbarten Gemütszustand anzudeuten. Heute noch hört man dies am Rhein häufig von Leuten, welche dabei nur an Tinte, rote oder schwarze, denken, wofür man in der That übergeschnappt statt nur „angesäuselt“ sein müßte.

Somit könnte man in Spanien, alles in allem genommen, eher billiger als teurer reisen, denn in andern Ländern, wenn man nicht mit der Eisenbahn zu rechnen hätte. Letztere ist fast ebenso teuer als in Frankreich, und die zweite Klasse ist dermaßen schlecht und vernachlässigt, daß man auf größere Entfernungen nur erster Klasse fahren kann, wenn man nicht wie gerädert ankommen will. Nun sind aber die Entfernungen in einem Lande, welches an Flächenausdehnung Frankreich übertrifft, an sich schon sehr groß und werden es noch mehr durch die Führung der Linien im Zickzack und Berg auf, Berg ab, was bei der Zahl und Stärke der Höhenzüge, welche das Land nach allen Richtungen durchstreifen, unvermeidlich

blieb. Von Madrid nach Lissabon ist man dreißig Stunden, nach Malaga, Cadiz oder Granada wenigstens vierundzwanzig Stunden unterwegs; nun rechne man nur 4 frs. auf die Stunde Fahrzeit erster Klasse, und man sieht, welche Summe für die Bereisung des ganzen weiten Landes heraus kommen muß!

Aber teuer oder nicht, eine Reise durch Spanien ist immer ihr Geld wert, und nach allem was wir hörten, sahen und erlebten, kann ich versichern, daß der Kunstenthusiast, der Naturliebhaber oder auch nur der bloß Neugierige ihre Rechnung reichlich dabei finden müssen.

Mit Spanien wäre ich nun so weit fertig. Aber wir hatten noch ein kleines Schlußabenteuer zu bestehen, welches ich nach so manchen anderen nicht verschweigen will.

Wohlbehalten in Bayonne und bald darnach in Bordeaux angelangt, überließen wir uns dem wohlthuenden Gefühl, uns wieder in einem Lande zu befinden, wo alles regelmäßig und ordentlich zugeht, vorausgesetzt, daß man bezahlt und rechtzeitig da ist. Hatten wir ja nur noch einen der beiden Schnellzüge zu besteigen, welche täglich, in acht bis zehn Stunden, von Bordeaux nach Paris mehr springen als fahren! Dies thaten wir denn auch an einem schönen Samstag Abend halb sieben und fuhren, von unserer spanischen Reise sehr befriedigt, wohlgemut von dannen. Aber man soll den Tag nicht vor dem Abend und die Nacht nicht vor dem Morgen loben!

Unser Zug war lang, ungewöhnlich lang für eine so rasche Fahrt, von der Garonne bis an die Seine: er zählte etwa fünfzehn Waggons erster Klasse. Der unserige befand sich gerade in der Mitte. Mein Pariser Freund und ich waren in unserer Abteilung allein.

Einmal losgelassen, schoß der Expreß wie ein Pfeil dahin. Die Nacht kam allmählich, und bei der sanften wiegenden Bewegung überließen wir uns bald vertrauensvoll den Armen des Traumgottes. Gegen Mitternacht waren wir bereits in das Loirethal gelangt und näherten uns der Stadt Tours. Plötzlich wurde ich durch einen starken Stoß von unten nach oben erweckt, so stark, daß ich mehrere Zoll hoch von meinem Sitz emporschnellte. Ich rieb mir die Augen und dachte arglos, wir seien über eine schadhaft gewordene Schienenverbindung gefahren. Da ging es mir aber wie dem reisenden Handwerksburschen, welcher „a Steinerl" im Stiefel zu haben meinte und bei näherer Untersuchung die messingene Lichtputzscheere seiner Frau Großmutter hervorzog; bald erfolgte ein zweiter, stärkerer Ruck, welcher die Waggonlampe auslöschte und auch meinen Gefährten munter machte. Wie es sich später herausstellte, war an unserem Waggon ein Vorderrad gebrochen. Wir waren darüber weggefahren und dabei entgleist. Da sich unser Waggon in der Mitte des Zugs befand, so rollte er, von seinen vorderen Kameraden gezogen, von den hinteren gedrückt, lustig weiter, bald in einer Art Schwebe, bald auf den Schwellen dahinhüpfend wie die platten Steine, welche heitere Knaben auf einer glatten Wasserfläche tanzen lassen. So lange die Spannketten und die Zugbänder hielten, konnte das angehen; sobald aber etwas brach, waren wir und wahrscheinlich auch die hinteren Wagen geliefert, denn der Zug sauste in seiner vollen, vorschriftsmäßigen Geschwindigkeit dahin. Mancher Leser besinnt sich vielleicht auf das Erdbeben von Caraccas in Südamerika, um Ostern 1812, welches Alexander von Humboldt so anschaulich beschreibt als eine Reihenfolge von wagerechten und senkrechten Stößen in an-

mutiger Abwechselung. Ein solches Erdbeben im Kleinen war ambulant geworden und reiste mit uns auf der Eisenbahn zwischen Poitiers und Tours. Die Stöße waren derart, daß unsere sämtlichen kleinen Gepäckstücke, Stöcke und Regenschirme, welche im Netzwerk lagen, dort oben heraussprangen und auf die Polster und dann auf den Boden heruntertanzten. Wir selbst konnten uns nur dadurch aufrecht halten, daß wir uns an die Eisenstangen vor den Netzen festklammerten. Ein sehr trübseliger Mondschein ersetzte die erloschene Lampe nur unvollständig.

Da war guter Rat teuer! Wir tasteten nach einer Alarmschelle, wie sie in jeder Abteilung vorhanden sein sollte, aber niemals zugegen oder aber dienstuntauglich ist. Zugleich vernahmen wir, daß die Reisenden in den anderen Abteilungen gleichfalls um ihr Dasein besorgt waren. Sie schrieen zu allen Öffnungen hinaus: arrêtez! arrêtez! aber das Geräusch des dahindonnernden Zuges war so stark, daß ihre Rufe, obwohl in nächster Nähe ausgestoßen, für uns doch nur klangen wie ein entferntes, unheimliches Windessausen. Wie sollte der Mann auf der Locomotive oder der Aufseher am Zugende sie hören? Auch mit Schnupftüchern wurde vielfach geweht, aber diese Maßregel ist, wenn auch rührend, doch niemals von großer Wirkung gewesen, seitdem es überhaupt Schnupftücher giebt. Dennoch fand ich in dieser kritischen halben Stunde ein ganz ungerechtfertigtes Vertrauen in die Vorsehung! Wie! Man wäre ungestraft in einer spanischen Diligence von Menjibar nach Granada gefahren, um auf dem besten aller französischen Schnellzüge den Hals zu brechen? Das war nicht gut möglich! Ich las also meine Siebensachen zusammen, hing meine Tasche um, schnallte meine Decke ein,

machte die Thüren auf, ließ die Scheiben herunter und steckte meinen letzten Cigarillo aus Madrid an, um nun das weitere abzuwarten. Der Pariser Philosoph dagegen hatte seinerseits wieder einen zweckmäßigen Einfall. Er meinte, wir sollten aussteigen und auf den Trittbrettern hin einen anderen Wagen, ja wo möglich, die Spitze des Zuges, zu gewinnen suchen. Dennoch widersetzte ich mich aus Opportunitätsgründen; die Stöße, welche wir erhielten, waren nämlich so heftig, daß wir unfehlbar von den Brettern hinweggeschleudert worden und somit aus dem Regen in die Traufe gekommen wären. Auch fanden wir später, daß unser Trittbrett bereits zerbrochen war, und thaten somit gut, in dem gegebenen Fall, auf jenes, an sich sehr empfehenswerte Hilfsmittel zu verzichten. Mittlerweile aber wich unser Wagen immer mehr aus der Reihe, und stand zuletzt um einen halben Meter nach links heraus. Er konnte somit, bei der Durchfahrt unter dem ersten besten Übergangs- oder Tunnelbogen, an dessen Pfeiler stoßen und daran zerschmettern. Ein solcher Unfall passierte in der That kaum acht Tage später mit einem Expreßzug von Paris nach Lyon, und ein halbes Dutzend Personen blieb auf der Stelle tot. Wir aber blieben lebendig! Wie es kam, daß der Lokomotivführer merkte, es sei dahinten nicht alles in der Ordnung, weiß ich nicht; aber plötzlich fühlten wir, daß der Zug an Schnelligkeit abnahm und allmählich vom Galopp zum Trab, zum Schritt und zum Stillstand überging. Wir hielten mitten im freien Feld, zwischen Hecken und Gräben; es war die Geisterstunde zwischen zwölf und eins. Nichtsdestoweniger wurde das bis dahin schreckliche Ereignis nun äußerst komisch. Die sehr zahlreichen Passagiere stürzten Hals über Kopf aus den Waggons, die meisten mit Zurücklassung ihres Hand-

gepäcks, wobei es verschiedene Unfälle gab. Einer fiel in den halb mit Wasser angefüllten Bahngraben; ich selbst verstauchte mir beim Herabsteigen über das zerbrochene Trittbrett den rechten Fuß ein wenig. Um die Verwirrung zu vermehren, kam gerade jetzt auf dem anderen Geleise der Nachtschnellzug von Paris nach Bordeaux vorbei. Offenbar konnte uns derselbe kein Leid anthun; dennoch gab es einen panischen Schrecken, und Viele flüchteten sich über Gräben und Hecken in das Feld hinüber. Als man sich wieder beruhigt hatte, hielten die Besonnensten eine Art von Kriegsrat, und es wurde beschlossen, die Passagiere des schadhaften Waggons und der folgenden in den vorderen Wägen unterzubringen und mit diesen, unter Zurücklassung der anderen, langsam bis zur nächsten Station zu fahren, von wo man den Unfall die Linie entlang telegraphieren konnte. So geschah's, und nach einem Aufenthalt von etwa einer Stunde fuhren wir behutsam von dannen. Jetzt waren natürlich alle Abteilungen gedrängt voll, und, in der unsrigen wenigstens, hatte die übliche kühle Zurückhaltung einem wahren Mitteilungsfieber Platz gemacht. Man bot sich einander die gerade noch vorrätigen Erfrischungen und Herzstärkungen an, und Jeder glaubte berichten zu müssen, wie es ihm ergangen sei, und was für Gedanken und Empfindungen er gehabt habe. Unter anderem hatten wir in unserem Koupé zwei sehr nette Damen von verschiedenem Alter aus Bordeaux, welche das Schlafzimmer in dem verunglückten Waggon selbst gemietet, sich daselbst entkleidet und zur Ruhe gelegt hatten. Sie erzählten, sie hätten sich zunächst über das Stoßen des Wagens nicht beunruhigt. Plötzlich aber habe ein Kondukteur heftig an die Thüre gepocht mit dem Ersuchen, sie möchten sich anziehen und —

den Extrapreis für die Schlafstellen entrichten! Dies thaten sie denn auch, jedoch nicht ohne dem Bediensteten vorzustellen, sein nächstes Geschäft sei jedenfalls, den Lokomotivführer von dem Unfall zu benachrichtigen. Der gute Mann erwiderte aber, er müsse erst den vorschriftsmäßigen Betrag erheben, denn „wenn etwas passiere, so könne er dem lange nachlaufen." Tout comme chez nous! dachte ich unwillkürlich aber ganz im Stillen. Somit hatten diese Damen sowohl ihre Toilette wie ihr Gewissen im Reinen, als man endlich zum Halten und Aussteigen kam.

Mir gegenüber saß derjenige Herr, welcher beim Aussteigen in den Wassergraben gefallen war. Die Mutter Natur hatte denselben offenbar mit einem sehr nervösen Temperament bedacht, denn er ging abwechselnd von einer Aufregungskrise zu einer Abspannungskrise über. Zuerst lag er wie gelähmt in seiner Ecke. Dann richtete er sich plötzlich auf, bemächtigte sich des Wortes und erzählte mit fieberhafter Lebendigkeit, was ihm alles passiert war, einschließlich des Unfalls im Graben. Aber an diesen Graben gelangt, fiel er plötzlich um, klappte zusammen wie ein Taschenmesser und lag regungslos in seiner Ecke. Bald darauf kam er wieder zu sich, fing seine Geschichte von vorn an, klappte dann wieder zusammen, und so ging es fort, bis wir uns trennten.

Alles weitere verlief ohne Schwierigkeit. Wieder in Gang gebracht, rollten wir langsam dahin bis zur nächsten Station. Dort setzte sich der Zugführer mit der Station Tours in telegraphische Verbindung, und bald kam die Nachricht, es sei alles in Ordnung und wir könnten weiter fahren. Dies geschah; auf der Pariser Station, welche in einiger Entfernung von der Stadt und ihrem Bahnhof liegt, wurde

der Zug neugebildet, und von da an ging, mit 2 Stunden Verſpätung, Alles wieder ſeinen richtigen Gang. Nach unſerer hier und da ſtürmiſchen, aber doch glücklichen und amüſanten Ausfahrt durch Spanien waren wir alſo, ſo zu ſagen faſt im Hafen geſcheitert, was abermals beweiſt, daß der Menſch nirgends vor der Tücke des neidiſchen Schickſals ſicher iſt.

Hier will ich mir erlauben, eine kleine Episode aus meinem Aufenthalt in Nizza im Herbst 1882 von äußerst komischer Natur einzuflechten, welche zwar nicht dem Datum aber dem Inhalt nach zu dem Tollen Jahre passen dürfte.

# Paolina.

**Brief aus Nizza, Ende April.**

I.

Lieber Freund!

Gestern Abend bin ich von meiner archäologischen Exkursion zurückgekehrt. Du kannst dir leicht den Zustand meiner Börse und meiner Kleider vorstellen. Nichtsdestoweniger wollte ich gleich am andern Morgen zu Paolina gehen. Schon wieder Archäologie! wirst du sagen. Nicht so arg, das wirst du gleich sehen. Man sagt, daß Nizza von Fremden überlaufen ist. Niemals; es findet sich dort stets Platz genug für halb Europa, vorausgesetzt, daß man mit den nötigen Mitteln versehen ist. Ich fand also mein altes Quartier, Rue Pertinax, Nr. 175 wieder und heute morgen brauchte ich mich nur anzuziehen um auszugehen. Allein in meinem Anzug als reisender Altertumsforscher hatte ich das Ansehen eines Räubers aus der Umgegend von Palermo; deßhalb wollte ich mir fertige Kleider kaufen; dazu brauchte ich jedoch Geld. Ich hatte von jenen Reisewechseln bei mir, die, wie du weißt, von allen Filialen eines großen Pariser Hauses, bei Vorzeigung sofort ausbezahlt werden. Um nach

der Filiale von Nizza zu gehen, die auf dem Quai gelegen ist, welcher sich auf der Seite des Lyceums am Paillon entlang zieht, brauchte ich nur die große Bahnhofstraße bis zum Platz Masséna zu verfolgen und mich dann links zu wenden, um an Ort und Stelle zu sein. Aber von Nummer 175 der Rue Pertinax bis zur großen Straße ist es weit; die Zeit — du weißt, daß ich nicht sehr früh auf bin — war vorgerückt, und in diesem Land werden die Kontors mitten am Tag geschlossen. Da muß Siesta gehalten werden! Nun befindet sich die Filialstelle im Verhältnis zu der großen Straße auf derselben Seite wie die Rue Pertinax. Indem ich mit der Mehrzahl meiner Zeitgenossen dachte, daß die gerade Linie der kürzeste Weg zwischen zwei gegebenen Punkten ist — ich glaube es nicht mehr, denn ich bin durch eine bittere Erfahrung anders belehrt worden —, ging ich geradeaus, was mich auf den Quai führen mußte. Zwischen dem letzteren und meinem Ausgangspunkt befindet sich ein im Entstehen begriffenes Quartier, welches fast gerade so wichtig ist wie das Nizzaer Kalifornien, das sich diesseits des Platzes Magnan in der Richtung nach Antibes zu ausdehnt. In jenen Umgebungen glaubt man sich in einer erst gestern gegründeten amerikanischen Stadt. Man sieht überall Straßen, die nur nach dem auf einem Pfahl eingeschriebenen Namen existieren. Hier und da sind angefangene Gebäude versteckt in einem Durcheinander von Bauholz, Backsteinen und Gott weiß was. Ich durchwanderte das alles so gut wie möglich, indem ich mich immer meinem Ziele näherte, als ich plötzlich durch eine unfertige Umfassungsmauer aufgehalten wurde. Etwas weiter befanden sich nur Gärten und vereinzelte Häuser. Nichts leichter als dazwischen durchzukommen. Ich springe über die Mauer,

gehe durch den Garten, komme in einen Hof, ein neues Haus bietet mir den Durchgang nach einer Querstraße. Ich trete in den Hausgang, gelange an die Eingangsthüre und finde dieselbe verschlossen; ich gehe denselben Weg wieder zurück, um das Hindernis zu vermeiden, als sich ein sehr großer Hund, ohne zu bellen, auf mich stürzt. Die Art dieser Tiere kennend, erschrak ich nicht allzusehr. Ich lehnte mich mit dem Rücken gegen die Mauer, indem ich die Arme am Körper herunterhängen ließ. Der Hund legte seine Vorderpfoten auf meine beiden Schultern, zeigte mir die Zähne und sah mich mit seinen klugen Augen an, welche zu sagen schienen: Wenn du eine Bewegung machst, so erwürge ich dich; rührst du dich aber nicht, dann rühre ich mich auch nicht. Im ganzen genommen, war es nichts weiter als verlorene Zeit, denn früher oder später mußte ja jemand aus dem Hause kommen, um mich zu erlösen.

II.

Dieses tête à tête mit dem großen Hund hatte einige Augenblicke gedauert, als sich eine Seitenthür öffnete, und ich einen ziemlich elegant gekleideten Herrn von mittlerem Alter erscheinen sah. Er betrachtete mich mißtrauisch, und als er auf meine Frage, ob er der Herr des Hauses sei, bejahend geantwortet hatte, erklärte ich ihm meinen Fall und bat ihn, mich von dem Tier zu befreien. „Sie sehen unschuldig aus und sprechen wie ein gebildeter Mensch, sagte er. Aber Ihre Kleidung ist verdächtig und außerdem sind Sie hier eingestiegen. Alles dies ist nicht vertrauenerweckend. Haben Sie vielleicht verborgene Waffen bei sich?“

„Nein, sagte ich, Sie können mich untersuchen.“ Mein Gegenmann betastete mich mit größter Diskretion. „Sie haben

in der That nur eine Brieftasche bei sich," sagte er, „deren Inhalt ich mit Ihrer Erlaubnis untersuchen werde. Da ich jedoch in Gegenwart von Bob gar keiner Gefahr ausgesetzt bin, so befreie ich Sie von dem Hund und bitte Sie, mit in mein Zimmer zu kommen."

Auf ein Zeichen seines Herrn ließ mich der Hund los und folgte uns in ein benachbartes Zimmer, wo ich mich auf einen Divan setzen mußte. Bob legte sich mir zu Füßen. Mein Wirt öffnete die Brieftasche.

„Hier sind Visitenkarten und eine Wählerkarte und schließlich Wechsel für eine gewisse Summe," sagte er.

„Das ist doch wohl genügend," rief ich, „um Ihnen zu beweisen, daß ich ein ehrlicher Mann bin." „Ohne Zweifel," erwiderte er, „wenn das alles Ihnen gehört?"

Ich wollte in die Höhe springen, als Bob sich aufrichtete und seine einige Centimeter langen Zähne zeigte.

„Ich will Sie nicht beleidigen," sagte der Herr des Hundes, „und wenn ich Ihnen Unrecht thue, so bitte ich Sie um Entschuldigung; nötigenfalls würde ich Ihnen einen Ausgleich durch die Waffen nicht verweigern. Aber im Augenblick ist der Schein gegen Sie. Sie gleichen sehr einem in Monte Carlo oder an einem noch etwas näheren Ort ausgebeutelten Spieler, der an einem glücklichen Gegner unerlaubte Revanche genommen hat. Die Bevölkerung dieser Stadt ist zu jeder Zeit — sehr gemischt und ganz besonders in diesem Augenblick, denn wir haben nicht nur die große Ausstellung, sondern befinden uns auch in der Hauptsaison. Die ehrlichen Leute sind es sich untereinander schuldig, eine [illegible]ndige Wachsamkeit auszuüben. Wenn wir uns nun an [illegible]olizei-Kommissär wendeten?"

Nichts wäre einfacher gewesen, allein naiv wie ich bin, dachte ich an nichts weiter, als an Paolina und den Zeitverlust. Ich machte also eine abweisende Bewegung. „Warum die Polizei?“ rief ich. „Ich erkenne ihre Nützlichkeit mehr als irgend jemand an, aber wenn man sie entbehren kann —. Ja, wenn man es nur mit den Chefs zu thun hätte, dann meinetwegen! aber so unter die gewöhnliche Kundschaft zu geraten! Übrigens haben wir hier die Wechsel der Filiale. Lassen Sie uns dort hingehen! Sie werden alsdann bald sehen, wer ich bin.“

„Gut,“ sagte der Herr, „allein, wenn wir einmal auf der Straße sind, könnten Sie mir durchgehen.“

„So lange Sie meine Wertpapiere in Händen haben?“

„Wenn dieselben Ihnen gehören.“

„Aber Sie haben ja immer noch Ihren Bob, wenn —“

„Wir sind hier nicht im Land der Neger und Sklavenjäger,“ antwortete er mit viel Würde. „Aber warten Sie, da fällt mir etwas ein. Bleiben Sie hier in Gesellschaft von Bob; ich werde allein nach der Filialstelle gehen, von wo ich in einem Augenblick zurück sein kann.“

Und ohne auf die Einwendungen zu achten, welche ich vorbringen wollte, gab er dem Hund einen Wink, drehte sich auf dem Absatz herum und verschwand.

## III.

Mir selbst überlassen, war mein erster Gedanke an Paolina, welcher ich in Oberägypten begegnet war, als ich Skarabäen aus der Zeit der achtzehnten Dynastie sammelte. Sie hatte mir in Nizza zur Zeit der Ausstellung Rendez-vous gegeben. Ich wollte ihr Rechenschaft ablegen von einer Masse von Dingen, die ich auf meiner Rückreise durch Kleinasien gesehen

in der That nur eine Brieftasche bei sich," sagte er, „deren Inhalt ich mit Ihrer Erlaubnis untersuchen werde. Da ich jedoch in Gegenwart von Bob gar keiner Gefahr ausgesetzt bin, so befreie ich Sie von dem Hund und bitte Sie, mit in mein Zimmer zu kommen."

Auf ein Zeichen seines Herrn ließ mich der Hund los und folgte uns in ein benachbartes Zimmer, wo ich mich auf einen Divan setzen mußte. Bob legte sich mir zu Füßen. Mein Wirt öffnete die Brieftasche.

„Hier sind Visitenkarten und eine Wählerkarte und schließlich Wechsel für eine gewisse Summe," sagte er.

„Das ist doch wohl genügend," rief ich, „um Ihnen zu beweisen, daß ich ein ehrlicher Mann bin." „Ohne Zweifel," erwiderte er, „wenn das alles Ihnen gehört?"

Ich wollte in die Höhe springen, als Bob sich aufrichtete und seine einige Centimeter langen Zähne zeigte.

„Ich will Sie nicht beleidigen," sagte der Herr des Hundes, „und wenn ich Ihnen Unrecht thue, so bitte ich Sie um Entschuldigung; nötigenfalls würde ich Ihnen einen Ausgleich durch die Waffen nicht verweigern. Aber im Augenblick ist der Schein gegen Sie. Sie gleichen sehr einem in Monte Carlo oder an einem noch etwas näheren Ort ausgebeutelten Spieler, der an einem glücklichen Gegner unerlaubte Revanche genommen hat. Die Bevölkerung dieser Stadt ist zu jeder Zeit — sehr gemischt und ganz besonders in diesem Augenblick, denn wir haben nicht nur die große Ausstellung, sondern befinden uns auch in der Hauptsaison. Die ehrlichen Leute sind es sich untereinander schuldig, eine beständige Wachsamkeit auszuüben. Wenn wir uns nun an den Polizei-Kommissär wendeten?"

Nichts wäre einfacher gewesen, allein naiv wie ich bin, dachte ich an nichts weiter, als an Paolina und den Zeitverlust. Ich machte also eine abweisende Bewegung. „Warum die Polizei?“ rief ich. „Ich erkenne ihre Nützlichkeit mehr als irgend jemand an, aber wenn man sie entbehren kann —. Ja, wenn man es nur mit den Chefs zu thun hätte, dann meinetwegen! aber so unter die gewöhnliche Kundschaft zu geraten! Übrigens haben wir hier die Wechsel der Filiale. Lassen Sie uns dort hingehen! Sie werden alsdann bald sehen, wer ich bin.“

„Gut,“ sagte der Herr, „allein, wenn wir einmal auf der Straße sind, könnten Sie mir durchgehen.“

„So lange Sie meine Wertpapiere in Händen haben?“

„Wenn dieselben Ihnen gehören.“

„Aber Sie haben ja immer noch Ihren Bob, wenn —“

„Wir sind hier nicht im Land der Neger und Sklavenjäger,“ antwortete er mit viel Würde. „Aber warten Sie, da fällt mir etwas ein. Bleiben Sie hier in Gesellschaft von Bob; ich werde allein nach der Filialstelle gehen, von wo ich in einem Augenblick zurück sein kann.“

Und ohne auf die Einwendungen zu achten, welche ich vorbringen wollte, gab er dem Hund einen Wink, drehte sich auf dem Absatz herum und verschwand.

## III.

Mir selbst überlassen, war mein erster Gedanke an Paolina, welcher ich in Oberägypten begegnet war, als ich Skarabäen aus der Zeit der achtzehnten Dynastie sammelte. Sie hatte mir in Nizza zur Zeit der Ausstellung Rendez-vous gegeben. Ich wollte ihr Rechenschaft ablegen von einer Masse von Dingen, die ich auf meiner Rückreise durch Kleinasien gesehen

hatte. Nun kann ich heute morgen nicht mehr zu ihr gehen, sagte ich mir, und später sie in der Ausstellung oder auf dem Strand zu suchen, wäre ebenso vergeblich, wie die Steine der Ruinen von Theben zählen zu wollen. Ich vertröstete mich also auf den andern Morgen. Meine Blicke wandten sich hierauf dem Innern des Zimmers zu, in welchem ich mich befand. Man sah da nichts besonderes außer einer Ausstellung von Mustern geschnitzter Holzwaaren auf einem Tisch und verschiedene Mineralwasserflaschen auf einem andern. Offenbar schlug der Herr zwei Fliegen mit einer Klappe; er war zu gleicher Zeit Aussteller und Badegast; zum Überfluß besaß er einen Hund, der so viel wert war wie Tiras, der Hund Bismarcks, welcher doch, wie alles übrige, aus Gußstahl ist. Nach beendigter Übersicht fing ich an, über mein Schicksal nachzudenken. Ich hatte mich in den Straßen von Olympia und Troja zurecht gefunden, so schlecht sie auch angegeben sind, und mich in den Straßen einer der modernsten Städte so sehr verirrt, daß man mich für einen gewöhnlichen Bösewicht hielt. Ein Europäer wandelt also nicht ungestraft unter Palmen — wenigstens nicht in Europa, denn in Asien sowohl wie in Afrika war mir in Gegenwart der nämlichen Vegetation nichts Außergewöhnliches begegnet. Aber warum sollte ein Altertümler nicht ebenso gut wie andere Sterbliche ein unangenehmes Reiseabenteuer erleben? fragte ich mich. Mein improvisierter Untersuchungsrichter hätte wohl wieder zurück sein können; allein zu dieser Zeit mußten sie viel auf der Filiale zu thun haben. Und meine Gedanken wanderten zurück nach den Torsos der Gigantomachie von Pergamum. Ein ungewöhnliches Geräusch ließ mich aufblicken. Bob war friedlich eingeschlafen und schnarchte wie

zuweilen gewisse Zuhörer bei gewissen öffentlichen Zusammenkünften. Ein Hund, so wachsam er auch sei, ja selbst einer aus Gußstahl, ist immer fähig, in Morpheus' Arme zu sinken, wie man früher sagte. In diesem Augenblick schlug es von verschiedenen Seiten zwölf Uhr. Bob bewegte sich ein wenig, stieß ein Knurren aus und schlief wieder ein. Mein Mann kam jedoch immer noch nicht, trotzdem, daß die Bureaus um 12 Uhr schließen, und plötzlich schoß mir ein furchtbarer Verdacht durchs Gehirn. Ich hätte beinahe meinem vierbeinigen Wächter einen tüchtigen Fußtritt gegeben, allein ich nahm mich noch rechtzeitig zusammen; dann erhob ich mich und mit der Gewandtheit, die sich der Fuß beim Durchwandern der Ruinen aneignet, ging ich nach der Thüre. Sie war von außen verschlossen. Mir blieb das Fenster; ich öffnete es so rasch wie möglich und schwang mich auf das Gesimse. Ein wütendes Gebell erhob sich hinter mir, und in dem Augenblick, wo ich auf die Straße sprang, stürzte Bob mir nach. Allein das unglückliche Tier hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Ich ergriff mit beiden Händen die Fensterläden und schlug sie krachend zu. Ein dumpfer Fall im Innern und ein schmerzliches Geheul belehrten mich, daß Bob von dem Holz auf die Schnauze getroffen worden und rückwärts hingestürzt war. Du bist erwischt, sagte ich, warum mischst du dich in meine Angelegenheiten? Allein noch schlimmer erwischt konnte ich selber sein. Was that's? ich war frei. Aber was thun? Nach der Filiale gehen? die war geschlossen. Meinen brustkranken Aussteller abwarten? Das wäre sehr überflüssig gewesen. In das Haus zurückgehen, um Nachforschungen anzustellen? das hieß eine neue Begegnung mit dem schrecklichen Bob wagen, den ich im

Zimmer wüten hörte. Dummkopf! sagte ich, soeben hast du nichts von der Polizei wissen wollen, und nun bist du auf diese letzte irdische Zuflucht der leidenden Menschheit angewiesen. Nur ein Kommissär vermag den Knoten dieser verwünschten Intrigue zu lösen.

Ich schrieb mir die Hausnummer und den Namen der in der Entstehung begriffenen Straße auf; ein mitleidiger Vorübergehender gab mir das Polizeibureau des Quartiers an, und bald befand ich mich in Gegenwart eines Polizeisekretärs.

## IV.

Das Lob der Polizei von Nizza braucht nicht mehr gesungen zu werden. Hier kann man sagen, daß die Kräfte mit den Schwierigkeiten wachsen. Die Polizeiagenten haben es mit den verschiedenartigsten Elementen zu thun. Zuerst ein Grundstock italienischer Bevölkerung, welche stets unruhig und zu Messeraffairen geneigt ist; dann kommen die Matrosen, die Bergbewohner, die reisenden Kaufleute, die Gaukler, die Seiltänzer und Leute von tausend anderen Gewerben, die man selten mit ihrem richtigen Namen bezeichnen kann. Über diesen ersten Schichten lagert sich eine Masse von Fremden jeder Herkunft, welche teils Gesundheit, teils Vergnügen und teils Abenteuer suchen. Die einen verschwenden Millionen, die ihnen auch gehören, die anderen leben von der Hand in den Mund. Rechnen wir nun noch die Dienerschaft und den Haushalt der Reichen, die Unternehmer von Theatern, Hotels, Banken, Vermietungen, Restaurationen, Bierkellern, Wagen und Bädern; dann die Aussteller und die Liebhaber der Wettrennen und Regatten, die zweideutige Welt, die durch die Nachbarschaft von Monte Carlo angezogen wird, und schließ-

lich die geheimen Spielhöllen in der Stadt selbst, dann staunen wir, denn in diesem tollen Durcheinander findet sich die Polizei zurecht. Die Hauptagenten sind feine Kenner, die nur einen Blick auf deine Person zu werfen brauchen, um gerade so viel davon zu wissen, wie du selber. Der Sekretär empfing mich sehr zuvorkommend und hörte geduldig meine seltsame Geschichte an. Zum Glück hatte ich bei näherer Untersuchung in meinen Taschen ein auf meine Mission bezügliches Schreiben vom Ministerium des öffentlichen Unterrichts vorgefunden, welches ich ihm vorzeigte.

„Mein Herr," sagte mir der Beamte, als ich geredet hatte, „sie sind sehr wahrscheinlich das Opfer eines kühnen Schurken geworden, der mit seltener Geistesgegenwart einen gewöhnlichen Zufall auszubeuten wußte. Er hat um so weniger Gewissensbisse gehabt, als ihn Ihre Weigerung, zu uns zu kommen, glauben lassen konnte, daß Sie ein Mann von Fach d. h. dem seinigen seien. Ich wette, daß er mit ihren Geldern schon weit weg ist. Aber was haben Sie? Sie erbleichen! Wären denn alle Ihre Hülfsmittel —"

„Durchaus nicht, aber — in der That — ich fühle, daß es mir schwach wird —"

„Vielleicht ein Mangel an Nahrung —"

„Ich habe in der That sehr früh heute Morgen nur eine Tasse Thee getrunken."

„Gut," sagte der Sekretär mit beinahe väterlicher Güte, „hier ganz in der Nähe unter den Arkaden werden Sie das Restaurant National finden, wo Sie in aller Gemütsruhe frühstücken können. Vor zwei Stunden ist nichts zu machen, es sei denn, daß ich bei dem Eigentümer des Hauses, von dem Sie herkommen, Erkundigungen einzöge und eine Mause-

falle stellte für den sehr zweifelhaften Fall der Rückkehr unseres Mannes.

Ich ging also weg, um mich zu stärken, dann begab ich mich zu einer ebenso bekannten wie mildthätigen Dame, welche gewohnt ist, auf Pfänder zu leihen, das heißt auf die Trümmer von sehr wenig maritimen Schiffbrüchen, welche jeden Tag auf einem benachbarten Strand vorfallen. Ich bot ihr einen kleinen wertvollen Chronometer an, den ich stets bei mir trage; auf diesen Gegenstand bewilligte sie mir nur eine sehr beschränkte Anleihe, allein ich hatte doch immerhin Geld genug, um mein Äußeres bei dem großen Kleiderhändler am Platz Garibaldi umgestalten zu können.

## V.

Es schlug zwei Uhr, als ich auf das Polizeibureau zurückkehrte. „Man hat nichts gefunden," sagte mir der Sekretär, „als ein Sittenzeugnis des Hauseigentümers über den Kerl, der Sie bestohlen hat. Seiner Aussage nach ist der Mieter seines Erdgeschosses ein sehr reicher und sehr ehrlicher Mann, denn er hat unerbittlich um die Preise gehandelt und bis jetzt noch nichts bezahlt. Das ist einer ihrer Streiche."

„Ach, Herr Kommissär," rief ich aus, „warum habe ich nicht den Vorschlag, zu ihnen zu gehen, angenommen!"

„Zu uns! Gehen Sie doch! Er hätte Sie zu einem Helfershelfer geführt, und der würde Sie hübsch mitgenommen haben."

„Die Leute halten also Polizeibureaus?"

„Sicherlich! ich möchte wissen, für was sie kein Bureau halten? Sie haben Bureaus für Stellenvermittlung, für Heiraten, für Ammen, und für alle Arten von Geschäftsunternehmungen, besonders um die Bank von Monaco zu sprengen."

„Und Sie verhindern das nicht?“

„So viel als möglich. Aber oft ist es sehr heikel. Man kann nie auf den ersten Blick wissen, mit Wem man es zu thun hat. Es ist hier ein Wirrsal von allen möglichen Menschen und Dingen. Oft, wenn man den abgefeimtesten Schurken am Kragen zu haben glaubt, stellt es sich heraus, daß es ein ehrlicher Mann ist, der so wie Sie betrogen wurde. Oder Sie ertappen einen französischen Gauner auf der That, und wenn man ihm auf den Grund geht, so entpuppt er sich als Engländer, Deutscher, Russe oder wohl gar als Bürger der glorreichen transatlantischen Republik, der sich durch seinen Konsul reklamieren läßt. Diese armen Konsuln sind in der That noch mehr zu beklagen als wir. Und außerdem ist die italienische Grenze so nahe.“

„Aber,“ rief ich, „wir hätten sogleich telegraphieren sollen!“

„Um Wen verhaften zu lassen? Sie haben auch ihre Coiffeurs. Unser Kerl hat Zeit genug gehabt, um einen andern Menschen anzuziehen. Nach dieser Richtung hin brauchten wir keinen Lärm zu schlagen, denn wir haben ja noch ein anderes Beweisstück.“ „Welches?“

„Bob, welcher in Verwahrsam ist. Er hat das Unglück angestellt, und er wird es auch wieder gut machen. Dieser Hunde sind von einer merkwürdigen Indiskretion gegen ihre Herren, wenn dieselben nicht erkannt sein wollen. Der Hund ist ein instinktiv ehrliches Tier, und keine Verkleidung hält gegen ihn stand. Wir müssen Zeit haben, das ist alles. Aber gehen wir nach der Filialstelle.“

Wir begaben uns dorthin, und die Wahrheit ergab sich auf den ersten Blick. Als Inhaber aller nötigen Papiere

hatte mein Gauner zum Überfluß auch noch meine Unterschrift so täuschend nachgeahmt, daß es die Bewunderung eines Kenners verdiente; er hatte also alle Wechsel bis auf den letzten Tropfen ausziehen können, und dann war er weggegangen mit dem sicheren Schritt eines Rentners, der von der Staatskasse kommt, wo er sein letztes Quartal eingestrichen hat. Man bezeigte mir viel Interesse, man bedauerte mich, man schlug mir vor, einen Prozeß anzufangen, der mich eines Tages wieder in den Besitz meines Geldes setzen würde, mit einem Wort, man bestürmte mich mit so viel Einzelheiten, daß ich froh war, als ich mich glücklich wieder draußen befand.

„Das ist vorbei!" sagte ich mit einem Seufzer, als wir auf der Straße waren. „Was wird Paolina sagen?" Du siehst, daß ich bereits unbewußt meinen liebenswürdigen Sekretär zum Vertrauten machte.

Der Beamte hatte kaum den Namen Paolinas vernommen, als er sich umdrehte und mich vom Kopf bis zu den Füßen musterte. Seine Züge verdüsterten sich; dann schien er, zur Seite blickend, jemand zu suchen. Seine Agenten konnten nicht weit sein. Seine Miene war streng, beinahe drohend geworden. „Die Skarabäen-Paolina?" sagte er mit gleichgiltigem Ton.

„Freilich!" rief ich beinahe ärgerlich aus. „Auf der englischen Promenade Nr. 989! Ich sehe jedoch nicht ein, was den familiären Ton rechtfertigt inbezug auf eine Dame, welche —"

„Skarabäen sammelt."

„In der That verdanke ich den ägyptischen Skarabäen die Ehre ihrer Bekanntschaft —"

„Haben Sie ihr welche abgekauft?"

„Ich nicht, aber ich kenne ein nordiſches Muſeum, welches ſehr froh war, durch ihre Vermittelung, ſolche zu erhalten. Sie beſitzt eine beſondere Sicherheit in der Entdeckung verſchiedener untrüglicher Anzeichen“ — „Um zu ernten, wo ſie ſelbſt geſäet hat. Unter den heimlichen Induſtriezweigen, von denen ich Ihnen vorhin geſprochen habe, vergaß ich die Niederlagen von Skarabäen und ſonſtigen Antiquitäten zu erwähnen, welche die Bewohner der Umgegend von Nizza verfertigen. Sie haben eine große Geſchicklichkeit für viele Dinge. Allein das geht uns nichts an. Ob ein Skarabäus acht Tage oder 8000 Jahre alt iſt, das hat weiter keinen Einfluß auf die öffentliche Sicherheit.“

„Adieu, Herr Kommiſſär! tauſend Dank für Ihre wohlwollende Amtsführung.“

„Auf Wiederſehen, mein Herr,“ ſagte der Sekretär mit einem ironiſchen Lächeln, welches mich in eine innere Wut verſetzte.

## VI.

Ich ſprang in einen Wagen, indem ich dem Kutſcher Paolinas Adreſſe zurief. Wir waren nicht lange unterwegs; die Kutſcher von Nizza haben die italieniſche Überlieferung beibehalten: wenn ſie nicht gut fahren, ſo fahren ſie doch ſchnell, und die Ausſicht auf ein Trinkgeld hat noch nicht alle Wirkung auf ſie verloren.

Angekommen, fragte ich den Portier, ob Madame Paolina zu Hauſe ſei.

„Dieſe Dame,“ erwiderte er mir, „iſt nicht mehr hier. Sie iſt nach Italien abgereiſt mit dem Zug 12 Uhr 40 Minuten.“

„Allein?“

„Nein; mit einem Herrn, der kurz vorher zu ihr hinaufgegangen war.“

Schweigend fuhr ich davon und kehrte zu dem Polizeimann zurück. Der liebenswürdige Sekretär schien mich zu erwarten.

„Sie wollen mir berichten, daß die Skarabäen-Paolina abgereist ist,“ äußerte er mit einem vielsagenden Lächeln, ohne mich zum Worte kommen zu lassen. „Nicht nur abgereist ist sie, sondern sie hatte auch einen Begleiter. Das Signalement desselben paßt zwar nicht auf den Badegast von ganz besonderer Art, mit welchem Sie heute Morgen eine mehr als unangenehme Bekanntschaft gemacht haben; ich möchte aber doch behaupten, daß es dasselbe Individuum gewesen ist.“

„Wie aber wissen Sie —“ fuhr ich ungeduldig dazwischen.

„Wir haben immer jemand zur Überwachung der Reisenden beiderlei Geschlechts auf dem Bahnhof, und da die Skarabäen-Paolina unserer Aufmerksamkeit würdig befunden worden ist, so achten wir auf ihre Umgebung. Nun kombinieren Sie gefälligst! Paolina, welche Sie hier erwartete, reist ab, ohne Sie gesehen zu haben, und ohne ein Wort für Sie zurückzulassen. Sie mußte also wissen, daß Sie gegenwärtig nicht in der Lage sind, ihr — Skarabäen abzukaufen. Von wem konnte sie dies erfahren? Nur von demjenigen, der Sie in diese Lage versetzt hat. Daraus geht, rückwärts folgernd, hervor, daß Ihr Spitzbube sie schon vorher kannte und jedenfalls irgend welche Gründe hatte, sie vor seiner Flucht mit dem gelungenen Gaunerstreich bekannt zu machen. Ihren Namen wird er ihr wohl auch mitgeteilt haben; wenigstens würde dies die Eile erklären, mit welcher Beide sich unsichtbar machten. Denn Eile hatten sie, so eine an-

ständige Eile, wie sie ordentlichen Reisenden geziemt, die sich nicht verdächtig machen wollen. Ich habe soeben den Bericht unseres Aufsehers an der Bahn gelesen."

„Und Sie haben den Flüchtigen nicht sogleich nachtelegraphiert?"

„Wir haben keinen genügenden Vorwand, um gegen Paolina einzuschreiten, und was den Andern betrifft, so suchen Sie doch eine Stecknadel in einem Strohbündel! Aber seien Sie nur ganz ruhig. Wir erwischen die Leutchen doch noch eines schönen Morgens mit Hülfe Bobs und der Skarabäen."

„Hoffentlich nicht!" dachte ich, indem ich mich empfahl und nach Hause ging, um mich zu sammeln. Ich sammle nun schon einen halben Tag und finde mich nicht wieder. Bist Du jemals aus den Wolken gefallen wie einer, dem ein Luftballon auf einmal über dem Kopf abschnappt? Ich nicht, aber ich weiß doch, wie es thut. Also Paolina, die begeisterte Altertumsforscherin, die Kennerin altägyptischer Dynastien, die unerschrockene, unermüdliche Touristin, anmutig frisch, wenn auch schon höheren Semestern zustrebend, diese selbe Paolina ist eine ganz gewöhnliche Intrigantin, die Genossin von Beutelschneidern und Abenteurern! Und wenn ich sie wiedersehen müßte, so wäre es vor den Schranken des Zuchtpolizeigerichts, statt in den Ruinen von Theben oder Nummer 989, Promenade des Anglais! Solche Enttäuschungen kommen fast nur auf dem Gebiete der Archäologie vor, und selbst da sind sie in dieser Größe selten! Aber bitte, schicke mir gleich Geld, damit ich meinen Chronometer rechtzeitig auslösen kann, denn hier vergeht die Zeit schnell, und es ist immer gut, wenn man weiß, wieviel Uhr es ist. Dein treuergebener

Y.

IX.

# Der Krieg 1870.

Ich habe jetzt nur noch der grauenvollen Kriegs- und Revolutionsjahre zu gedenken, bei der Erinnerung an welche mir noch heute ein Schauder über den Leib läuft. Anfänglich war man in der Provinz, nicht wie in Paris, ziemlich gleichgiltig und sah die ganze Geschichte nur als ein großartiges Feldmanöver an, aus welchem die beiderseitigen Heere mit etwas blutigen, aber lorbeergekrönten Köpfen zurückkehren würden. Jedoch gewahrte man bald, wie eine leicht erregbare Volksmasse durch den mächtigen Einfluß von oben auf den Kopf gestellt werden konnte. Der am wenigsten enthusiastische Teil der Bevölkerung war merkwürdiger Weise die Armee, in welcher viele einsichtsvolle Offiziere ahnten, welch furchtbarem Feind man mit ungenügender Vorbereitung entgegentrete. Auch der durch Alter und Krankheit gebeugte Kaiser wollte ja bekanntlich den Krieg nicht, und noch weniger die liebenswürdige Eugenie, wie dies aus seither erschlossenen Quellen hervorgeht. Aber die autoritätswütigen Heißsporne in der Presse wünschten einen Krieg à tout prix, um den

Kaiser von seinen sehr liberalen Projekten, welche man le couronnement de l'èdifice nannte, zurückzubringen. Somit erschollen wie aus einem Munde allenthalben die fanatischen Rufe à Berlin! und man bereitete schon die ersten Illuminationen vor, welche die erwarteten Siegesnachrichten aus dem Osten begrüßen sollten. Als die Sache aber schief ging, benahmen sich die Schreier wie Kinder, welche auf das Messer schimpfen, womit sie sich in den Finger geschnitten haben. Unbesiegbar blieb ja ein französisches Heer immerhin, und die ersten Niederlagen wurden der Überzahl des Feindes und seinem geschickten System der Spionage zugeschrieben. Über letztere könnte man ganze Bände voll komischen wie tragischen Inhalts schreiben. Die Thatsache, daß Kriegskundschaft und Privatspionierei sich nicht immer decken, blieb unbeachtet, und jeder vorgeschobene Ulanenposten galt für einen Spionenhaufen. Daß die Preußen alles, was auf französischer Seite in den Kasernen und Feldlagern vor sich ging, aufs Genauste kannten, ist bei den jetzigen Kriegsverhältnissen selbstverständlich, diente aber im gegebenen Falle nur dazu den gesunkenen Mut der improvisierten Mobilgarden zu heben, welcher sich alsbald in den lächerlichsten Verwechslungen kund gab. Jeder Reisende war als solcher verdächtig, besonders wenn er es sich einfallen ließ, unterwegs eine Notiz in sein Taschenbuch zu machen. Der Dekan unserer Fakultät hatte sich mit seiner Familie auf ein Landhaus nicht weit von der Stadt begeben, und da derselbe mit dem Bleistift ebenso gewandt war wie mit der Feder und der Zunge, zeichnete er eines Morgens eine Landschaftsskizze in sein Album. Plötzlich sah er sich von einer Bauernpatrouille umringt, welche ihn beschuldigte, den Plan der Umgegend im Interesse der preußischen Kriegs-

IX.

# Der Krieg 1870.

Ich habe jetzt nur noch der grauenvollen Kriegs- und Revolutionsjahre zu gedenken, bei der Erinnerung an welche mir noch heute ein Schauder über den Leib läuft. Anfänglich war man in der Provinz, nicht wie in Paris, ziemlich gleichgiltig und sah die ganze Geschichte nur als ein großartiges Feldmanöver an, aus welchem die beiderseitigen Heere mit etwas blutigen, aber lorbeergekrönten Köpfen zurückkehren würden. Jedoch gewahrte man bald, wie eine leicht erregbare Volksmasse durch den mächtigen Einfluß von oben auf den Kopf gestellt werden konnte. Der am wenigsten enthusiastische Teil der Bevölkerung war merkwürdiger Weise die Armee, in welcher viele einsichtsvolle Offiziere ahnten, welch furchtbarem Feind man mit ungenügender Vorbereitung entgegentrete. Auch der durch Alter und Krankheit gebeugte Kaiser wollte ja bekanntlich den Krieg nicht, und noch weniger die liebenswürdige Eugenie, wie dies aus seither erschlossenen Quellen hervorgeht. Aber die autoritätswütigen Heißsporne in der Presse wünschten einen Krieg à tout prix, um den

Kaiser von seinen sehr liberalen Projekten, welche man le couronnement de l'èdifice nannte, zurückzubringen. Somit erschollen wie aus einem Munde allenthalben die fanatischen Rufe à Berlin! und man bereitete schon die ersten Illuminationen vor, welche die erwarteten Siegesnachrichten aus dem Osten begrüßen sollten. Als die Sache aber schief ging, benahmen sich die Schreier wie Kinder, welche auf das Messer schimpfen, womit sie sich in den Finger geschnitten haben. Unbesiegbar blieb ja ein französisches Heer immerhin, und die ersten Niederlagen wurden der Überzahl des Feindes und seinem geschickten System der Spionage zugeschrieben. Über letztere könnte man ganze Bände voll komischen wie tragischen Inhalts schreiben. Die Thatsache, daß Kriegskundschaft und Privatspionierei sich nicht immer decken, blieb unbeachtet, und jeder vorgeschobene Ulanenposten galt für einen Spionenhaufen. Daß die Preußen alles, was auf französischer Seite in den Kasernen und Feldlagern vor sich ging, aufs Genauste kannten, ist bei den jetzigen Kriegsverhältnissen selbstverständlich, diente aber im gegebenen Falle nur dazu den gesunkenen Mut der improvisierten Mobilgarden zu heben, welcher sich alsbald in den lächerlichsten Verwechslungen kund gab. Jeder Reisende war als solcher verdächtig, besonders wenn er es sich einfallen ließ, unterwegs eine Notiz in sein Taschenbuch zu machen. Der Dekan unserer Fakultät hatte sich mit seiner Familie auf ein Landhaus nicht weit von der Stadt begeben, und da derselbe mit dem Bleistift ebenso gewandt war wie mit der Feder und der Zunge, zeichnete er eines Morgens eine Landschaftsskizze in sein Album. Plötzlich sah er sich von einer Bauernpatrouille umringt, welche ihn beschuldigte, den Plan der Umgegend im Interesse der preußischen Kriegs-

vernahm, daß die Tuilerien brannten, brach ein allgemeiner Sturm des Unwillens los, der sich aber erst dann zu einer fanatischen Wut steigerte, als man hörte, daß auch der Louvre von den Flammen ergriffen worden war. Im Gegensatz zu den verhaßten Tuilerien, ist nämlich der Louvre das Nationalheiligtum jedes Franzosen, und die dort angehäuften Kunstschätze sind mit Recht der Stolz des Landes. Wie mit einem Zauberschlage stand da die ganze Provinz unter Waffen, und jeder war bereit nach Paris zu marschieren, um der „Hunde- und Schweinewirtschaft der Sacripants, Scélérats, Canailles, Voyoux und Vauriens" ein Ende zu machen. Ich selbst wäre, voll Erbitterung, trotz meiner fünfzig Jahre mit der Muskete auf der Schulter mitgegangen, aber wie vormals auf dem Marsche von Hanau nach Baden hieß es alsbald: trop tard!, die blutige Schreckenswoche ging vorüber und der noch blutigere Akt des Erschießens der wehrlosen Gefangenen hatte begonnen. Was von jedem damals als ein nicht von der Rachsucht, sondern von einer puren Naturnotwendigkeit befohlenes Vorgehen erschien, kommt uns jetzt vor wie eine nutzlose Barbarei. Man muß aber jene Zeit des Schreckens, welche der Bartholomäusnacht und der Guillotine im Jahre 1793 an die Seite zu setzen ist, selbst erlebt haben, um die Gräuel zu begreifen, welche sich nach der Erstürmung von Paris zutrugen.

Mit der Erzählung dieser Begebenheiten kann ich meine Lebensgeschichte als beendet betrachten. Obwohl zwischen den französischen Katastrophen und dem heutigen Tage mehr als 25 Jahre verflossen sind, so habe ich doch außer den schon eingeflochtenen Episoden, nichts Nennenswertes mehr zu verzeichnen. Doch habe ich einige Worte pro domo zu sagen.

Ich bin ja durch jene verhängnisvollen Ereignisse eigentlich vaterlandslos geworden, während ich vorher Deutschland durch meine Geburt, und Frankreich durch Wahl und Adoption angehörte. Ein solches doppeltes Verhältnis war vor 1870 sehr häufig und nicht ungern gesehen, und kurz vor jener Zeit sagte mir ein Mitglied der Sorbonne die wohlwollenden Worte „Vous êtes un pont de plus sur le Rhin.“ Seit diese Brücke mit Gewalt gebrochen worden ist, stehe ich wie die Wanen der germanischen Mythologie in der Mitte zwischen den kriegführenden Asen und Jothen, den Streichen beider Parteien ausgesetzt, wobei es freilich die Wanen ihrerseits an kräftigen Gegenhieben nicht fehlen ließen. Daß es mir von französischer Seite nicht übel erging, habe ich schon erzählt, aber das Sprichwort sagt: „La caque sent toujours un peu le hareng.“ Ich verfolgte zwar meine regelmäßige Carrière im Staatsdienst ohne Anstoß bis zu den höchsten Gehaltsstufen und zu meiner Pensionierung als Professeur honoraire, aber Neid und Mißgunst machten sich seitens mancher Heißsporne geltend, welche einem Ausländer eine so schöne Stellung nicht gönnten. Ich hatte schon vor dem Krieg ein Vorrücken zum Inspecteur Général im Auge und war auch in diesem Sinne mehrfach im Bereich unserer Académie für das Fach der lebenden Sprachen verwandt worden. Auch glaube ich, ohne Selbstlob und Übertreibung versichern zu können, daß ich mich für einen solchen Posten vielleicht besser als jeder andere eignete, weil ich, außer der sprachwissenschaftlichen Theorie, die in Frage kommenden Sprachen nämlich: Deutsch, Englisch und Französisch in Rede und in Schrift vollständig beherrschte. Als ich dem Rektor der Académie in Caen die Berichte über meine Inspektionen

der Lycéen von Rouen, Caen, Havre, Evreux, Coutances, Cherbourg und vieler anderer minder wichtiger Anstalten seines gegen drei Millionen Einwohner zählenden Bezirks überreichte, erklärte sich derselbe für äußerst befriedigt und ließ diese Stücke mehrfach abschreiben, um sie nicht nur nach Paris ans Ministerium, sondern auch an seine verschiedenen Departementsinspektoren zu senden. Nachdem der erste Kriegstrubel vorbei war, erhielt ich von der Regierung ähnliche Aufträge, sodaß ich den Augenblick für günstig halten konnte, meinen Anspruch auf eine solche Stelle geltend zu machen. Ich wendete mich zunächst an den damals als Secrétaire Général de l'Instruction publique fungierenden und in Deutschland durch seine, in der Revue des deux Mondes über dieses Land veröffentlichten Artikel wohlbekannten Saint René Taillandier, der mir schon mehrfache Beweise seines Wohlwollens gegeben hatte. Aber hier stieß ich auf die sogenannten administrativen Schwierigkeiten. „Personne," sagte mir Saint René ganz offen, „ne saurait être mieux qualifié que vous pour une charge pareille; seulement nous avons à conter avec les adversaires quand même de notre gouvernement, qui n'est pas déjà trop fort. La nomination d'un Allemand soulèverait dans la presse et à la tribune des réclamations gênantes. Attendez donc que les vagues du courroux soit disant patriotique et national, se soient apaisées, et puis nous verrons." Mit diesem Bescheid zog ich ab, und seither war keine Rede mehr davon. Immerhin hatte ich keine der damals so häufigen persönlichen Anfeindungen zu erdulden. Ich fuhr fort in meinen Vorträgen und Schriften, die fremdländische und besonders die deutsche Literatur zum Verständnis meiner Hörer und Leser

zu bringen, und erst kürzlich hat meine Schulausgabe des Faust bei Hachette wieder eine neue Auflage erlebt.

Was dagegen Deutschland betrifft, so hat man nach und nach dort angefangen, mich als einen Abtrünnigen zu verleumden, der „sein Vaterland verkauft" habe. Freilich habe ich schon berichtet, wie mich die hessische Landesregierung nach 1848 aus meinem Beruf und meinen, auf Studien wie praktische Thätigkeit begründeten Ansprüchen auf eine Staatsanstellung in brutaler Weise hinausgemaßregelt hatte. Damals verdachte es mir niemand, als ich, um leben zu können, ins Ausland ging, und viele fanden es sogar einer ehrenden Anerkennung würdig. Hatten nicht von jeher viele deutsche Patrioten in einer Zeit der engsten Polizeiwirtschaft ein Asyl in dem Nachbarlande gesucht und gefunden, vor allen Börne und Heine? Aber diese waren ja Juden und als solche gewissermaßen von vornherein vaterlandslos, und dennoch hatten sie sich nie als Franzosen naturalisieren lassen. Diese Männer waren jedoch, der eine ganz, der andere zum teil, politisch polemische Schriftsteller, welche in französischem Sinn deutsche Zustände scharf kritisierten. Ohne mich mit ihnen auf eine gleiche Linie zu stellen, will ich hier nur betonen, daß ich mich, um in eine französische Fakultät eintreten zu können, naturalisieren lassen mußte, sowie, daß ich kein Tagesschriftsteller sondern öffentlicher Lehrer war. Als solcher habe ich vom Katheder herab wie in der Presse das Interesse an fremdländischer und besonders an deutscher Literatur redlich gehegt und gepflegt, und statt eines der beiden Länder im Interesse des anderen lächerlich zu machen, ein beträchtliches Stück jener seit Goethe berüchtigten chinesischen Mauer eingerissen, welche Frankreich von den Nachbarländern schied. Aber ich

fordere jeden Lügner und Verleumder heraus, mir in meinen Reden oder Schriften den Nachweis einer Gehässigkeit gegen die eine oder die andere Seite oder der beliebten Verhetzung zu liefern, welche mit der Zeit so sehr in die Mode kamen. Mein Werk war von jeher ein Werk des Friedens, herbeigeführt durch gegenseitige Verständigung zwischen den Völkern. Ich muß hier beispielsweise meinen Jugendfreund und nachmaligen Kollegen, den liebenswürdigen Karl Hillebrand aus Gießen, erwähnen. Derselbe hatte bekanntlich, nachdem er als badischer Revolutionär aus dem Gefängnis in Rastatt entsprungen war, frühzeitig ein Asyl in Frankreich gefunden und war durch beharrlichen Fleiß und natürliches Talent schon vor mir in eine der meinigen ähnliche Stellung an der damaligen Universität Douai aufgerückt. Bei Beginn des Kriegs befand er sich zufällig in dem benachbarten Lille, wurde dort von einigen Schreihälsen auf offener Straße als „Prussien" bezeichnet und lief Gefahr von einer blindwütenden Menge gelyncht zu werden. Er konnte sich glücklicherweise ins Stadthaus retten, wo man ihm Schutz gewährte. Präfekt und Rektor aber gaben ihm den guten Rat, sich seiner persönlichen Sicherheit halber in das benachbarte Belgien zu verziehen, was um so leichter anging, als seine Thätigkeit als Universitätsprofessor durch die gerade eintretenden Herbstferien unterbrochen wurde. Mit richtigem Takt begab sich Hillebrand aber auf neutralen Boden, nämlich nach Italien, mit dessen Literatur und Sprache er sich vorher eingehend beschäftigt hatte. Nach dem Friedensschluß kehrte er nicht nach Frankreich zurück, um seine Stelle wieder anzutreten, wie er es wohl gekonnt hätte, sondern blieb in Florenz als Herausgeber der Zeitschrift „Italia," welche als Friedensorgan zu dienen bestimmt war. Sein verfrühter

Tod unterbrach leider seine segensreiche Wirksamkeit. Man sagte, ich hätte es ebenso machen können, jedoch bemerkte man den Unterschied: Hillebrand war unverheiratet und hatte nur einen Schritt über die Grenze zu thun, um einer wirklichen Gefahr, die ihn persönlich bedrohte, zu entgehen. Ich dagegen war Familienvater, mit allen einem solchen angehörigen Hindernissen behängt und saß am westlichen Ende des Landes. Auch hatte ich, wie bereits mitgeteilt, unter keinen persönlichen Anfechtungen zu leiden, und blieb mithin ruhig wo ich war, um nach den Ferien meine Thätigkeit als Universitätslehrer und Examinator wieder aufzunehmen. Kehrte ich dagegen dem Lande, welches inmitten seines Glanzes und Glückes, mich im Augenblick meines Mißgeschicks freundlich aufgenommen hatte, den Rücken, sobald sein Glanzgestirn erbleichte, so war ich, als ehemaliger, immer noch nicht bekehrter Demokrat, nicht sicher ein Äquivalent für dasjenige zu erhalten, was ich aufgab. Mich aber unter Bismarck's Preßhusaren einreihen zu lassen, wie es so manche Andere gethan haben, dazu war ich der Mann nicht. An der Zukunft eines so wichtigen Kulturstaates wie Frankreich war ja nicht zu zweifeln. Man ist heute geneigt jenes Land als ein zerfallenes und dem Untergang nahes Polen zu bezeichnen, welches über kurz oder lang zwischen seinen beutegierigen Nachbarn geteilt werden müsse. Diese Möglichkeit ist leider jetzt zuzugeben, aber Frankreichs Bedeutung im europäischen Zivilisationsfortschritt zu leugnen, ist albern und unsinnig. Mit allen Geschichtstheorien und national-ökonomischen Nachweisen kann man die Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß Frankreich die Revolution von 1789 nicht nur für sich, sondern auch für alle umliegenden Länder gemacht hat. Was

wären heute Italien, Spanien und selbst die Schweiz ohne jene Ereignisse? Was Preußen anbelangt, so konnte dasselbe ja in dem Kriege von 1806—1807 siegreich sein statt zu unterliegen; hätten aber alsdann die inneren Reformen wie die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Einführung der allgemeinen Militärpflicht und so vieles Andere Platz gegriffen? — Reformen, denen dasselbe seine heutige Macht und Weltstellung verdankt. Auch nach dem Sturz des ersten Kaiserreichs blieb Frankreich unter der Restauration und der Julimonarchie durch den Liberalismus seiner Kammern und der Presse sozusagen der Vortänzer der konstitutionellen Freiheit in den europäischen Staaten. Es stand als solcher bei den Nachbarn, namentlich jenseits des Rheins, im höchsten Ansehen und genoß die allgemeine Sympathie der öffentlichen Meinung, so daß man damals sagte, der Bürgerkönig Louis Philipp hätte nach seiner Thronbesteigung im Jahre 1830 die Rheinpfalz leicht mit einer Trommel und einer dreifarbigen Fahne erobern können. Erst unter dem dritten Napoleon fing man in Deutschland an, in Erinnerung an den Ersten, gegen den unruhigen Nachbar mißtrauisch zu werden. Wer sich aber, wie ich, der Stickluft erinnert, welche unter dem Metternichschen Regiment über ganz Mittel- und Südeuropa brütete, und der Angst, welcher der große Nikolaus von Rußland als Hort der Ruhe und Ordnung den Völkern einflößte, der muß auch wissen, daß Frankreich erst durch den Krimkrieg das Übergewicht des Zaren vernichtete, und daß durch den italienischen Krieg der Gedanke an das Selbstbestimmungsrecht der Völker wieder rege wurde. „Das Volk ist wieder wach," schrieb mir damals Franz Wirth in einem enthusiastischen Brief. Daß das Ansehen, welches Frankreich genoß, durch den 70er Krieg,

schwer beschädigt wurde, ist klar, aber wer hat den Vorteil davon gehabt? Ohne diesen unerhörten Glücksfall, welchen Bismarck als ein neuer Macchiavel so trefflich auszunutzen wußte, wären wir ja in Deutschland noch lange Jahre vor der Thür unserer Einheit stehen geblieben, wie wir noch vor der unserer Freiheit stehen. Dies alles wäre ohne Frankreichs Unglück nicht erreicht worden. Daß aber auch unter der dritten Republik Mißbräuche aller Art und falsche Maßregeln florieren, das liegt in der Natur aller politischen Zustände, welche sich ja auch bei sämtlichen Nachbarn in verschiedener Weise geltend machen. Wer freilich in der Republik ein Eldorado sieht und von derselben vollkommene Zustände verlangt, der ist ein unverbesserlicher Ideologe thäte aber besser vor seiner eigenen Thür zu kehren, statt über die Unreinlichkeit bei dem Nachbar ein Zetergeschrei zu erheben. Doch dies überlassen wir der Zukunft, welche mit Frankreich wohl noch nicht so schnell aufräumen wird, wie manche es hoffen und wünschen.

## Meine Katzen.

Der griechische Geschichtsschreiber Polybius sagt einmal: „das Klima bestimmt die Eigentümlichkeiten der Menschen.“ Von manchen Tieren möchte man ein gleiches sagen, jedenfalls paßt sein Wort auf die Katzen. Wenigstens giebt es deutsche und französische Katzen, deren Unterschiede sehr leicht

zu bemerken sind und dem Grad der Popularität entsprechen, welche diese Tiere in den betreffenden Ländern genießen. Die französische Katze ist in ihrem Lande beliebt und geachtet, die deutsche dagegen wird gehaßt und verfolgt. Die Ursache dieser Erscheinung liegt im Klima. Ihrem Ursprung nach gehört die Katze zur Gattung der südländischen Raubtiere und man hat sie oft „einen Tiger en miniature“ genannt. Um zu gedeihen, verlangt dieselbe ein mildes Klima; Schnee und Eis sind ihr zuwider. Sie erträgt nur schwer eine nordische Breite; dagegen ist die Sonnenwärme ihr Element; somit befindet sich dieselbe in einem Lande, welches wie Frankreich ein sehr ozeanisches Klima hat, besser als dort, wo die Winter rauh sind. Sobald aber eine Katze krank ist aus Mangel an Wärme, so wird sie unwirsch; in milden Gegenden jedoch bleibt sie das anmutige und umgängliche Tierchen, welches jedermann hegt und pflegt. Aus meiner in Deutschland verbrachten Kindheit erinnere ich mich, daß es unter der Jugend hieß: „die Katze ist ein garstiges Tier; sie ist boshaft und macht Sammetpfötchen nur um desto besser zu kratzen.“ Unter dem Eindruck dieses Vorurteils war ich nach Frankreich gekommen und fand nun zu meinem Erstaunen, daß die Katzen dort größer und schöner waren als bei uns. Sie hatten ein wohlgelecktes Fell, waren nicht scheu sondern zutraulich, und die Kralle kam unter dem Sammetpfötchen nur dann zum Vorschein, wenn es sich um eine berechtigte Verteidigung gegen Hunde oder Tierquäler handelte. Wenn ich sie auf einem von der Sonne beschienenen Fensterkissen mollig hingestreckt sah, bald ihren geschmeidigen Körper vor Behagen dehnend, bald ihr kluges Köpfchen reckend, um zu sehen, was auf der Straße vorging, dann fand ich sie erst interessant, dann an-

ziehend. Auch bemerkte ein solches Tierchen gar bald, daß man ihm wohlgesinnt sei und schmiegte sich an den wohlwollenden Beobachter an, ohne daß man sie herbeilockte. So kam es, daß ich bald einer oder sogar mehreren Katzen in meinem Haushalt Einlaß gewährte und in ihrer Betrachtung manchen Augenblick der Zerstreuung fand. Eines Tages war ich im Seebade gegenüber dem Havre auf einer der sanften Höhen, welche sich über Trouville nach Cabourg hinüberziehen und bei jedem Schritt Aussichten auf die weite Seinebucht gewähren, welche wohl mit dem Golf von Neapel verglichen werden können. Da gewahrte ich in einem an der Straße hinlaufenden Buschwerk ein kleines schneeweißes Kätzchen, welches zwischen den Zweigen hin- und herhüpfte und mich gleichsam fragend anblickte. Ich lockte es an. Das Tierchen kam furchtlos herbei und ließ sich von mir auf den Arm nehmen. Es war so leicht und zart gebaut, daß man sein Gewicht und seine Knochen nicht spürte, weshalb ich es alsbald das Schaumkätzchen nannte. Über dem linken Auge hatte es ein kokettes schwarzes Fleckchen, und die Öhrchen waren so durchsichtig, daß sie im Sonnenschein in zartesten Rosa prangten. „Veux tu venir avec moi?“ sagte ich zu ihr, und zu meinem Erstaunen nickte es ganz zutraulich mit dem Köpfchen. Ich nahm es also mit nach Hause in der Absicht, es an meinen Wohnort, nach Caen, zu führen. Meine Hauswirtin in Houlgate, wo ich gerade wohnte, nahm es freundlich auf und versprach mir, es während meines Aufenthalts, der noch vier Wochen zu dauern hatte, aufzufüttern. Wegen seines fleckenlosen weißen Fells wurde dasselbe Blanchette genannt und war der allgemeine Liebling wegen seiner zuthulichen, anschmiegenden Manieren und der possierlichen Gebärden, mit

welchen sie sich bald auf den Teppichen im Hause, bald in dem weichen warmen Ufersand, dem sable d'or de Cabourg, herumwälzte. Als wir nach Caen zurückkehrten, wollte die Köchin Blanchette in einen Korb stecken; dagegen sträubte sie sich aber mit ihren Krallen so energisch, daß ich sie auf meinen Schooß nahm, woselbst sie während der ganzen Fahrt still sitzen blieb, bald schlief, bald mit meiner herabhängenden Uhrkette spielte. Von da an waren Blanchette und ich les inséparables; ich konnte nicht in mein Studierzimmer gehen, ohne daß sie mit den eigentümlichsten Tönen ihrer Katzensprache Einlaß begehrte, auf meinen Arbeitstisch sprang und mir beim Schreiben eifrigst zusah. Ich beschäftigte mich damals mit den Quellen des Hamlet und hatte zu dem Zwecke aus der Stadtbibliothek einen wunderschönen Lederband mit der Dänenchronik des Saxo Grammaticus entliehen. Sei es nun, daß solche mehrere Jahrhunderte alte Bücher ein besonders angenehmes Parfüm für die Katzen an sich haben, sei es aus purem gelehrtem Interesse, Blanchette legte sich auf diesen Band, sobald er aufgeschlagen war, der Länge nach hin, wie um mich am Lesen zu hindern. Wenn ich dagegen das Buch zuklappte und anfing zu schreiben, dann kauerte sie sich auf meinen rechten Vorderarm, und obwohl dies bei der Bewegung des Schreibens weder für sie noch für mich bequem war, blieb sie trotzdem unerschütterlich sitzen, indem sie mich mit großen Augen ansah, als wolle sie sagen, „auras-tu bientôt fini?“ Wenn nun die Seite vollgeschrieben war, und ich den Arm aufhob und sie abschüttelte, so wischte sie mit ihrem Schwanz über das Geschriebene weg und verdarb mitunter einen Teil der Arbeit, worüber ich jedoch keineswegs ärgerlich wurde. Wegen dieses Interesses, welches Blanchette an meinen Arbeiten

nahm, nannte ich sie fortan die Literaturkatze. Nun begab es sich, daß ich im folgenden Sommer wieder ans Meer zog und zwar an die äußerst pittoreske Felsenküste von Arromanches in der Gegend von Bayeux. Zu dem Ende nahm ich für die Familie die Eisenbahn, ich selbst dagegen bestieg ein sogenanntes Cammion, um den Hausrat zu transportieren. Unglücklicherweise vergaß ich, mein Kätzchen darauf mitzunehmen. Als nun die Anderen mit der Eisenbahn abfahren wollten, war Blanchette nirgends zu finden. Endlich entdeckte die Köchin sie in einem Winkel und sperrte sie auf der Eisenbahn, trotz ihres Widerstandes, in einen Tragkorb, in welchem sie als Gefangene mitgeführt wurde. Blanchette war über diese standrechtliche Behandlung äußerst entrüstet, denn Katzen haben ihre Würde, und diese war durch mich an eine zarte und anständige Behandlung gewöhnt, welches Verhalten mir überhaupt von jeher beim schönen Geschlecht sehr zu statten gekommen ist. Kaum war man an Ort und Stelle, so entsprang sie mit gewaltigen Sätzen ihrem Zellengefängnisse und ward nicht mehr gesehen. Sie hatte sich in den umliegenden Gärten und Hecken verloren; als ich mit dem fourgon ankam und nach ihr fragte, war sie nicht zu finden. Hie und da kam sie in der Entfernung zum Vorschein, riß aber sogleich aus, wenn sie die Köchin, ihre Busenfeindin, erblickte. Einmal erschien sie auf meinen Ruf auf einem nahegelegenen Dach; ich streckte die Hand nach ihr aus, aber in demselben Augenblicke entfloh Blanchette vor dem Erscheinen des Wassersteingesellen und Küchendragoners. Seitdem war und blieb sie verschollen; ich aber trage noch die Trauer um das zierliche Geschöpfchen, welches sich mir mit so viel Zuneigung angeschlossen hatte.

Bald fand ich jedoch eine andere, welche den geraden Gegensatz zu der Literaturkatze bildete und von mir die Weinkatze getauft wurde. Warum? Wer am Rhein und in den dortigen Kellern zu Hause ist, hört oft im Munde der Weinbauern bezüglich der besten Fässer die Redensart: „do hat die schwarz' Katz' d'ruf gesesse," um eine besondere Qualität des Weins zu bezeichnen. Dies erklärt sich in der natürlichsten Weise. Die Katze liebt, wie schon betont, die Wärme. Jedes Faß strahlt nun im Verhältnis der Güte des darin enthaltenen Weines, Wärme aus, was die Katzen mit ihrer Feinfühligkeit sogleich bemerken und darnach die Wahl ihres Sitzes treffen. Ich aber hatte meine Weine zum größten Teil, auf Flaschen gezogen, in Kisten aufbewahrt und man möge mich den Katzenmünchhausen schelten, so versichere ich nichts desto weniger, daß die Weinkatze immer die besten zu treffen wußte und von dem Champagnerkorb sozusagen unzertrennlich war. Im Äußern war sie der gerade Gegensatz zu Blanchette, schwarz-braun von Fell, ebenso scheu und unumgänglich wie jene liebkosend und zutraulich war. Während Blanchette ihre Pfötchen nur mit Widerwillen auf die Straße setzte und am liebsten auf den Teppichen im Hause herumlungerte, jagte die Weinkatze, wenn sie nicht im Keller war, im Garten und auf den Mauern umher nnd fing auch zum Zeitvertreib Mäuse, was sie bei der Köchin in große Gunst setzte. Anfänglich zeigte sie sich gegen die sie vielfach umwerbenden Kater äußerst spröde und teilte denselben manchen Krallenschlag aus. Wir nannten sie deshalb „Miss", die jungfräuliche, aber mutabile semper foemina! Sie entpuppte sich alsbald als eine höchst verliebte Katze und überschwemmte das Haus förmlich mit einer ganzen jungen Gene-

ration, deren Zahl zuletzt bis auf sechszehn anwuchs, da sich meine Frau nicht entschließen konnte, die artigen durcheinanderwimmelnden Tierchen ins Katzenjenseits befördern zu lassen. Dieselben wurden groß und stark, vertrugen sich aber sehr schlecht untereinander und lieferten sich in meinem Kabinet förmliche Katzenschlachten, während Miß, an die Vorhänge der Fenster gekrallt, diesem Schauspiele als Unparteiische anwohnte. Die Sache wurde mir zuletzt zu bunt, und ich überlieferte die ganze Bande einem Hasenverkäufer mit Ausnahme von Miß und zwei anderen besonders schönen Exemplaren, welche wir Mistigris und Mephisto benannten. Mistigris war grau und schwarz, Mephisto dagegen rotgeflammt auf buntem Hintergrunde. Dieselben waren so groß und stark, daß sie in der Nachbarschaft Aufsehen erregten und mir eine nach der anderen weggefangen wurden, wobei ich mit Ergebung sagte: pour faire un civet (Hasenragout) il faut un chat. Miß muß sich über dies Verschwinden untröstlich gefühlt haben, denn es währte nicht lange, so war auch sie dahin. Wohin? Chi lo sa?

Unglücklicherweise hatte ich in jener Katzenzeit keine Muße, mich mit der vergleichenden Philologie dieser Tiere abzugeben; ich bemerkte jedoch, daß dieselben ihre Sprache haben, welche sich wahrscheinlich leichter entziffen läßt, als die assyrische Keilschrift und die Hieroglyphen der Ägypter. Sobald die Katzen von Außen in ein verschlossenes Zimmer herein wollten, gaben sie einen bestimmten Ton von sich, worauf ich mich erhob und ihnen ihrem Wunsch nach aufmachte; dann sagten sie in ihrer Art „Danke". Dasselbe geschah, wenn sie wieder hinaus wollten, und zwar immer in verschiedenen Lauten. So hatten sie auch ihre bestimmten Töne, um sich

über Hunger oder Durst oder Kälte zu beklagen. Förmlich possierlich war das Schnurren oder Fauchen, wenn sie glaubten unter sich oder gegen andere Wesen, Menschen oder Tiere, ihren Unwillen kund geben zu müssen. Wie die Katze schnurrt, wenn sie geliebkost wird, das weiß ja jedes Kind. Ich bin nun fest überzeugt, daß von allen diesen mannigfaltigen Tönen jeder seine besondere Bedeutung hat, so wie auch, daß die Tiere sich unter einander verstehen. Wer Geduld und Zeit hätte, diese verschiedenartigen Äußerungen zusammenzutragen und in ein Lautsystem zu bringen, würde damit so gut reüssieren als die Beobachter der Taubstummen. Vielleicht ist solches schon geschehen aus Anlaß der immer steigenden Popularität, deren sich die Katzen gegenwärtig erfreuen; nur ist mir bis jetzt nichts davon zu Ohren gekommen. Ich möchte hiermit einen Aufruf an alle alten Jungfern, Junggesellen und Witwer erlassen, um dieselben einzuladen, desfalsige Beobachtungen zu machen, zusammenzustellen und in dieser Weise vielleicht mehr für die Zivilisation zu wirken als die Forscher nach Ursprachen, deren Zahl ja ins Unendliche wächst, ohne daß diese Idiome verständlicher würden. Ein Katzeninstitut würde ohne Zweifel von vielen Liebhabern mit Freuden begrüßt und unterstützt werden.

X.

# Donquichote als Demagoge.

Unter so vielen Schicksalsgenossen aus der 48er Zeit, die durch die Wechselfälle der Politik in alle möglichen Abenteuerlichkeiten verstrickt wurden, muß ich nur Einen näher erwähnen, in dessen Lebensgeschichte wie in einem Kaleidoskope sich alle Einzelheiten jener bewegten Tage widerspiegeln. Es ist dies der Doctor medicinae Wilhelm Zimmermann aus Darmstadt (1806—1880). In einer Anwandlung von Humor pflegte derselbe sich den „Höchstgeborenen" unserer Vaterstadt zu nennen, weil er als Sohn des Kirchendieners und Turmwärters in der obersten Stube des sehr hohen Stadtturmes in Darmstadt geboren war. Der Vater war trotz seiner (niederen?) Stellung ein vermögender und höchst ehrenfester Mann, welcher die Würde seines Amtes zu wahren wußte. Auf Neujahr pflegte er, der Sitte gemäß, bei den wohlhabenderen Gliedern der evangelischen Gemeinde vorzukommen und zum neuen Jahr zu gratulieren, wobei er alsdann ein entsprechendes Trinkgeld in Empfang nahm. Nun giebt es aber überall Leute, welche selbst ein Ei zu scheren wissen, und ein solcher Klient legte ihm (gelegentlich seines Neujahrsbesuches), die enorme Summe

von zwölf Kreuzern, gegen drei Silbergroschen, hin. Darauf zahlte der wackere Z. fernere zwölf Kreuzer zu den gespendeten auf den Tisch und entfernte sich mit einer Gönnermiene, stolz wie ein Spanier. Da der Sohn ein talentvoller vielversprechender Bursche war, ließ ihn der Vater auf den nächstliegenden Universitäten Gießen und Würzburg Medizin studieren. Nach absolviertem Examen begab sich der hochstrebende junge Mann nach der darmhessischen Stadt Mainz, um bei der dortigen preußischen Bundes-Garnison als Militärarzt einzutreten. „Eine schöne Gelegenheit" sagte er mir später oft, „das Waffenhandwerk zu erlernen, denn ich konnte alle Fecht-, Schieß- und Reitübungen meines Regiments als Freiwilliger mitmachen", und dies kam ihm später, wie man sehen wird, wesentlich zu Gute. Aber eine grausame Verlegenheit mußte der sonst so Unerschrockene doch dort ausstehen, was er mir folgendermaßen erzählte. „Eines Morgens kam ein Kavallerist unserer Schwadron mit hochgeschwollener Backe zu mir, um sich einen bösen Zahn ausreißen zu lassen. Nun hatte ich zwar alle Zweige des ärztlichen Wissens eifrig studiert, mich jedoch nie mit Zahnausreißen befaßt. Hier aber war es Dienst und somit unvermeidlich. Ich ging also in ein Nebenzimmer, las den Artikel über Zähne in einer medizinischen Encyklopädie durch, wählte unter meinen Folterwerkzeugen einen sogenannten Zahnschlüssel und trat vor einen Spiegel, vor welchem ich die vorgeschriebene Operation sinnbildlich nachmachte. Dann kam ich zu meinem Patienten zurück, mit nicht weniger Angst als dieser selbst. Der Soldat sperrte geduldig das Maul auf, ich legte mein Instrument an, stemmte meinen Fuß gegen den Stuhl, auf welchem jener saß, und ruck! war der Zahn heraus". Dieser Vorgang bezeichnet den ganzen Mann, rasch

entschlossen zur Handlung ohne Phrasen. Er wollte niemals seine Erinnerungen niederschreiben; ich feuerte ihn öfters dazu an; „es sei nicht schwieriger" sagte ich „als einem Dragoner die Zähne auszureißen". „Nein", erwiderte er; „das ist Ihre Sache, und wenn Sie einmal Ihre Erinnerungen zu Papier bringen, so können Sie das immerhin auch für mich thun", was auch hiermit redlich geschehen soll. Mit der Zeit verheiratete sich der gute Doktor zum ersten Male, und zwar mit einem sogenannten „Mainzer Bummelchen", d. h. einem netten, wohlgebauten, zungenfertigen Mädel ohne jegliche Bildung und Erziehung, un vrai déjeuner de soleil, wie man im Französischen zu sagen pflegt. Nun zog er nach Darmstadt, um die eigentliche ärztliche Praxis anzutreten, welches ihm bei seinem großen Scharfblick und bestimmten Auftreten sehr glückte. Mittlerweile aber stellten sich die Schattenseiten seines holden Weibchens allzusehr „ins Licht". Ihrem Hang zum Gewöhnlichen zur Folge, umgab sich die junge Frau alsbald mit Weibsbildern geringen Standes, vor welchen sie die Dame spielte, und wenn der Mann müde und hungrig nach Hause kam, fand er den Tisch von einer ausgelassenen Kaffeegesellschaft besetzt. Dies führte zu baldigen Auseinandersetzungen und Zwistigkeiten, worauf sich die junge Frau einen fallierten mainzer Weinhändler zulegte. Doktor Z. warf sie beide zum Hause hinaus, klagte auf Scheidung und gewann mit der Zeit seinen Prozeß. Inzwischen war eine junge verwaiste Verwandte aus dem Vogelsberg oder dem damals hessischen „Hinterland" zu ihm gezogen. Ihren Namen habe ich vergessen, aber sie war, was man eine Waldnymphe nennen möchte, heiter, frisch und zierlich wie Undine in Fouqué's Märchen. Was war natürlicher, als daß sie den

armen verlassenen Doktor zu trösten suchte, welcher nun um so eifriger die Scheidung mit Bummelchen betrieb, um die Waldnymphe heiraten zu können. Dazwischen gab es aber andere Schwierigkeiten. Doktor Zimmermann kam mit seiner Praxis schnell voran, und zwar mit Recht und Verdienst; wenigstens erinnere ich mich meinen Vater als damaligen Vorsteher des hessischen Medizinalwesens, sagen zu hören: „der Doktor Z. hat den Teufel im Leibe und sticht uns alle noch mit der Zeit aus." Dies paßte jedoch den anderen Ärzten der Stadt sehr wenig; sie feindeten ihn auf alle mögliche Weise an, und es kam so weit, daß Z. einen der gedachten Herren zum Duell herausfordern ließ. Dieser Letztere war aber ein behäbiger älterer Mann, dem es auf eine scharfe Begegnung mit dem hieb-, stich- und schußfertigen jungen Kollegen durchaus nicht ankam. Er lud also die Sache auf die Schultern eines Cheveauxlègerlieutenant ab, der diese Ehrenrettung mit Vergnügen übernahm. Wer in jener Zeit gelebt hat, erinnert sich noch der bitteren Spannung, welche damals zwischen Zivil und Militär herrschte. Der säbelrasselnde, sporenklirrende, augenrollende und schnurrbartdrehende Reiteroffizier glaubte leichtes Spiel zu haben mit einer bloßen „Klystierspritze." Als er aber bei näherer Erkundigung vernahm, daß sein Gegner, mit Pistole, Säbel und Degen wohl vertraut, seine Forderung annahm, fiel ihm das Herz in die Schuhe, und er mußte von seinen Kameraden förmlich mit Gewalt auf den Wahlplatz geschleppt werden. Ein erfolgloser Kugelwechsel fand statt, und dann ging jeder seiner Wege, so klug wie er gekommen war. Die Sache aber erregte großes Aufsehen, Doktor Z. war wochenlang der Held des Tages in der Residenz, und nun griff er, trotz seiner er-

wähnten Abneigung gegen die Feder, zu derselben, um sich in einer mir leider abhanden gekommenen Broschüre wider die gegen ihn erhobenen Verleumdungen erfolgreich zu verteidigen.

Alle diese Ereignisse hatten nicht wenig dazu beigetragen, den Doktor Z. bei der Darmstädter Bürgerschaft und in den naheliegenden Gebirgsdistrikten des Odenwaldes bekannt und beliebt zu machen. Besonders in der letzteren Gegend wurde er durch seine rastlose Thätigkeit, die ihn im Wagen oder hoch zu Roß durch jene malerischen Landstriche eilen ließ, äußerst populär, und die damals dem 48ziger Ausbruch vorhergehende Gährung ließ ihn in den Augen jener leicht erregbaren Gebirgsbevölkerung als einen der Männer erscheinen, welche eine neue bessere Zeit für Deutschland herbeiführen sollten. War er ja doch selber ein Sohn des Volkes und wußte mit demselben in seiner Art zu verkehren. Da erfolgte der dröhnende Schlag der Februarrevolution im Westen, in dessen Gefolge die schon lange drohenden Gewitter in Wien und in Berlin wie in allen anderen deutschen Staaten losplatzten. Von den überall gebildeten Bürgerwehren und den sogenannten Darmstädter Schwarzen Schützen habe ich schon geredet. Daß Doktor Z. bei den letzteren sogleich eintrat, war nur natürlich. Trotzdem hielt ihn seine wirkliche oder eingebildete Unfähigkeit öffentlich zu sprechen, von jeder hervorragenden Rolle zurück, und er begnügte sich mit seiner Stellung als Bataillonsarzt. Aber er war Einer von den sogenannten „Entschiedenen," die den Konzessionen der großen und kleinen Potentaten nicht trauten, sondern einen baldigen gewaltsamen Zusammenstoß für unvermeidlich hielten. Als Mann der That bereiste er alsbald die Odenwalddörfer und sammelte die Namen der Unzufriedenen unter den Ortsvorstehern, Bauern und Wirten,

welche er für seine Zwecke dienlich fand. Nun hatte Doktor Z., bei allen seinen sonstigen guten Eigenschaften, einen großen Fehler, nämlich den der Pedanterie, weshalb ich ihn schon als Donquichote bezeichnete. Infolgedessen entwarf er detaillierte Pläne der voraussichtlichen Volkserhebung, bezeichnete die Sammelorte der Bewaffneten, deren Einteilung und Führer, und sah schon im Geiste den ganzen Odenwald unter Waffen. Dies dauerte den ganzen Winter 48 und das Frühjahr 49 hindurch, bis endlich im Mai und Juni die Aufstände in der Pfalz und in Baden losgingen. Nun drängte Zimmermann mit Feuereifer auf eine Mobilmachung, wenn nicht der Darmstädter Nationalgarde so doch der Schwarzen Schützen. Als ihm einer seiner Kameraden, der immer superkluge Advokat L. einwandte, die Zeit dazu sei noch nicht gekommen, erwiderte Z. pathetisch: „Ach was, Zeit ist immer, wenn man nur Kourage hat! Ich kann den Odenwald nicht länger halten.“ „Nun,“ entgegnete der friedliebende Kamerad, „so laß ihn laufen!“ Daraufhin entschloß sich Z. allein nach dem künftigen Schauplatz seiner Thaten abzuziehen, nachdem er seine „Archive“, wie er seine Kriegspläne nannte, einem mitverschworenen, unscheinbaren aber sicheren Buchbinder zur Aufbewahrung anvertraut hatte. Im Vorbeigehen sei gesagt, daß, nachdem der Putsch vorbei war, jener wackere Mann gefänglich eingezogen und über das, was er von der Sache wisse, peinlich inquiriert wurde. Derselbe hatte aber in seinem Atelier die Dielen des Fußbodens in einer unbewachten nächtlichen Stunde aufgehoben und die kompromittierenden Papiere darunter versteckt. Als man ihn nun verhaftete und eine Haussuchung bei ihm anstellte, hatte die löbliche Behörde nicht den Einfall der Sache auf den Grund zu gehen, und da der

biedere Speyer, ein geborener Verschwörer, mit Beharrlichkeit leugnete, so sah man sich genötigt, ihn nach langer und schwerer Untersuchungshaft mit heiler Haut zu entlassen.

Um auf den Doktor zurückzukommen, so hatte er mittlerweile alles vorbereitet, um den Odenwald „loszulassen". Auf einen Sonntag, kurz vor Pfingsten, wurde in dem hessischen, hart an der badischen Grenze gelegenen Dörfchen Oberlaudenbach oberhalb Heppenheim, eine Volksversammlung für Badenser wie Hessen anberaumt, bei welcher die Verbrüderung der beiden deutschen Volksstämme, zur Verteidigung der vom Frankfurter Parlament beschlossenen Reichsverfassung, bewerkstelligt werden sollte. Doktor Z. war selbstredend, bis an die Zähne bewaffnet, mit seinem „losgelassenen" Odenwalde da, desgleichen viel bewaffneter Zuzug aus den benachbarten badischen Orten. Aber die hessische Regierung hatte die beiden in Darmstadt garnisonierenden Infanterieregimenter gleichfalls zum Schutz ihres Gebietes abgeschickt, und dieselben trafen am genanntem Morgen auf dem Wahlplatze ein. Nach langem Parlamentieren schien zwischen dem Oberstkommandierenden dieser Truppen und dem Doktor Zimmermann ein gütliches Übereinkommen zu Stande kommen zu sollen. In diesem Augenblicke aber vernahm man eine schreckliche Nachricht. Auf dem Hauptplatz des Dorfes hatte der höchst umsichtige und mutige, allgemein beliebte Kreisrat des Bezirks, Prinz mit Namen, die Aufruhrakte verlesen und die Versammelten zum Auseinandergehen aufgefordert, als er von einem vierzehnjährigen Jungen durch einen Pistolenschuß in die Seite tötlich verwundet niedergestreckt wurde. Sofort erhielten die Truppen Befehl zum Feuern. Die Volksmasse stob auseinander und rettete sich zum Teil in die Häuser und Scheunen des Ortes.

Dort nun richteten die Soldaten, durch ihre Offiziere angefeuert, ein schreckliches Blutbad unter den Wehrlosen an. Damit war der Versuch, die badische Revolution weiter bis nach Frankfurt zu verbreiten, verunglückt. Doktor Z. rettete sich auf badisches Gebiet und machte den nunmehr folgenden Feldzug gegen die preußische Hülfsarmee als Militärarzt mit. Er zeigte mir später verschiedenemale einen Sporn an dem die Zinke von einem Kartätschenschuß abgerissen war. Übrigens gelangte er ohne weitere Fährlichkeit mit dem Gros der Aufständischen an die Schweizer Grenze, wo alles entwaffnet wurde, was sich von Aufständischen blicken ließ, und sah sich alsbald nach Zürich interniert, wo ich ihn nach zwei Jahren wiederfinden sollte.

War Z. den blutigen preußischen Standgerichten in Rastatt und Freiburg auch durch seinen strategischen Rückzug in die Schweiz, wie er es nannte, entgangen, so blieb er doch den Verfolgungen der hessischen Justiz ausgesetzt. Dieselbe verwickelte ihn in den Oberlaudenbacher Schwurgerichtsprozeß, und er wurde als Hochverräter und intellektueller Urheber des Mordes des Kreisrats Prinz zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilt. Er freilich saß in Nummer Sicher, und außerdem wußte man, daß der sehr humane Ludwig III., Großherzog von Hessen, ein etwaiges Todesurteil gegen einen seiner Unterthanen niemals bestätigt haben würde. Aber was war mittlerweile aus der Waldnymphe geworden? In seiner eignen Not und Bedrängnis vergaß Zimmermann das unglückliche Kind der oberhessischen Berge nicht, sondern ließ sie auf großen Umwegen und mit bedeutenden Kosten zu sich in die Schweiz kommen, um ihr selbst und ihrem Kinde einen ehrlichen Namen zu geben. Aber zu einer Verheiratung waren Papiere erforderlich, deren Herausgabe ihm die hessischen

Behörden als in contumaciam verurteiltem Verbrecher verweigerten. Das anmutige elfengleiche Geschöpf, wie aus Tannenduft und Sonnenschein gewoben, hatte indessen unter Kummer und Sorgen ihren Jugendglanz abgestreift und war ein kaum wieder zu erkennendes Jammerbild des Elends geworden. Ein leichtes hektisches Rot der Wangen hatte schon früher die Schwäche ihrer Gesundheit bekundet; nun aber trat die Schwindsucht unerbittlich auf, und in kurzer Zeit war sie eine Leiche. Ihr Kind, ein schöner, gescheidter Junge, wurde von Z., soweit es thunlich war, anerkannt und erhielt eine vortreffliche Erziehung, geriet aber trotzdem später auf schlechte Wege, ging nach Mexico und ist daselbst verschollen. Das Porträt seiner Geliebten hat Z. bis an sein Lebensende getreulich aufbewahrt, und ich sehe es noch in seinem Kabinet am ersten Platze hängen. Es war ein schlechtes Aquarellbild, aber ähnlich, und rief den ganzen Jugendschmelz des einst so reizenden Mädchens zurück. Z. hat an ihr als Ehrenmann gehandelt, aber die Umstände waren der Unglücklichen ungünstig. Nun handelte es sich für den schwergeprüften Mann darum, eine neue Lebensstellung zu finden, was in dem damals noch kleinen, von Flüchtlingen überlaufenen Zürich nicht leicht war, zumal da ihm die ärztliche Praxis als Fremdem untersagt blieb. Er jedoch verlor den Mut nicht. „Man kann mich nicht beugen", sagte er mir damals in seiner hochtrabenden Weise, „und zum Brechen bin ich noch zu stark." Er that sich also mit einem badenser Flüchtling, einem Barbier, zusammen, um eine Kaltwasseranstalt zu betreiben, allerdings ganz im kleinen und stillen, da jedes Betriebskapital fehlte. Wenn ich ihn auf der Oberstraße, wo er damals hauste, besuchte, fand ich ihn oft körperlich ganz erschöpft, weil er

stundenlang Wasser gepumpt hatte für einen etwaigen Badebedürftigen, der am Ende gar nicht kam. So durfte das nicht fortgehen. Die übrigen Flüchtlinge konnten teils aus eigenen Mitteln zehren, teils hatten sie anderweitige Verwendungen gefunden, oder waren auf Andrängen der deutschen Regierungen weggezogen. Z. stand allein noch da, ein „entlaubter Stamm"; die noch Gebliebenen sammelten von Zeit zu Zeit für ihn, als er uns eines Tages durch die Nachricht überraschte, er werde nach Amerika gehen. Beim Abschied sagte er mir in pathetisch verheißungsvoller Weise: „Sie werden bald von mir hören." In der That erhielt ich früher als ich dachte, einen Brief von ihm aus Valenciennes im Departement du Nord, worin er mir folgendes meldete. „Er habe vor seiner Abreise aus Zürich als Patientin eine sehr schöne und vornehme Dame aus Bordeaux kennen gelernt, welche mit einem reichen Züricher Handeltreibenden verheiratet war. Dieselbe sei mit ihrem Manne unglücklich, lasse sich von ihm scheiden und werde mit ihm (Zimmermann) in Frankreich zusammentreffen, wo sie sich zu ehelichen gedächten. Zu dem Zwecke sei ihm seine eigene Scheidungsurkunde unerläßlich. Er habe sich an den schon erwähnten superklugen Kamerad von den Schwarzen Schützen als Advokat gewandt, derselbe habe ihm aber grob geantwortet, er sei an dem ganzen Oberlaudenbacher Unglück schuld und solle ihn ungeschoren lassen; ob ich ihm nun nicht die betreffenden Papiere besorgen könne." Dies geschah, wie ich schon berichtet habe, und nun trat ich auf seine Veranlassung in meine Stellung als Lehrer in Valenciennes ein. Da lernte ich denn die „reiche und vornehme" Dame aus Bordeaux kennen, mit welcher er civiliter getraut worden war, während die Geistlichkeit die Einsegnung ver-

weigerte, weil seine erste Frau katholisch gewesen war und noch lebte. Die neue Madame Z., Nummero 3, war eine immer noch hübsche, doch schon etwas angejahrte Bordelaise, coquette en diable et pleine de prétentions, welche ihm sein Emporkommen als Arzt durch ihre falsche Stellung als geschiedene und nicht katholisch wiederverheiratete Frau, dem Publikum gegenüber sehr schwierig machte. Z. hatte sich nämlich mit gewohnter Energie ins Geschirr geworfen und an der benachbarten Universität Douai, die nötigen Prüfungen bestanden, um zur französischen Praxis zugelassen zu werden, Glücklicherweise (!) für ihn brachen damals im Norden zwei Epidemien aus, welche ihm schnell eine große Clientel sicherten: die Cholera und dann die Angine couenneuse, gemeinhin Krupp genannt. Für letztere erfand er ein Spezifikum in dem, „Eau d' Adelaïde" genannten Mineralwasser. Dasselbe that so gute Wirkungen, daß er, unter meiner Beihülfe für das Französische, eine eigene Abhandlung verfaßte, welche alsbald erschien und großen Erfolg hatte. Mit Abnahme der Epidemien gewannen jedoch seine klerikalen Gegner und medizinischen Konkurrenten wieder freies Spiel, und seine Praxis ging von da an zurück. Da erblickte sein illusionsbedürftiges Auge einen neuen Ausweg. Er hatte vernommen, daß die bei Toulon im Mittelländischen Meer gelegenen Hyèrischen Inseln einen vorzüglichen Kurort für Halsleidende gewährten. Dieselben waren das Eigentum eines großen Herrn vom Hofe, der nicht ahnte, welcher Schatz auf jenen Inseln zu heben war, wenn man ein Sanatorium dort errichtete. Z. schrieb an denselben und erhielt eine nicht abweisende Antwort von dem Chambellan de l'Impératrice. Nun war das Gebäude seiner neuen Hoffnungen schon fertig. „Ich errichte dort"

sagte er, „ein großartiges Etablissement von streng militärischer Organisation und lasse mir von dem Chambellan eine Ernennung als Gouverneur der Hyèrischen Inseln nebst Uniform auswirken, und wenn ich dann einmal als solcher nach Darmstadt zurückkehre, dann will ich sehen, Wer mir als Gouverneur der Hyèrischen Inseln etwas anhaben kann.“ Ich lächelte schweigend über die Fruchtbarkeit der Phantasie meines Freundes, welche ich ja schon hinreichend kannte, und vernahm später ohne Erstaunen, daß die ganze Sache ins Wasser gefallen war und zwar nicht in dasjenige des Mittelländischen Meeres.

Von da an ging die Sache in Valenciennes ganz schief; aber Z. hatte nun das Glück oder Unglück seine Dritte, welche ihm mit einem Apotheker allerlei Streiche gespielt hatte, durch den Tod zu verlieren. „Jetzt muß ich nach Paris“, rief er; „dort allein ist das Theater für alles Neue wie die Wasserheilkunst.“ Er zog also nach Paris, diesem Strudel, der so vielen zweifelhaften Existenzen das letzte Asyl gewährt hat.

Mit seiner gewohnten Zähigkeit gelang es ihm, aus unbedeutenden kleinen Anfängen eine einträgliche Anstalt zu stande zu bringen. Er heiratete nun zum vierten Male und zwar eine Elsässerin, welche als gute Haushälterin der rettende Engel für seine letzten Tage werden sollte. Dennoch blieb auch hier sein Schicksal nicht ungestört, denn kaum hatte er festen Fuß gefaßt, als der siebenziger Krieg ausbrach und er mit so vielen anderen Deutschen aus Paris verwiesen wurde. Eine allgemeine Amnestie war jedoch damals für alle politisch kompromittierten Deutschen erlassen worden. Er konnte also ohne Schwierigkeit in sein hessisches Vaterland zurückkehren,

wo er sogleich Unterstützung und bald eine sehr reichliche Entschädigung aus den Kriegskosten erhielt. Er wandte sich nun nach Homburg v. d. H. von dessen Heilquellen er sich reichliche Hilfsmittel für seine Wasserheilkunst versprach, und gründete ein Etablissement erster Güte, welches den gewünschten Erfolg fand. Als ich ihn dort nach langen Jahren wiedersah, zeigte er mir mit Vaterstolz zwei prächtige Kinder, das Jüngste noch in der Wiege. „Je vous fais mon compliment de ce dernier effort", sagte ich; er aber erwiderte in seiner großartigen Weise, „c'était fait sans effort; allons dîner." Endlich wurde ihm aber das Joch doch zu schwer; er verkaufte die Anstalt in einer sehr vorteilhaften Weise und zog sich nach Darmstadt zurück, wo er in dem sogenannten Quartier der goldenen Luft ein schönes Haus mit Garten kaufte, in welchem er vor einigen Jahren in den Armen seiner zärtlichen Gattin seinen bewegten Lebenslauf in Ruhe und Frieden beschloß.

So verstrich die Lebenszeit dieses merkwürdigen Mannes: erfüllt von unversöhnlichen Gegensätzen, schneidenden Widersprüchen, unglaublichen Übergängen von oben nach unten wie von unten nach oben, einem steten Wechselkampf von Siegen und Niederlagen, rührenden Herzensgeschichten und unwahrscheinlichen Abenteuern. Aus der prosaischen Karrière des praktischen Arztes einer kleinen Residenz herausgerissen, wurde Z. durch den Strom der politischen Unruhen in die Schweiz getragen; von dort führten ihn Liebesabenteuer in das für politische Flüchtlinge damals so ungastliche Frankreich. Ein neuer Stoß brachte ihn endlich ins Vaterland zurück, wo er sein Dasein in derselben ruhigen Mitte beendete, wo es begonnen hatte. Und nun, welcher Kontrast in den Herzensangelegenheiten zwischen dem leichtfertigen, vergnügungs-

süchtigen, grisettenhaften Mainzer Bummelchen und der poetischen Waldnymphe, welche wie eine schillernde Libelle einen Tag lang im Sonnenglanz dahinflatterte, um dann in dem rauhen Hauch der Nacht zu verschwinden. Ferner die Bordelaise, die would be grande dame und angejahrte Kokette, die Z. immer als femme imcomprise, als ein Schlachtopfer schlimmer Verhältnisse ansah; endlich die wackere hausbackene Elsässerin, die ihm in hohem Alter noch zwei Kinder schenkte und ihn bis ans Ende treulich verpflegte.

Zimmermann war ein Mann aus Einem Guß, charakterfest und überzeugungstreu. Er stand wie ein Fels im Meer zwischen uns jungen Leuten, die, von der Zweifelwut des Jahrhunderts angefressen, sich in frivolem Leichtsinn die Ereignisse ansahen und mitspielten, um zu sehen, was das alles eigentlich geben würde, wie jener Urironiker Karl Engels, der Nihilist, welcher herumging als der lebende „Kritiker der Kritik" mit einem riesigen Teleskop und einer Reiterpistole versehen, um sich, kurzsichtig wie er war, bei einer etwaigen Gefangennehmung durch die Preußen rechtzeitig aus der Welt wegzubegeben, und bei der badischen Armee nur der Generalstabsbummler hieß. Unserem Z. hingegen war es um die Sache ernst, und sein Ideal war Garibaldi mit seinem abenteuerlichen Auftreten in dem Italienisch-Französischen Krieg 1860. Ihm wäre er ohne Zaudern zugezogen, wenn ihn nicht die Altersbeschwerden und die Pflichten als Familienvater zurückgehalten hätten. Wie sein Vorbild hatte auch er etwas von Donquichote an sich als ehrlicher Ideologe, als welcher er gelebt hat und gestorben ist. Während jenes Feldzuges rief er beim Zeitungslesen ein über das andere Mal aus: „man spricht mehr von Garibaldi und seinen

Rothemden als von den Zuaven Napoleons und den Berſaglieri Viktor Emanuels“. Dieſen Triumph der Revolution hatte er alſo noch mit erlebt.

Wenn wir uns in den ſpäteſten, nunmehr glücklichen Zeiten in Homburg oder Darmſtadt wiederſahen, dann ſprachen wir gern jene mannigfaltigen Ereigniſſe gemütlich durch, und ich bewunderte die Gedächtnisfriſche des Greiſes, der ſich auf alles bis ins Genaueſte erinnerte. Nur mit dem Vorſchlag dieſe Erinnerungen zu Papier zu bringen, durfte ich ihm nicht kommen. „Das iſt Sache des Schriftſtellers vom Fach“, entgegnete er immer wieder, „nämlich die Ihrige; verſprechen Sie es mir.“ Ich verſprach es ihm und habe dies Gelöbnis in Maßgabe meiner Kräfte hiermit gehalten.

XI.

# Nirwana.

Warum bin ich nicht mit 72 Jahren ins Wasser gesprungen, was ich als Bewohner des kleinen aber mit einem stattlichen Hafenvorbau versehenen Seeortes Quistreham sehr bequem gehabt hätte? Ich muß zur Beantwortung dieser Frage auf meine früheste Kindheit zurückkommen. Die erste Spur eines Erwachens meiner individuellen Persönlichkeit fand ich auf meinem Wege, aus dem väterlichen Hause in der Grafenstraße zu Darmstadt, nach einer benachbarten Elementarschule, welche von einem tüchtigen Pädagogen und Turner geleitet wurde. Ich hatte ein leinenes Sommerkleidchen an, und in meinen Hosentaschen steckte einerseits ein Schnupftuch, andrerseits ein Kreuzermilchbrot zum 10 Uhr Frühstück. Wie ich vor dem Hause in die Sonne trete, gewahre ich zu meinen Füßen meinen Schatten; einen ehrlichen Kleinkinderschatten, welchen mir seither niemals ein grauer Mann abzukaufen versucht hat. Aber erschrecklich unförmlich war er, der Schatten, fast so breit wie lang, da ihn die Vorsprünge der Hosentaschen reichlich in die Quere zogen. „So sehe ich also aus, nämlich nach gar nichts," sagte ich mir mit einem ersten Anflug von Eitelkeit, Beschämung und Selbstbewußtsein. Mein persönliches Ich war somit zum Durchbruch gekommen, nebst allem ferneren Nachdenken über Zweck, Ursache und

Wesen meines Daseins. Die erste Antwort war die landläufige, wie sie für jedermann vorgeplappert und von jedermann nachgeplappert wird, nämlich, eine würdige Vorbereitung aufs Jenseits, welches mich in noch unabsehbarer Ferne erwartete. Nur konnte ich damals noch nicht mit Faust antworten:

Das Drüben kann mich wenig kümmern;
Schlägst Du erst diese Welt zu Trümmern,
Die andre mag hernach entstehen.

Einstweilen wurde mir und meinen Altersgenossen die Katechismusmoral nebst dem Glauben an die Dreieinigkeit und ihre Machtfülle, mit Güte oder Gewalt eingetrichtert. Ich sagte Verschen her wie die folgenden.

Wer lügt, der stiehlt, der brennt und sengt,
Der wird zuletzt an den Galgen gehängt.

Oder:

Des Lasters Pfad ist anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen,
Allein der Fortgang bringt Gefahr,
Das Ende Nacht und Grauen.

Der Tugend Pfad ist anfangs steil,
Läßt nichts als Mühe blicken,
Doch weiter fort führt er zum Heil
Und endlich zum Entzücken.

Dem entgegen standen freilich zuerst die bösen Naturinstinkte wie Naschhaftigkeit, Verlogenheit und andere angeborene Fehler, deren Erklärungen durch die Erbsünde mir nicht genügend schien. Zweitens: Die Moral, welche aus dem klassischen- und Geschichtsunterricht, namentlich dem der Religionslehre entsprang. Für den letzteren hatten wir einen sehr gelehrten Licentiaten der Theologie aus der damals herrschendrn Rationalistenschule, welcher uns in langgedehnten Vorträgen

jahrelang die Geschichte der verschiedenen christlichen Doktrinen in die Feder diktierte. Dabei widerlegte er immer die eine durch die andere bis auf die letzte, die seinige nämlich, daß Christus als Idealbild der Menschheit aufzufassen und nachzuahmen sei. Alles übrige sei „Mumpitz." Bei alledem konnte ich nicht begreifen, warum die Vorsehung nach damaliger Zeitrechnung die Welt 5000 Jahre lang im Irrtum belassen und seither auch noch deren bei weitem größte Anzahl nicht aufgeklärt habe, was ihr doch bei ihrer Allmacht ein leichtes gewesen wäre. Als die Konfirmation herannahte, machte ich mir wegen des abzulegenden Bekenntnisses nicht wenig Skrupel, und nur die Aussicht durch dessen Verweigerung von der ersehnten Universität abgeschnitten zu werden, bewegte mich jene Unwahrheit wissentlich zu begehen. Doch hatte ich die Frechheit, meine rationalistischen Zweifel an der Göttlichkeit des Christentums in einem sauberen Traktätlein niederzulegen, sobald ich bis in die Prima vorgerückt war, und dasselbe dem Hofbuchhändler meiner Vaterstadt zur Veröffentlichung anzubieten. Der Verleger, ein Rationalist wie jedermann, riet mir jedoch, meine Wahrheiten für mich zu behalten, da ich mir durch deren öffentliche Aussprache jede Aussicht auf ein Fortkommen in unserer heimischen Mitte versperren würde. Ich legte also das Manuskript ad acta, wo ich es nach 50 Jahren beim Durchforschen aller Papiere wieder fand, als Beleg der zweiten Heuchelei meines Lebens. Seitdem habe ich viel über diese Gegenstände nachgedacht und bin dadurch zum Hädoniker (ἡδονη, Vergnügen) geworden, d. h. ich gewann die Überzeugung, das „diesseitige" Leben sei sich Selbstzweck und bestehe aus einer ungleichen Mischung von Annehmlichkeiten und deren Gegenteilen. Diese Mischung

hängt von den persönlichen Anlagen und Verhältnissen eines Jeden ab, und zwar erhält mit zunehmendem Alter das Unangenehme das Übergewicht. Von dem Augenblicke an, wo letzteres eintritt, ist der Mensch bankerott und thut am besten die Bude selbst zuzumachen. So war die Lebensanschauung im klassischen Altertum. Brutus stürzte sich in sein Schwert, um seinen Feinden nicht in die Hände zu fallen. Unsere grimmen germanischen Vorfahren, sobald sie fühlten, daß sie zu nichts mehr nütze seien, schnitten sich als bouches inutiles tötliche Runen in die Brust. In der christlichen Welt dagegen pflegt man diese Art von Bankerott mit dem häßlichen Namen des Selbstmordes zu bezeichnen und als schwere Sünde zu verbieten. Dennoch fängt dieselbe mehr und mehr an wieder in die Mode zu kommen und nicht als etwas ästhetisch Widerwärtiges angesehen zu werden. Unsere seitherige Bekanntschaft mit den Religionen des Orients und namentlich dem Buddhismus hat in gleicher Weise, gewirkt, und so gelangte auch ich mit zunehmendem Alter zu der Überzeugung von dem schließlichen Sieg des Bösen über das Gute, des Ahriman über Ormuzd, des Typhon über Osiris, der Schwäche über die Kraft, des Häßlichen über das Schöne, des Doit über das Avoir, welcher mit dem Alter hereinbricht. Wenn ich mich umsehe, gewahre ich nur die Lücken, welche das Todesgeschick in die Reihen der Mitlebenden gerissen hat. So sind zunächst meine Geschwister dahingegangen, vor mir, dem jetzt 72jährigen Nesthäkchen, erst der apolloartige Denker und Dichter Georg, dessen ich mich nur noch aus dem Dunkel meiner frühsten Kindheit erinnere; dann die intuitive Luise, mit dem idealschönen Gesicht, aber ihrem durch einen Unfall verkrümmten Körper; ferner der fidele, freigiebige Wilhelm, der Krösus der Familie

als Erfinder des künstlichen Ultramarins, der eines Tages unserer Mutter ein Stück blauen gebrannten Thon auf ihren Arbeitstisch legte mit den Worten: „hier habe ich eine Million!“ Endlich die edle aufopfernde Matilde, mit dem Felsencharakter, welche, wenn die Mutter bettlägrig war, an uns jüngeren und zumal an mir Mutterstelle vertrat, und schließlich der „Kraft und Stoff,“ fast mein Altersgenoß mit dem weichen Gemüt und dem spekulativen Kopf, der ideologische Materialist, in welchem christliche Menschenliebe und spröde Hinnahme der nacktesten Thatsachen so wunderlich zusammenflossen. Nun komme ich selbst an die Reihe, und die schimmernde Salzflut hebt mir ihre durchsichtigen Wellen entgegen, indem sie zu sagen scheint „was thust Du noch da oben auf dem Sand? wie Deine Geschwister, so sind auch Deine theuersten Freunde verschwunden, der edle Franz Wirth, der redegewandte Rudolf Fendt, der spöttische Wilhelm Franck, der tiefsinnige Ästhetiker Léon Dumont, der fuchsrote August Becker vom jüngsten Tag, der unglückselige Karl Ohly, der wackere Doktor Wilhelm Zimmermann. Du hast lange genug gelebt, geliebt und genossen und fängst an, nur noch zu leiden. Deine erste Frau ist seit zwanzig Jahren tot, Dein Sohn mit fünfunddreißig Jahren versorgt, Du selbst hast die Altersschmerzen vom Kopf bis zu den Füßen bei Dir im Hause; schlag' dem Schmerz ein Schnippchen und komm!“

Unter solchen Gedanken stand ich eines Morgens elf Uhr in der Sonne, Rue Bicoquet zu Caen vor meinem Hause und sah zu wie der übliche Kohlenvorrat abgeladen wurde; und wie ich mich herumdrehe, steht vor mir, vom Sonnengold umflossen, ein schlankes Mädchen, im einfachen hellen Kattunkleidchen, ein Strohhütchen auf den goldbraunen Wellen

des Haares über einer glatten Denkerstirn, Nixenaugen und einer geraden Nase über einem etwas breiten schwellenden Mund und fragt mich, in etwas mangelhaftem Französisch, ob ich der Professor So und So wäre. Es war keine idealschöne aber über alle Begriffe anmutige und anziehende Erscheinung.

„Leicht und frei wie aus dem Nichts gesprungen", kräftig und zierlich zugleich, mit einem Wort, ein Mädchen zum Küssen — für jüngere Leute als mich."

„Der Professor, den Sie suchen, bin ich — leider," antwortete ich auf Deutsch; „womit kann ich Ihnen dienen?"

„Ich möchte gern gut Französisch lernen, und wie ich dies von einigen deutschen Damen höre, kann man das an Ihrer Fakultät."

„Je nachdem man sich danach anstellt," versetzte ich, „und Sie scheinen mir richtig dazu angelegt." Ein Wort gab das andere, und ich erklärte der Dame, daß ich schon mehreren anderen deutschen und englischen Studentinnen als onkelhafter Professor gedient und denselben zu vollgiltigen Diplomen verholfen habe.

Ich gewann das herzige Kind schnell sehr lieb, und da ich keck genug war zu denken, daß sie diese Gefühle im stande sei zu teilen, so heirateten wir uns bald darauf, da ich gerade in Ruhestand versetzt worden war. Wir zogen ans Meer, und ich kann immer noch ins Wasser springen, welches jeden Tag, bald morgens, bald abends mit der Flut seine Aufwartung macht und, bald sanft lispelnd, bald mit Donnerstimme fragt: Ist's immer noch nicht gefällig?" Ich aber stehe mit Martha ruhig auf dem Balkon unserer Villa Bijou, drehe meine Zigarette und meinen Schnurrbart und versetze: „Abwarten! Nirwana!"

XII.

# Schluß.

Wenn ich mich jetzt nach den Genossen meiner Jugend umsehe, so gewahre ich, nachdem mein Bruder Louis kürzlich dahingegangen, allenthalben eine trostlose Öde, und ich muß über die ganze Breite des Atlantischen Oceans und der Vereinigten Staaten bis zu den Ufern des Mississippi hinüberspringen, um den einzigen noch lebenden Kameraden wiederzufinden. Es ist Emil Pretorius, Herausgeber der „Westlichen Post" in St. Louis, (Mo.), Träger eines auch in Süd-Afrika seither rühmlich genannten Namens, aus jenem Alzei, woher auch der gewaltige Schwertgeiger stammt, welcher schon in den Nibelungen eine so gute Violine und noch bessere Klinge streicht. Wir haben uns seit mehr als 50 Jahren nicht wiedergesehen, aber darum weder aus den Augen noch aus dem Herzen verloren, und ich schaue Dich lebendig vor mir in der eleganten hellgrauen Sammetblouse und mit den dunkelsprühenden Augen, welche die furchtbarsten Verwüstungen unter den damaligen Gießener jungen Mädchen verursachten. Was haben wir, in jenen alten bemoosten Semestern nicht alles zusammen aufgeführt? Zuerst studiertest Du Architektur, wofür Gießen gerade der rechte Ort war, weil man dort sehen konnte, wie man nicht bauen soll. Dann aber sattelte st Du zu uns über auf die Jurisprudenz, und als es ans

Examen ging, zeigtest Du Dich als echten Deutschen. In der juristischen Fakultät war nämlich gerade ein neuer, ich glaube norddeutscher Professor aufgetaucht, welcher meinte, das Mündliche im römischen Recht müsse auf Lateinisch aufgeführt werden. Wäre ich an Deiner Stelle gewesen, so hätte ich dem gelehrten Herrn ein solches Kauderwelsch von französischen, italienischen und neu-lateinischen Brocken an den Kopf geworfen, daß er sofort zufrieden gewesen wäre; aber in jenem Augenblick hatte ich bereits das betreffende Examen hinter mir. Als nun die Reihe an Dich kam erklärtest Du dem pedantischen Examinator auf gut Deutsch, wir seien hier in Deutschland, und Du stehest bereit ihm in der Sprache dieses Landes Rede und Antwort zu geben, denn ein zukünftiger Richter oder Advokat habe mit seinem Publikum in einer allgemein verständlichen Weise zu verkehren, und Du müßtest ihn bitten, mit Dir das Gleiche zu thun. Dies geschah, und mit gutem Erfolg, sodaß wir Dich alsbald als Doktor utriusque juris tam civilis quam canonici begrüßen konnten. Außerdem warst Du aber auch ein vorzüglicher Turner und vermochtest Dich am Reck mit einem Arm schwebend bis zur Querstange zu erheben, als Gegenstand der Bewunderung für uns andere, die wir vergeblich das Gleiche zu thun versuchten. Mit dem Fechten sah es weniger brillant aus; denn merkwürdigerweise giebt das Turnen zwar die gewünschte Kraft, aber nicht die Behendigkeit des Auges und Armes, welche zur Handhabung des Schlägers erforderlich ist. Als es sich nun einmal für Dich ums Losgehen handelte, ließest Du Dich von mir, der ich „bei uns „Rhenanen" als Fuchsmajor und ständiger Klopffechter diente, auf einen unfehlbaren Brustnachhieb einpauken. Wir fuhren damals an einem wundervollen

Sommermorgen nach dem berühmten Schiffenberg, einem prachtvoll im Wald und auf einer Höhe gelegenen Wirtshause, in dessen Umgebung solche Vorgänge, fern von dem spähenden Auge der Schnurren, stattzufinden pflegten. Unsere Gegner thaten das Gleiche, und bei einer starken Steigung des Wegs traf es sich, daß unsere beiderseitigen Wägen dicht hintereinander fuhren, und so sahen wir uns ungeniert geradezu ins Gesicht. Da sagtest Du zu mir in Deiner gemütlichen Pfälzer Mundart: „So fahren wir dahin mit glatten Gesichtern, aber Wer weiß, mit was für verhaunen wir wiederkommen werden?" „Also wollen wirs lieber lassen," scherzte ich. „Nein, nein," riefst Du voll Entrüstung; „die Klöße (Dein Lieblingsgericht bei der Table d'hôte im Rappen) sind ausgeschöpft und müssen gegessen werden." So geschah es, aber ohne verhauene Gesichter; nur die erwähnten Brustnachhiebe wurden mit Erfolg angebracht.

Ein minder gefährliches aber ungleich beschwerlicheres Abenteuer bestanden wir während der Pfingstferien 1849, da wir, mehrere fidele Gesellen zusammen in die Rheinprovinz zogen, um die guten Eltern zu besuchen und deren gute Keller an Ort und Stelle abzustrafen. Als wir eines Tages in der Gegend von Kreuznach auf dem Rheingrafenstein und Sickingens Ebernburg sorglos herumspazierten, bemerkten wir mit Schrecken, daß in unseren Geldbeuteln die tiefste Ebbe eingetreten war. „Nun" sagte Einer von uns, „von hier bis Alzei ist's nicht weit, und wenn wir die Nacht durchmarschieren, so haben wir nicht von der Hitze zu leiden und sind bei guter Zeit an Ort und Stelle." Gesagt, gethan. Wir schritten wacker drauf los, nachdem ich mir einen tüchtigen Weinbergspfahl zur Stütze ausgerissen, und kamen um Mitter-

nacht an ein großes Straßenkreuz, von wo ab wir nicht mehr wußten, welcher Richtung wir zu folgen hatten. Nun ist Hessen bekanntlich dasjenige Land, welches die meisten Wegweiser in der Welt hat; aber es war so dunkel, daß wir deren Aufschriften nicht zu entziffern vermochten. Unser Turner kletterte zwar an den Pfosten in die Höhe und versuchte die dort gegebenen Anordnungen mit Zündhölzchen zu beleuchten. Letztere wurden jedoch von dem kühlen Nachtwinde ausgeblasen, und wir waren so klug wie vorher. So tappten wir aufs geradewohl in einer der uns zur Wahl gestellten Richtungen weiter, zwei Stunden lang, auf sehr müden Füßen und noch leererem Magen. Da begann sich eine gewisse Helle über den östlichen Horizont zu verbreiten. Du standest stille, deutetest auf zwei leichte Anhöhen, deren Umrisse im Morgengrauen sichtbar wurden und riefest mit Deinem Lieblingsfluch aus: „Himmel-Kreuz-Donnerwetter, des sinn die Katzeköpp auf der Straß von Menz nach Alzei!“ „Wie weit?“ fragte ich. „Noch zwei gute Stunden“, war die Antwort. Todmüde wie wir waren, wanderten wir dieselben doch noch durch, so daß unser gemütlicher Nachtmarsch, statt der vorgesehenen 4 Stunden, deren 8 ausmachte.

Solche Proben stählen das Herz und die Beine, und wenn wir seitdem uns durch größere Schwierigkeiten durchgerungen haben, so sind doch die Erinnerungen an jenen Gewaltmarsch und die Paukerei im Grünen auf dem Schiffenberg äußerst ergötzlich und stehen mir heute noch so lebhaft vor Augen, als hätte ich diese Geschichten erst gestern erlebt. Olim meminisse juvabit. „Soldat, denkst Du daran?“

Verlag von Emil Roth in Gießen.

# Am Sterbelager * * * * * des Jahrhunderts.

## Blicke eines freien Denkers aus der Zeit in die Zeit.

Von

**Professor Dr. Ludwig Büchner,**

Verfasser von „Kraft und Stoff“ etc.

zweite vom Verfasser durchgesehene und ergänzte Auflage.

Mit Portrait und Facsimilie des Verfassers.

**8°. 24 Bogen broch. M. 5.—, in eleg. Orig. Leinenband M. 6.—.**

## Inhalt.


I. Einleitung.
II. Die Wissenschaft.
III. Die Philosophie.
IV. Der Materialismus.
V. Die Religion.
VI. Der Spiritismus.
VII. Die Naturheilkunde.
VIII. Die Politik.
IX. Der Anarchismus.
X. Die Gesellschaft.
XI. Die Frauenfrage.
XII. Die Judenfrage.
XIII. Die Litteratur.
XIV. Schlußwort.


„Die schriftstellerische Thätigkeit Ludwig Büchners ist bewundernswert. Als Vorkämpfer einer auf Vernunft und Freiheit gegründeten Weltanschauung steht er in erster Linie da. Klarheit und Volkstümlichkeit zeichnen seine Schriften aus. In seiner Argumentation ist er überzeugend, seine Waffen liefert ihm ein eminentes Wissen, und er scheut sich nicht, aus diesem Wissen die logischen Konsequenzen zu ziehen. In seinem neuesten Werk „Am Sterbelager des Jahrhunderts“ finden die wichtigsten Menschheitsfragen eine lichtvolle und fast erschöpfende Behandlung, u. s. w.“

Milwaukee-Freidenker.

„Am Sterbelager des Jahrhunderts“ ist der Titel eines inhaltreichen und gehaltvollen Werkes, in welchem Ludwig Büchner die hauptsächlichsten Kultur-Erscheinungen des abgehenden Jahrhunderts einer kritischen Beurteilung unterwirft und dem heranziehenden Zwanzigsten Jahrhundert das Horoskop stellt. Niemand konnte dazu mehr berufen sein, als der geistvolle Verfasser von „Kraft und Stoff“, welcher mit diesem Buche in die geistige Bewegung des Jahrhunderts in einer Weise eingegriffen hat, welche nicht nur in Deutschland, sondern durch die ganze Welt epochemachend wurde. . . . . .

Mit hoffnungsvollem und hellem Blick sieht Büchner in die Zukunft. Von dem neuen Jahrhundert erwartet er, daß es die zahllosen Entwicklungskeime unserer Zeit zur vollen Entwicklung und Reife bringen und ihnen die allgemeine Anerkennung in der Welt- und Lebensanschauung erzwingen werde.

Wer sich für die geistigen Bestrebungen der Gegenwart, für ihre Probleme, ihre Herkunft und ihre Ziele interessiert, wird dieses gedankenreiche, anregende Buch mit Genuß lesen, zumal es in einer einfachen, volkstümlichen Sprache abgefaßt ist und keine gelehrten Studien voraussetzt.“

Berliner Tageblatt.

Fürstlich priv. Hofbuchdruckerei (F. Mitzlaff) Rudolstadt.

DD 211 .B84 A3 1900 C.1
Das "tolle" Jahr, vor, wahrend
Stanford University Libraries
3 6105 039 135 780